

1. BAND

1. BAND 1946

BERGE
DER
WELT

BERGE DER WELT

Herausgegeben von der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen

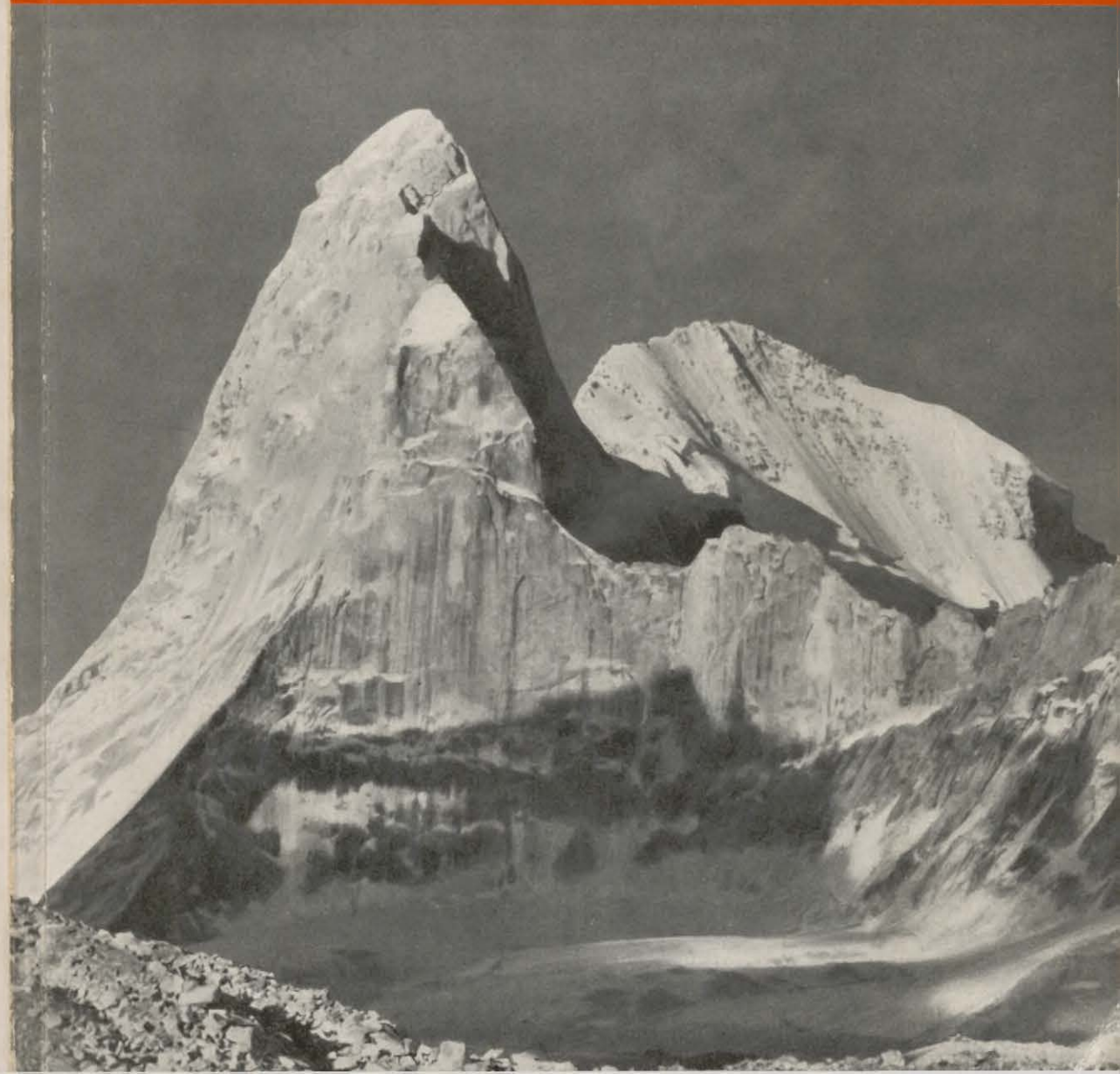
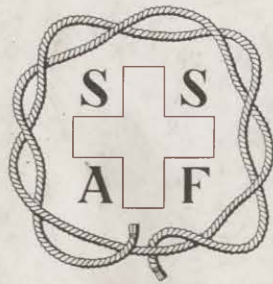
Interverlag AG. Zürich

1946

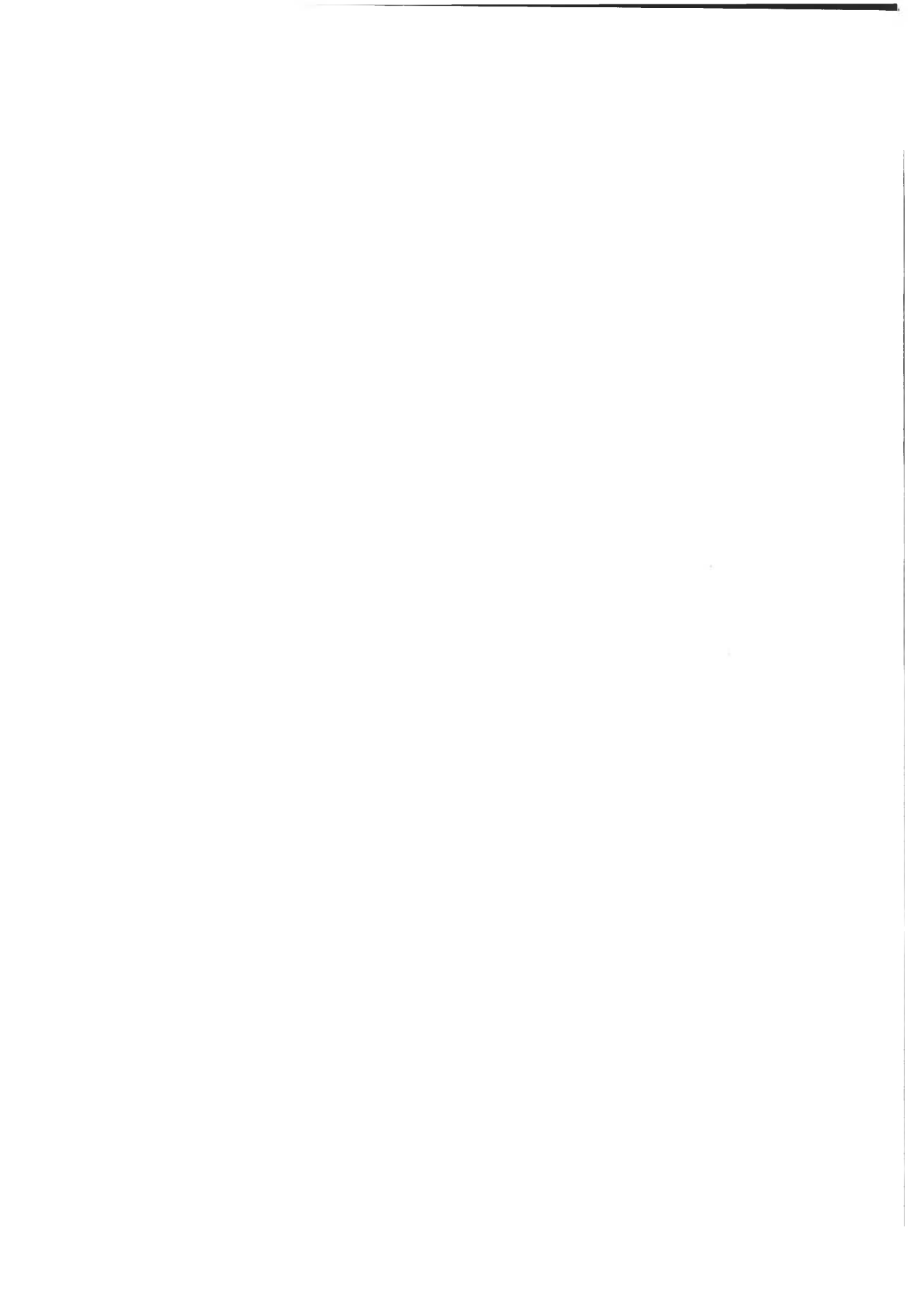
EXPEDITIONEN

ALPINISMUS

WISSENSCHAFT



*Editions
Interverlag AG.
Zürich*



BERGE DER WELT

Herausgegeben von der Schweiz. Stiftung für Alpine Forschungen

1. Band 1946

Alpinismus
Expeditionen
Wissenschaft

Redaktion
André Roch
Hermann Frick
Hans Roelli

INTERVERLAG AG. ZÜRICH

Alle Rechte, insbesondere auch das Recht des auszugsweisen
Nachdrucks, vorbehalten

Copyright 1946 by Interverlag AG. Zürich
Printed in Switzerland

Druck Buchdruckerei Davos AG. Davos-Platz

Clichés Interverlag AG. Clichéanstalt Zürich



**Schweizerische
Stiftung für Alpine Forschungen**

**Mitglieder
des Stiftungsrates**

Karl Weber, Präsident
Dr. h. c. Felix Gugler
Dr. Werner E. Iten
Dr. Walter Amstutz
Dr. Hans Bracher
Ernst Feuz

Korrespondenten

Lucien Devies, Paris
Charles Gos, St. Niklaus
Dr. Oskar Hug, Zürich
Arnold Lunn, London
Mrs. Wade Martin, Washington D. C.
Bartlett Morgan, Montreal
Colonel Strutt, Edinburg
Bradford Washburn, Boston
Wintrop Geoffrey Young, London

Aus der bisherigen Tätigkeit der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen

Expeditionen

Schweizerische Himalaya-Expedition 1939 (Garhwal)

Expeditions-Filme

Schweizer im Himalaya (Roch-Zogg-Steuri-Huber)

Publikationen

Schweizer im Himalaya (Zürich 1939 und 1940)

Naar de Toppen van de Himalaya (Arnheim 1941)

Leslie Stephen: Der Spielplatz Europas (Zürich 1942)

André Roch: Karakoram Himalaya (Neuchâtel 1945)

Carl Egger: Pioniere der Alpen (Zürich 1945)

André Roch: Garhwal Himalaya (Neuchâtel 1946)

André Roch: In Schnee und Eis (Zürich 1946)

In Vorbereitung

Marcel Kurz: Außer-alpine Schweizer Forscher

«Berge der Welt» erscheint periodisch in deutscher und französischer Ausgabe. Die Redaktion nimmt interessante Artikel, Photos und Dokumente zur Publikation dankbar entgegen und bittet um unverbindliche Einsendung an die Adresse:

Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen, Binzstraße 23, Zürich
(Telegramm-Adresse: Dunagiri Zürich)

Die Autoren werden höflichst gebeten, Manuskripte wenn irgend möglich im Doppel, maschinengeschrieben mit großem Durchschuß, und eventuell mit entsprechender Rohübersetzung einzusenden.

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
1. Vorwort, von André Roch	11
2. Robert Schöpfer, von Hans Roelli	13
3. Versuch einer Chronologie der Höhenrekorde im Gebirge, von Marcel Kurz	17
4. Der französische Alpinismus während des Krieges, von Lucien Devies	49
5. Die Felswand, von C. F. Meyer	66
6. Erinnerungen an Klettertouren an der Argentine von 1941 bis 1944, von Georges de Rham	67
7. Grand Cornier, von Loulou Boulaz und Pierre Bonnant	84
8. Die Nordwand des Velan, von Loulou Boulaz	85
9. Zinal-Rothorn-Nordflanke, von Loulou Boulaz	87
10. Die Obergabelhorn-Südwand, von E. Wenzel	89
11. Das Obergabelhorn über die Nordostflanke, von Alipe Rauch	97
12. Mont Durand-Nordflanke, von Pierre Bonnant	100
13. Der Furggen-Graf, von René Dittert	103
14. Die Cresta di Santa Caterina am Nordend, von Dr. Hans Oertli	113
15. Neue Wege und interessante Besteigungen in den Walliser Alpen Aiguille d'Argentièrè — Dent d'Hérens — Zinal Rothorn — Nord- end — Sporn des Sattels — Mischabeldom — Alphubel — Lenz- spitze — u. a. m.	122
16. Technische Ueberlegungen zum Problem der Lawinenbildung, von Edwin Bucher	131
17. Neue Wege im Baltschiedertal Stockhorn — Bietschhorn — Jägihorn — Gredetschhörnli — u. a. m.	142
18. Die Nordostwand des Finsteraarhorns, von Hermann Wäffler	151

	Seite
19. Die Nordwand des Studerhorns, von Loulou Boulaz	166
20. Die Roten Zähne am Gspaltenhorn, von Jörg Wyß	169
21. Tschingelspitz S-Wand, von Edwin Krähenbühl	173
22. Jungfraubahn und Hochalpine Forschungsstation	176
23. Bergsteigerschule Rosenlauri, von Heinz Münger	179
24. Erstbegehung der Ulrichspitz-Nordwand in den Engelhörnern, von W. Rübenstahl	181
25. Hohjägiburg NW-Wand, von Edwin Krähenbühl	184
26. Neue Routen und interessante Besteigungen in den Berner Alpen Weiße Frau — Morgenhorn — Gletscherhorn — Jungfrau — Eiger — Wetterhorn — Gstellhorn — Engelhörner — Kingspitz — Ochs — u. a. m.	187
27. Alpgnoferstock-Westgipfel-Südwand, von F. Wörndle	195
28. Traversierung der Kreuzberge, von Ernst Anderegg	201
29. Neue Routen in den Kreuzbergen, von Ernst Anderegg	207
30. Neue Wege und interessante Besteigungen in der übrigen Schweiz Waadtländer-, Freiburger-, Innerschweizer-, Glarner-, Tessiner-, Bündner-Alpen, Säntisgebiet	215
31. Weltchronik der Berge	218
32. Dr. Julius Kugy, von Ernst Feuz	221
33. Die physiologischen Wirkungen des Hochgebirgsaufenthaltes, von Dr. R. Stämpfli	223
34. Das Pervitin im Dienste des Alpinismus, von Dr. Maurice Roch	232
35. Kaukasus-Fahrt 1929, von Ugo di Vallepiana	235
36. Bibliographisches	253

ILLUSTRATIONEN

	Tafel	bei Textseite
Triplet	1	48
Dent du Requin	2	48
Grandes Jorasses	3	48
Ailefroide	3	48
Barre des Ecrins	4	48
Argentine	5-7	64
Mont Velan	8	64
Mont Dolent	8	64
Zinal Rothorn	9/12	80
Obergabelhorn	10/11/13	80/96
Dent d'Hérens	13	96
Matterhorn	14-16	96
Mischabeldom	17	112
Nordend-Santa Caterina	18-20	112
Jäghorn	21	128
Breitlauhorn	21	128
Gredetschhörni	21	128
Lawinen	22-23	128
Baltschieder Stockhorn	24	128
Bietschhorn	25-28	144
Finsteraarhorn	29-31	160
Jungfrau	32	160
Weitherhorn	32/33	160/176
Engelhörner	34-36	176
Kreuzberge	37-39	192
Uschba	40	192

Die Photos stammen von

R. d'Agop	3
L. Davies	4
R. Dittert	31
Eidg. Landestopographie	32
E. Gos	5/8
R. Gréloz	1/3
E. Gyger	29
A. Klopfenstein	9/12/17
B. Lendorf	35
F. Marullaz	18
E. Meerkämper	22/23
S. Pulver	38/39
G. de Rham	6/7/10/19/21/26
W. Rübenstahl	34/36
P. Schafflützel	38
V. Sella	40
SwiBair AG.	8/25
A. Tissières	19
H. Wäffler	31
A. Wegmann	37
E. Wenzel	11/14/15/16

Photos, bei denen kein Photograph vermerkt ist, stammen von André Roch, die Federzeichnungen im Artikel «Chronologie» von Marcel Kurz.

VORWORT

Die Berge mit all' unsern Sinnen intensivst aktiv erleben –
über die Erlebnisse gründlich nachdenken –
und davon dem andern Kenntnis geben –
soll Sinn und Ziel unseres Bergsteigens sein.

Dr. Oscar Hug

Die Alpen, dieser vielgestaltige Gebirgsbogen im Herzen Europas, sind vollkommen erschlossen. Die Zeit des Pioniertums liegt hinter uns. Doch damit ist die Aufgabe des Alpinismus, dessen Betätigungsfeld sich über alle Weltberge erstreckt, nicht erfüllt. Vor allem in den Hochgebirgen Asiens und Amerikas harren noch gewaltige bergsteigerische Probleme ihrer Lösung.

Während sich bei großen Fahrten in den Alpen die Schwierigkeiten erst in der letzten Phase der Besteigung summieren, so stößt der Erforscher fremder Gebirge bereits im Anmarsch auf große Probleme, seien es Transportschwierigkeiten, erschwerte Nahrungsbeschaffung, mangelnde Unterkünfte oder ungeheuer zeitraubende Anstiegswege. Höchstes bergsteigerisches Können in Fels und Eis ist hier nur dann von ausschlaggebender Bedeutung, wenn es verbunden ist mit Kühnheit und Zähigkeit, Entschlußkraft und Intelligenz, Aufopferung und Pflichtgefühl. So wie ein Volk von Fischern und Matrosen große Seefahrer hervorbringt, zählt auch ein Volk von Berglern bedeutende Erforscher der Gebirge unter seinen Söhnen. Mehrere unserer Bergführer haben dies in den fünf Erdteilen bewiesen.

Die «Schweizerische Stiftung für alpine Forschungen» hat sich zur Aufgabe gemacht, Expeditionen nach den verschiedenen Gebirgen der Weltkugel zu fördern und zu unterstützen.

Die Stiftung veröffentlicht dieses Werk mit der Absicht, durch Bergsteigerberichte von Fahrten in den Alpen und in anderen Gebirgen der Welt, den Leser mit der Größe der noch zu lösenden Aufgaben

des Alpinismus vertraut zu machen. Jedes Jahr soll ein neuer Band erscheinen; wir hoffen, daß wir damit dazu beitragen, zwischen den Bergsteigern eine Zusammenarbeit und einen Gedankenaustausch aufrecht zu erhalten, die es jedem erlauben, seine Persönlichkeit zu entwickeln, seine Kenntnisse zu erweitern und der Erforschung der fernen Gebirgsketten immer größeres Interesse entgegenzubringen.

André Roch

Dank der Stiftung

Den Autoren, der Redaktion, dem Verlag, der Druckerei, den Firmen und allen anderen, die zur Bereicherung und Gestaltung dieses ersten Bandes «Berge der Welt» beigetragen haben, spricht die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen auch an dieser Stelle den besten Dank für die wertvolle Mitarbeit und Förderung aus.

ROBERT SCHÖPFER

Die Schweizerische Stiftung für alpine Forschungen denkt bei der Herausgabe dieses Jahrbuches an ihren Gründungspräsidenten Robert Schöpfer. Er ist bei uns als Politiker, als scharfer Fechter und Verfechter seiner Meinungen und Werke bekannt geworden. Daß er als guter Mensch das Beste erstrebte und Wahrheit verlangte, ahnten, die ihn nur oberflächlich kannten, nicht, daß er, als Lobpreiser und Verwurzelter unserer Heimat, mit den Bergen, der irdischen Vollendung unserer Erde, verbunden war, wissen die Jüngerer unter uns kaum mehr. Wir wollen darum zurückblicken und aus der Fülle seines Bergsteigerlebens nur die Jahre 1903 bis 1907 herausgreifen, in denen Robert Schöpfer als Zentralpräsident des Schweizer Alpenclubs Vorbildliches leistete, in jene Zeit fielen besonders bedeutsame Beschlüsse über die Erstellung der Berghütten. Der tatkräftige Präsident brachte Frische und Unternehmungslust, mit dem Bau der Berghäuser förderte er gleichzeitig auch das alpine Wandern. Er selber blieb dabei nicht zurück und bezwang manche Berge und Gipfel, Felsen und Gräte.

Aber der großgewachsene bestimmte Mann mit der klugen Stirne und den buschigen Brauen maß sich nicht nur mit seinen Bergen: das Verlangen nach Steigerung der eigenen Kräfte ließ ihn emporwachsen, Wunsch und Begehrt, auf Gipfeln und über den Gipfeln in der Nachbarschaft von Blau und Gestirnen zu stehen, beherrschten ihn. Er gab sich nicht mit dem Feierabend, mit dem lässigen Garten im Tale zufrieden; er trieb als tätiger und erkennender Mensch vorwärts und hinan. Er kämpfte um die Stufen des Lebens, ihre Ausblicke und Offenbarungen und ihr Ziel, das in Tod und Unendlichkeit

mündet. Er lebte ein einzigartiges umrundendes Schweizertum: als Diener für sein Land, als Vater für seine Familie, als Freund für seine Freunde und als Schönheitstrunkener der Landschaft. In künstlich gezogene und betonte Grenzen wollte er die Berge nicht zwingen – vor seinen Blicken wogte ein aufgewühltes, von Licht und Leuchten, Abendtiefen und Silbersicheln verzaubertes Meer, das nicht an Ufer, nicht an Rand und Grenze schlug. Für ihn war der Kern der Berge überall der selbe: Aufbruch aus sanftem Grün, plötzliches Aufspringen und schmucklose steinerne und verfirnte Ankunft in der Wölbung des Himmels, in der Schlichtheit der Größe, im unermeßlichen Angesicht Gottes. Ihm schenkten das Tal den köstlichen Aufblick und der Berg die gewonnene Zuversicht. Für ihn waren Berggänger und Bergführer Männer, die den Schlüssel besaßen, um das Tor des Himmels aufzuschließen. So konnte seine Beziehung zum Bergführer nur freundschaftlich und bewundernd sein: er glaubte an die Berufung des Führenden und sah in seinen Augen das Blauende und Losgelöste, an Grenzen nicht Haftende. Denn auch er schritt unermüdlich aus, öffnete Türen und Hecken und umfaßte auf den Gipfeln seiner Heimat: die Gipfel der Welt! Solches Tun, solch bewußtes Ueberschreiten der gezogenen Grenzen brachten ihm von allzu Beengten Vorwürfe: er stürze sich aus der Heimat hinaus in fremdgebirgige Abenteuer. Waren aber diesem weitblickenden Wanderer nicht auch die Gebirge fremder Kontinente Heimat, Sehnsucht und Einkehr zugleich?

Er ließ sich nicht beirren. Er fand Gleichgesinnte, begeisterte Freunde und Helfer. Die Taten und Erfolge der «Ersten Schweizerischen Himalaja-Expedition» gaben ihm recht und lösten die Zweifel. Leider brach auch hier der Krieg ein hoffnungsvolles Beginnen ab.

Noch in späteren Jahren, in der Zeit der bedächtigen und langsamen Schritte, zog es den Rastlosen hinaus und empor. Von seinem Landhaus im Riedholz, das verwunschen in Busch und Wiesen ruht, pilgerte er oft auf seinen geliebten stolzrückigen Weißenstein. Er bevorzugte das Gehen im dunklen Wald und spürte den Tierwechseln nach. Er barg sein Gesicht in Tann und Moos, um – plötzlich hinaustretend – von Helle und Weite überrascht und geblendet zu werden. Jene vergletscherten Bilder, die ihn einst lockten und riefen, lagen am fernen Rande des Horizontes, unbeweglich, ausgehämmert und



gleichzeitig doch voller weißer Träume. So flammend und überzeugend er sonst auch sprechen konnte – : vor der Urkraft der Berge wurde er still und versonnen. Er konnte nach seiner Rückkehr ruhig im Fensterbogen sitzen und seine Zigarre rauchen. Das Geplänkel der Freunde kümmerte ihn nicht. Er mischte sich nicht ein; er entwirrte keine Meinungen. Dafür leuchteten seine Augen, und seine wenigen Worte klangen wie ein Lied...

Vor fünf Jahren starb Robert Schöpfer. Der Tod überraschte ihn, den noch Ungebeugten, aufrecht, wie er immer war, steht er in unserer Erinnerung.

Wir finden in Wesen und Gebärde aller Bergmänner Verwandtes: Kraft und Treue, Vertrauen und Ansporn, Sehnsucht und Erfüllung. Solch zäher und lauterer Art sind sie auch heute noch, solcher Bergliebe und herber Freude sind sie heute noch fähig.

Es ist für uns alle tröstlich zu wissen, daß die steilaufragenden Gebirge aus der Unsicherheit der Dämmerung, dem Widerstreit der Menschen und ihrer Kümmernisse herausheben und uns jene ungespiegelte Klarheit und Süße schenken, deren wir notwendig bedürfen. Nicht so sehr der Berg wird von uns bezwungen: wir bezwingen uns selbst im Aufstieg und erfahren auf dem makellosen Gipfel Erkenntnis, Reinheit und Liebe. Es ist, als recke uns ein gewaltiger Arm dem unendlichen Walten und Wissen entgegen. Das Berg-Erlebnis ist vollkommen an Höhe und Tiefe, an beiden. Höhe und Tiefe werden im Innersten, im Schönsten offenbar: die Höhe läßt uns das Wunder des All und seiner Ordnung schauen – Sonne, Mond und Sterne berühren uns geschwisterlich – ; die Tiefe dagegen verliert ihre vermeintliche Schwere und Verschlossenheit und gibt sich uns wellig und flaumig und aufgetan wie ein junger Frühlingstag.

Hans Roelli

Versuch einer Chronologie der Höhenrekorde im Gebirge

von Marcel Kurz

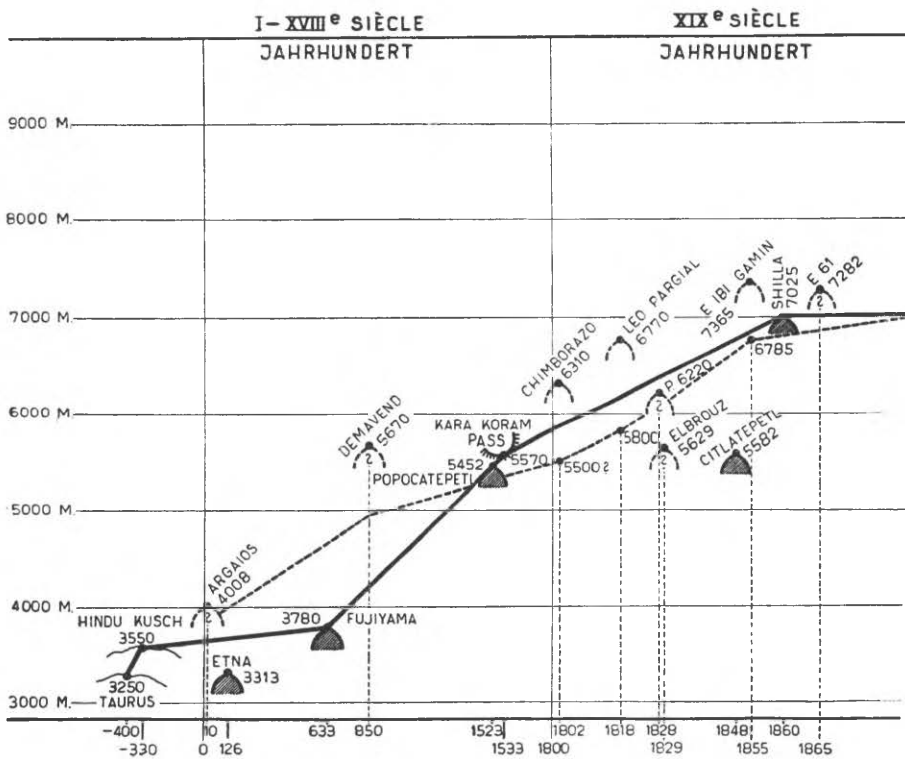
Chronologie und Geographie
sind die beiden Augen der Geschichte

Die Redaktion dieser Zeitschrift ist mit der Frage an mich herangetreten, ob es möglich wäre, eine Kurve der Höhenrekorde, die der Mensch im Laufe der Jahrhunderte errungen hat, zu rekonstruieren. Ich habe diesen Versuch unternommen, ohne mich durch die notwendigen, langwierigen Untersuchungen abschrecken zu lassen. Da mich der Gegenstand interessierte, stürzte ich mich Hals über Kopf auf die Lösung.

Sehen wir vorerst zu, ob der Begriff «Rekord» hier am Platze ist und was er, genau genommen, bedeutet. Nach Larousse meint «Rekord» eine «offiziell festgestellte sportliche Tat, die alles bisher auf diesem Gebiete Erreichte übertrifft.»

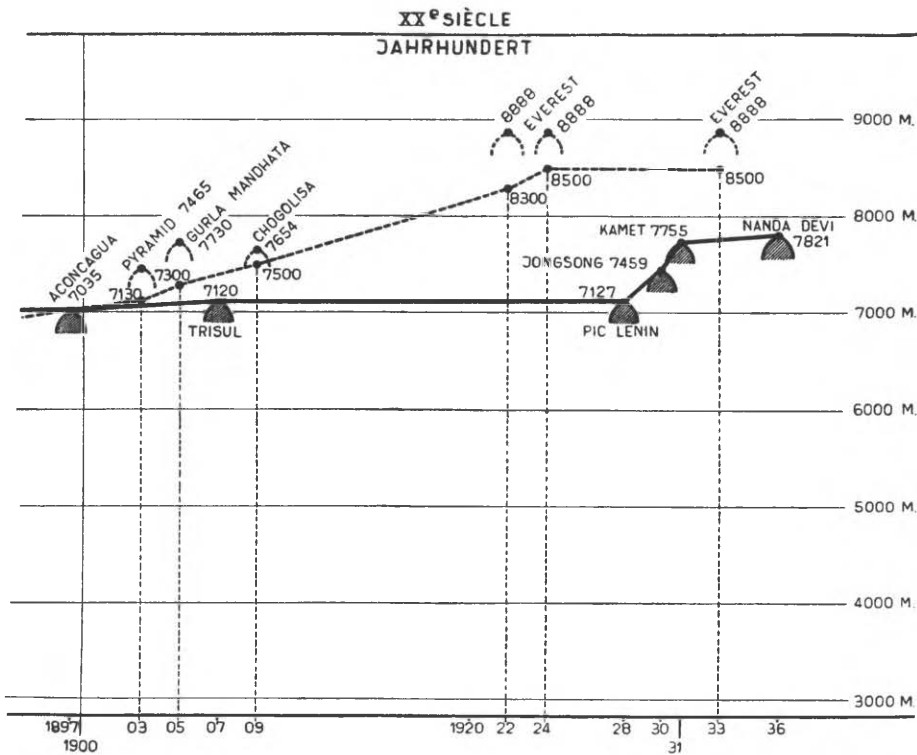
Ueber das Adjektiv «sportlich» ließe sich streiten, da die Mehrzahl der im folgenden verzeichneten Rekorde keine sportlichen Taten waren, besonders im Altertum. Es hat unbewußte Rekorde gegeben, die aufgestellt wurden, noch bevor dieser Begriff, der englischen Ursprungs ist, die Bedeutung angenommen hat, die man ihm heute zuspricht. Im übrigen sind in jener Epoche nur wenige Rekorde offiziell festgestellt worden. Hingegen paßt die Definition ganz gut zu unserer modernen Auffassung. Die jüngsten angelsächsischen Eroberer der Berge haben sich gleichwohl bei ihren Versuchen am Everest oder am Chogori weniger um die erreichte Höhe gekümmert als um das Endziel: den Gipfel des Berges und sogar der Welt.

Ich fragte mich auch oft im Verlaufe dieser Untersuchung, ob ich nicht offene Türen einrenne und ob diese schwierige Arbeit nicht etwa schon einmal von irgend einem wohlmeinenden Benediktiner



vollbracht wurde. Aber ich konnte trotz meiner Nachforschungen nichts dergleichen finden.

Und im Fortschreiten meiner Arbeit wurde ich durch die bedeutsame Tatsache überrascht, daß, einige hohe amerikanische Vulkane ausgenommen, die aufsteigende Kurve der Rekorde sich offenbar nach dem Orient richtet und die Alpengipfel vollständig ausschließt. Das kommt daher, daß der Fujiyama (3780 m) bereits im Jahre 633 erstiegen wurde, was die berühmte Ersteigung der Rochemelon (3537 m) im Jahre 1358 in den Schatten stellt. Im Zeitpunkt, da der Karakoram-Paß (5570 m) traversiert wurde (1533), hat die Erforschung der Alpen noch nicht einmal begonnen, und der Rekord von 5570 m schließt zum voraus jede alpine Konkurrenz aus, da doch der höchste Alpengipfel (der Mont Blanc) nur 4810 m erreicht.



Es wird sich zeigen, daß, nachdem sich die täuschenden Nebel der Mythologie gelichtet und sich vom Olymp über den Sinai zum Kailas verzogen, dabei selbst den Ararat gestreift hatten, unsere Kurve mit den Armeen Xenophons und Alexanders die großen pontischen und asiatischen Ketten überschreitet, und zwar während der Orientkriege. Kurz nachher teilt sie sich in zwei unabhängige Zweige: auf der einen Seite haben wir eine Aufeinanderfolge von Versuchen, die den Menschen immer höher vorstoßen und immer mehr dem Ziel sich nähern lassen, ohne es je wirklich zu erreichen, – immerhin Höhenrekorde schlagend, – auf der andern Seite ein Crescendo wahrhaft bezwungener Gipfel, auf denen der ehrgeizige Eroberer seinen Bergstock, später seinen Eispickel aufpflanzt oder einige Steine zusammenfügt, um seinen Triumph zu pflastern.

An einigen Punkten, durch Fragezeichen gekennzeichnet, bleibt unsere Kurve zögernd, sobald eine erreichte Höhe oder ein bezwungener Gipfel umstritten oder nicht verbürgt ist. Wir werden sehen, daß schon vor Christi Geburt die ersten Rekorde unbewußt von ganzen Armeen geschlagen wurden, welche die hohen Bergketten überschritten, sodann von vereinzelt Pilgern, die heiliggehaltene Vulkane erstiegen.

Die Vulkane, besonders diejenigen Mexikos und Westasiens, übten eine beträchtliche Anziehungskraft auf den Menschen in seinem Kampf mit dem Gebirge aus. Das ist natürlich, weil sie gewöhnlich alleinstehende, besonders augenfällige Gipfel sind, regelmäßige Kegel, die dem Ersteiger keine ernstlichen Schwierigkeiten bereiten. War einmal der höchste Vulkan bezwungen, so galt es, noch höherragende Berge aufzusuchen. Solche waren aber nur in Asien vorhanden und sie erwiesen sich auch als viel schwieriger.

Unsere Rekordkurve ist sicherlich nicht fehlerfrei, besonders in ihrem Anfangsteil, da viele Quellen für alle Zeiten verworren und zweifelhaft bleiben werden. Manche Gipfel sind nur in der Phantasie wohlwollender Autoren bezwungen worden oder in der Anmaßung ehrgeiziger Eroberer. Es ist zuweilen recht schwer, wenn nicht unmöglich, zwischen Schein und Wirklichkeit zu entscheiden. Das betrifft z. B. den Fall des Argaios (4008 m) im Jahre 10 und des Demavend (5570 m) im Jahre 850. Die ersten mit Sicherheit festgestellten Gipfelbesteigungen sind die zweier von einander sehr entlegenen Vulkane, des Aetna (3313 m) im Jahre 126 und des Fujiyama (3780 m) im Jahre 633. Man kann sich fragen, was in diesen frühen Zeiten den Menschen zu den Bergen gezogen hat. Im Altertum und im Mittelalter standen nicht Rekorde in Frage. Die Armeen folgten den Wegen, welche ihnen die Umstände aufnötigten, und die Pilger wagten sich auf die hohen Vulkane, weil sie heilige Berge waren, wie fast alle im Orient.

Ihnen folgten die Gelehrten, die Physiker, welche die Krater zu sondieren suchten, um zu ergründen, warum diese hohen Berge Feuer und Lava spießen. Man findet eine erste Erzählung dieser Art im Jahre 1831 im Bericht eines Franzosen, der einen Versuch am Chimborazo beschreibt (Abschnitt 13).

Bis ins 19. Jahrhundert hinein wird die Richtigkeit unserer Kurve nicht über allen Zweifeln erhaben sein, und man wird sich wahrscheinlich kaum je über die exakte Linie verständigen können, da die Geschichte immer der Wirklichkeit nachhinkt. Wohl stützt sich unsere Chronologie auf bekundete und bewiesene Tatsachen, aber es bleibt sehr wahrscheinlich, daß manche sehr hohe Gipfel und Pässe längst überwunden waren, bevor sie in den ältesten auf uns gekommenen Berichten erwähnt wurden.

Trotz aller dieser Vorbehalte war es von Interesse, diese Studie zu machen, und es wundert mich nur, daß sie nicht schon viel früher unternommen wurde. Sollte sie zu Erörterungen führen und sollten diese die vorgeschlagene Kurve rektifizieren, so wird meine aufgewendete Zeit nicht verloren sein; ich werde es im Gegenteil mit einer gewissen Genugtuung begrüßen. . .

1. Ararat, 5163 m

Nach der biblischen Erzählung landete gegen das Ende der Sintflut, im 600. Altersjahr Noahs (ungefähr 1500 Jahre nach der biblischen Welschöpfung und 3000 Jahre vor Christus), am siebzehnten Tage des siebten Monats die Arche Noahs auf dem Berge Ararat, – eine sehr bequeme und originelle Art, den ersten Rekord zu schlagen. Den Armeniern ist dieser Berg heilig. Sie glaubten, die Arche sei nach ihrer Landung auf diesem Gipfel unberührt geblieben, und, um sie vor Zerstörung zu bewahren, habe Gott verboten, sich ihr zu nähern.

Die erste authentische Besteigung vollführte erst Friedrich Parrot am 27. September 1829, der gleiche, der später der Parrotspitze im Monte-Rosa-Massiv seinen Namen gegeben hat. Er pflanzte auf dem Araratgipfel das christliche Kreuz auf. Weitere Ersteigungen fanden in den Jahren 1840, 1845 und 1850 statt. Ueber seine Ankunft auf dem Gipfel schreibt der russische General Chodzko: «Am 18. August (1850) strahlte die Sonne in vollem Glanze und der Gipfel des biblischen Berges entfaltete vor unseren Augen seinen prächtigen weißen Mantel. Immerhin waren die Niederungen unter einem weißen Vorhang dichten Nebels verborgen, der einem Eismeer glich, aus

welchem Dämpfe aufstiegen und sich zu Wolken verdichteten. Ein starker Wind fegte sie über uns mit einem eisigen Schnee hinweg, der uns die Augen verklebte, aber nichts hinderte unsern Vormarsch. Um 10 Uhr morgens erreichten wir endlich die Höhe der Kuppel des Ararat.»

«Sie ist leicht gewölbt, der höchste Punkt ist in der Mitte eines Kreises, der seine Unterlage bildet und nach Khanikoff 1132 Schritte im Umfang mißt. Die Kuppel ruht auf spitzen Felsen mit Ausnahme dieser Seite, von welcher wir gekommen sind. Vom Gipfelpunkt schweift die Aussicht ins Grenzenlose. Im Norden unterscheidet man einen leichten weißen Fleck: den Elbrus in einer Entfernung von 400 km. In der gleichen Richtung erhebt sich in einer Entfernung von 200 km der Kasbek. Zu beiden Seiten dieser Riesen zieht sich eine Bergkette, die zwei Meere trennt. Im Osten zeigt sich der Gokhtcha, ein erloschener Vulkan. Im Süden breitet sich ein Panorama, welches über den Berg Savclan in Persien hinweg sich in die Unendlichkeit verliert . . . Um 10 Uhr 20 Minuten pflanzte ich im Schnee ein schwarzes, 2 m hohes Holzkreuz auf. Wir stiegen dann zu unserem letzten Camp zurück.»

2. Sinai, 2602 m

«Der Ewige kam auf den Berg Sinai hernieder, auf die Spitze dieses Berges. Er rief Mose auf des Berges Gipfel und Mose stieg hinan» (2. Mose, 19, 20).

Das fiel auf das Jahr 1619 v. Chr.

Nach dem biblischen Bericht machte Mose zweimal in einem Tage den Aufstieg auf diesen Berg, was für den wirklichen Sinai (2602 m) unmöglich scheint. Die Historiker sind sich darum über seine Lage nicht einig, die zweifelhaft bleibt. Der Sinai, wo Mose die Vision des brennenden Dornbusches sowie die große Offenbarung hatte, wird auch Horeb genannt (Berg der weißglutigen Hitze). Er entspricht vielleicht dem Djebel Mousa (Moseberg), der nur 2314 m mißt.

Die Bezeichnung Sinai wird oft für das ganze Massiv gebraucht, während Horeb insbesondere die Spitze bezeichnet, wo Mose die

Gesetzestafeln behündigt wurden. Im Jahre 527 errichteten Kaiser Justinian und seine Gemahlin Theodora ein Kloster an der Stelle, wo sich bereits ein alter Turm erhob. Dieses Kloster wurde ein Jahrhundert später von Mahomed selbst beschirmt, der viel Christentum mit seiner neuen Glaubenslehre vermischte. In diesem Kloster übernachteten heute die Besucher, welche den heiligen Berg besteigen wollen. Der Ausflug dauert ungefähr fünf Stunden. Man geht durch den Garten im Süden des Klosters und windet sich durch Fußpfade und in den Fels gehauene Treppen. Man wandert zwischen dem Judenberg und dem Horeb, gelangt an einen Brunnen, dann an eine der Jungfrau geweihte Kapelle und schließlich auf eine kleine Plattform, wo man unter Zypressen an einer Quelle klaren Wassers sich ausruht. Höher stößt man auf Ruinen einer einst in einer Senkung errichteten Kapelle, die man als die Grotte ansieht, in welche Elias sich vor der Verfolgung durch Jezabel geflüchtet haben soll. Auf dem Gipfel des Sinai findet man wieder die Ueberreste einer Kapelle und einer Mose geweihten Moschee. Das ist der Ort, von wo aus Mahomet nach musulmanischer Tradition in den Himmel entführt wurde. Sein Kamel ließ auf dem Felsen eine Fußspur zurück. «Welches immer der Glaube oder die philosophische Ueberzeugung des Reisenden auch sein mögen, es wäre bedauerlich, wenn er ungerührt bliebe auf dieser schmalen Plattform, die so großen Erinnerungen geweiht ist, während sein Blick unter nackten Bergrücken umherirrt, mitten in feierlichster Stille, wo sich der menschliche Gedanke frei von der Erde himmelwärts erheben kann.» (Bida, Tour du Monde.)

3. O l y m p, 2918 m

Die Legende bemächtigte sich des Olymps und machte ihn zum Sitz der Götter, zu dem ganz besonders heiligen Berg. Hier ist es, wo Kiplings Kim hätte ausrufen können: «Surely the gods live here. There is no place for men.» Homer hat diesen Berg in seiner Odyssee besungen und verewigt: «Nie wird er von Winden gepeitscht, nie von Schnee berührt; eine reine Luft umfächelt ihn, eine weiße Klarheit umhüllt ihn und die Götter kosten hier ein Glück, das so lange dauert, wie ihre ewigen Tage ...»

Während andere historische oder legendäre Berge bestiegen, selbst kartographisch dargestellt wurden, bewahrte der Olymp bis ans Ende des 19. Jahrhunderts das Mysterium seiner hohen Gipfel. In den Jahren 1855 und 1865, da das Land verhältnismäßig ruhig war, konnten Tozer, Heuzey und Barth die Flanken und gewisse Teile des Massivs besuchen. Aber erst zu Beginn unseres Jahrhunderts gelangte Cvijiè auf einen der mittlern Gipfel und erst 1913 erstiegen die Genfer Baud-Bovy und Boissonas den Kulm, die Männer, die in so würdiger Art die griechischen Landschaften verherrlichten.

Gelegentlich einer Mission als Topograph-Ingenieur in Griechenland hatte auch der Verfasser dieser Studie Gelegenheit, den Olymp zu besuchen und die erste genaue und detaillierte Karte seines Massivs zu entwerfen. In einer 1923 publizierten Monographie, der diese Karte im Maßstab 1 : 20 000 beigezeichnet ist, versuchte ich zwischen der Mythologie und dem modernen Zeitalter eine Beziehung festzustellen, was mir freilich nicht gelungen ist, da hier unentwirrbare Rätsel im Spiele sind. So erhebt sich auf dem Gipfel des Eliasberges, in 2700 m Höhe, eine Kapelle, die aus dem 12. Jahrhundert stammt, und auf dem Skolion in 2900 m Höhe findet man Ruinen, die wohl von einem Wachturm herrühren. Schließlich weist diese ganze Höhenregion durch die seltsamen Namen, die sie sich beilegt, auf ein Zeitalter hin, da sie bewohnt war, und zwar von Menschen oder gar von Göttern . . .

Nach Beendigung der topographischen Aufnahmen wollte ich die Hochgipfel des Olymp auch selber besuchen, und es gelang mir mit dem Gensenjäger Kristo Kakalos am 12. August 1921 die erste Ueberschreitung der Gipfel und die erste Besteigung des «Thrones des Zeus» (2910 m). Meine Erlebnisse finden sich in meinem Buche, aus dem ich einige Zeilen über den Abschied vom Olymp zitiere, in der Hoffnung, daß sich mir noch in diesem Leben eine Gelegenheit bieten wird, an diese Stätten zurückzukehren:

«S a m s t a g, d e n 1 3. A u g u s t. – Eine strahlende Sonne überspielt mit ihrem Frühlicht das weite Plateau von Bara, zum letzten Male die kleinen Zelte erhellend, die sich hier erheben. Der Himmel ist von makelloser Bläue und die Glöcklein der hier und dort weidenden

Schafherden erfüllen mit ihrem Silberklang den Morgenfrieden der Berge. So vieles hier wirkt nunmehr so vertraut, daß man es nicht ohne Bedauern verläßt. Das schöne Biwak, wohl geschützt hinter den grasbestandenen Graten, war so anheimelnd, man verlebte hier Stunden, die so erfüllt waren, so glücklich, so still!

Aber der Abschied ist unwiderruflich, heute noch geht es hinab in das glühende Tiefland. Schon wird das Lager abgebrochen: man faltet die Leinwand, schließt die Behälter, es ist ein Hin und Her, Rufe, die widerhallen mit den Schlägen des Hammers, den Lauten der sich wälzenden Maultiere, all diese fieberhafte Betriebsamkeit, die mit der Ortsveränderung einer Truppe verbunden ist. In einer Stunde wird alles dem Boden gleich gemacht sein, und es werden nur ein paar Löcher, einige leere Konservenbüchsen übrig bleiben, und die Schafe werden nach wie vor vorbeiziehen, ein etwas zertrampeltes Grasbeet abweidend!

Das Schicksal zieht uns unerbittlich den Weg des Lebens weiter, aber die Erinnerung unvergeßlicher Stunden geht nicht unter und ich kann sie wenigstens für mich selbst zwischen diesen Zeilen wiederfinden, so unvermögend diese auch sein mögen, sie wieder zu erwecken.

4. Kailas, 6713 m

Allen primitiven Völkern erschienen die höchsten Berge als Throne der Götter. Dieser Glaube scheint seinen Ursprung unter den Stämmen am Südrand des Himalaya zu haben. Wie der Sinai von den semitischen Völkern, der Olymp von den Griechen verehrt wurde, war der Kailas von der arischen Urrasse als Thron der Götter angesehen. Die Hindus nennen ihn auch Meru, aber es gibt mehrere Merus, wie es mehrere Olymps gibt.

Der Kailas (6713 m) ist also der heilige Berg der Hindus und auch der Tibetaner. Wenn die Hindus aus der Ferne seinen hohen Gipfel erblicken, werfen sie sich siebenmal nieder und erheben siebenmal ihre Hände zum Himmel. Die Hindu-Mythologie verlegt hieher die Wiege Shivas, den Stempel der symbolischen Lotosblume, die ihnen

den Mittelpunkt der Welt bedeutet. Die tibetanischen Lamas geben in ihrer Verehrung des heiligen Berges den indischen Yoghis nichts nach und die verwegensten unter ihnen unternehmen eine mehrtägige Reise um den Kailas herum, über Schneeefilde, Schluchten und Felsen. Am Fuß dieses viergesichtigen Berges – eines aus Gold, das andere aus Silber, das dritte aus Rubinen und das vierte aus Lapislazuli – wurde im 2. Jahrhundert v. Chr. das erste buddhistische Höhlenkloster errichtet. Die indischen Legenden, sonst in den Einzelheiten voneinander stark abweichend, sind sich darin einig, in der Nähe des Kailas oder selbst in seinen Flanken die mysteriösen Grotten zu suchen, aus denen die vier göttlichen Tiere hervorkamen: der Elefant, der Löwe, die Kuh und das Pferd (nach andern der Pfau), Symbole der vier Ströme: des Satlej, des Indus, des Ganges und des Bramaputra. Diese mächtigen vier Ströme, die nach vier verschiedenen Richtungen ihren Lauf nahmen, entspringen auch wirklich am Fuße des Kailas (nach Elisée Reclus).

Der Kailas weist auch ungefähr die Form eines indischen Tempels auf, dessen Spitze abgebrochen wurde. Dieser Form verdankt er seinen geheiligten Charakter nicht weniger als seiner isolierten Lage mitten unter minder hochragenden Bergen.

Nach einer andern Auffassung sind die vier Gesichter des Kailas von verschiedener Färbung: weiß gegen Osten, gelb gegen Süden, schwarz gegen Westen und rot gegen Norden. Der Ganges, vom Himmel auf den Kailas hinabstürzend, soll sich in vier Sturzbächen nach vier Meeren hin ergießen. Von den Wächtern der einzelnen Abschnitte des Horizonts soll jeder das Gesicht des Berges annehmen, das seinem Posten entspricht. Von allen Seiten blitze Gold und Geschmeide ...

Wie dem immer auch sei, es ist angesichts seiner großen Höhe (6713 m) und der scheinbar schweren Zugänglichkeit mehr als wahrscheinlich, daß der Kailas noch nie erstiegen wurde, und wir fanden auch keine Erwähnung dieser Art, selbst in neuerer Zeit. Die Pilger begnügen sich, um ihn herum eine Rundtour zu machen, die sie perikarma nennen.

5. Taurus, 3250 m

Vierhundert Jahre vor Christus wurde der Taurus in Cilizien und die pontischen Bergketten von Xenophon, an der Spitze seiner Zehntausend, überschritten. Dieser denkwürdige Rückzug, in der Anabasis geschildert, führte sie von Erzerum nach Trapezunt quer über die Berge Armeniens. Berge zwischen 3000 und 3500 m wurden im Winter durch Eis und Schnee hindurch überquert.

«Der Schnee überraschte sie im Gebirge und fiel solcher Menge, daß Soldaten der Kälte erlagen. Andere verloren durch den Schneeglanz das Augenlicht. Die Mehrzahl der Saumtiere fiel um . . . Endlich, in das Gebirge von Thesch gelangt, entdeckten sie am Horizont die ungeheure Weite des Schwarzen Meeres. Die ersten, die den Gipfel erreichten und das Meer erblickten, stießen laute Freudenrufe aus . . . Bald trugen die Soldaten, ohne daß sich feststellen ließe, von wem der Befehl dazu ausgegangen wäre, Steine herbei, fügten sie zu einer Pyramide und bedeckten dieselbe mit eroberten Waffen. So errichteten sie eine Trophäe, die glorreichste, die Menschenhände je gebaut haben, weil sie nicht nur das Perserreich, sondern auch die Natur selbst besiegt hatten.»

6. Hindu Kusch, 3550 m

Gegen das Ende des Jahres 330 v. Chr. lagerte die mazedonische Armee Alexanders des Großen in Beludschistan. Trotz vorgeschrittener Jahreszeit unternahm sie den Uebergang über die verschneiten Berge, deren Anblick 1839 die Engländer, die Herren von Kabul, zurückschreckte.

Nach Quinte-Curce befand sich die Armee in dem von einer wilden Rasse bewohnten und selbst ihren Nachbarn unbekanntem Teil Afghanistans. Wir befinden uns darnach bereits auf den Hängen des Hindu Kusch. «Viele Soldaten, die keine Kraft mehr hatten, der Armee zu folgen, wurden – nach Diodor – auf dem Wege zurückgelassen; manche verloren das Augenlicht durch den vom Schnee zurückgestrahlten Lichtglanz.»

Um aus dem Afghanistan nach dem Turkestan zu gelangen, muß man sich «fast bis zum Niveau des Mont Blanc-Gipfels» erheben. Die Schneegrenze liegt in der günstigen Jahreszeit über 1000 m. Der Vice-admiral Jurien de la Gravière meint in seinem Buche «Héritage de Darius» (Alexanderfeldzüge Bd. III), daß damals der einzig praktikable Uebergang, den Alexander, der Not gehorchend, nehmen konnte, derjenige von Bamian gewesen sei. Diese Ueberquerung geschah im November. Arrieu ist nicht weniger auf Einzelheiten dieses Zuges begierig als Diodor, aber sein Bericht bringt nichts Neues. Trotz der Schneehöhe und der Transportschwierigkeit verfolgte Alexander seinen Weg.

Die Ueberquerung in der Richtung von Kabul nach Bamian ist ein Weg von 135 km. Der erste Uebergang auf dieser Route ist der Unai-Paß (3441). Er bietet keine ernstlichen Schwierigkeiten. Er besteht aus mehreren Steigungen und Abstiegen ...

Die zweite zu überquerende Höhe ist die von Hadschi Kak, die nach einigen Autoren 3800 m erreicht. Der Anstieg ist rauh, aber «frei von Felsblöcken». Der Weg schlängelt sich um Gipfel herum und erreicht ein leicht abfallendes Plateau. «Die Sonne ist von einer strahlenden Röte, mit weißen und grünen Flächen durchwirkt. Ein Blick von diesem Punkt aus gegen Norden trifft auf ein Chaos kahler Berge, deren imposante und furchtbare Größe wahrscheinlich nirgends ihresgleichen hat. Aber das ist nur der weite Hintergrund des Bildes. Näher entfaltet das Tal von Bamian seine viel gekrümmten Windungen, und die Schluchten, die seine Flanken durchbrechen, beginnen sichtbar zu werden.»

Jenseits von Bamian mußte Alexander die Reihen seiner Leute durchlaufen, um vor Kälte erstarrte Soldaten wieder aufzurichten. Auf dem Wege gelegen, den jede Invasion zu ihrem Durchmarsch nehmen muß, verdankt das Tal von Bamian seine Bedeutung den Vorsichtsmaßnahmen, die hier getroffen werden, um Eindringlingen zu begegnen. «Nie», bemerkt Diodor, «hatte das Volk, das diese Landschaft bewohnt, Fremde gesehen; kein Vogel, kein wildes Tier nimmt hier seinen Aufenthalt.»

Ueber die letzte Höhe Kara-Kotal (oder Schwarzer Paß, 3192 m) gelangte Alexander ins Bactrian, wo wir ihn verlassen müssen, da

sein weiterer Weg nicht genauer bekannt ist. Es ist aber anzunehmen, daß der hier skizzierte Weg der wahrscheinlichste ist, da er in der Folge zur Handelsstraße geworden ist. Die von Alexander bezwungenen Höhen sind zwar nicht genau feststellbar, aber sicherlich hat er Höhenlagen von 3500 m überschritten.

7. Argaios, 3916 m

Wenige Jahre n. Chr., etwa im Jahre 10, wollen die alten Griechen den Argaios erstiegen haben, einen alleinstehenden Vulkan, der sich 12 km südlich Caesarea (Kayseri) in Kappadocien (Klein-Asien) erhebt. Aber diese Besteigung ist nicht erwiesen und gehört eigentlich nicht in unsere Chronologie.

Die Höhe dieses Vulkans wurde mit 4008 m bestimmt. Den Römern war er unter der Bezeichnung Mons Argaeus bekannt. Heute ist er vollständig erloschen und seine Höhe hat sich auf 3916 m reduziert. Die Türken nennen ihn Erciyas Dagi und die neueren Autoren schwanken zwischen Erdschias und Erdjas Dagh. Er ist der höchste Berg des Mittelmeersystems. «Ueber flache Steppen erhebt dieser wunderbare Berg ohne Nebenbuhler seine vier Grate gegen den Himmel, die in zwei Spitzen auslaufen» (Challande).

Es ist das ein mysteriöser Gipfel, der den Gegenstand einer interessanten Monographie abgeben würde. Er ist zitiert von Coolidge bei Simmler, als eine der ersten alpinen Eroberungen.

Strabon (gestorben ums Jahr 21 n. Chr.) sagt in seiner Geographie (XII, 2, 7): «Die Stadt (Mazaca) heißt auch Eusebeia am Argaios, weil sie am Fuße des Argaios liegt, dem höchsten aller Berge, dessen oberer Teil mit ewigem Schnee bedeckt ist. Die ihn bestiegen haben, und es sind ihrer nur wenige, erzählen, daß man vom Gipfel aus bei klarem Wetter zwei Meere sieht, das Schwarze Meer und dasjenige von Issos.»

Tozer meint aber, es sei praktisch unmöglich, gleichzeitig das Schwarze Meer und das Mittelmeer zu sehen, wie die alten Autoren angeben, weil diese beiden Meere sehr entfernt von dieser Stelle liegen und sehr hohe Bergketten zwischen ihnen und dem Argaios sich hinziehen (Coolidge, Simler).

8. Aetna, 3313 m

Der Aetna, der höchste Gipfel Siziliens, war, selbst da er noch 3313 m maß, niedriger als die von den Armeen Alexanders erreichten Höhen, aber er ist der erste Gipfel von über 3000 m Höhe, dessen Besteigung mit Sicherheit feststeht. Darum reihen wir ihn in unsere Chronologie ein.



Aetna

Strabon, der im Jahre 21 n. Chr. verstorben ist, erwähnt die Etnabesteigung als eine gewöhnliche und wiederholte Tatsache. Er gibt kein Datum an, aber Spartian in seinem «Leben Hadrians» erzählt kurz, daß Kaiser Hadrian ums Jahr 126 n. Chr. durch Sizilien gereist sei und eine Etnabesteigung gemacht habe, «um den Sonnenaufgang zu betrachten, der, wie man erzählt, durch Regenbogenfarben verklärt ist».

Diese beiden Erwähnungen sind aus Coolidge's Simler entnommen. Das Zitat aus Strabon ist sehr lang und führt Einzelheiten an über den Krater, in den der Philosoph Empedokles hineingefallen ist, als er (etwa 500 Jahre v. Chr. geboren) sehen wollte, was in den Eingeweiden des Vulkans vor sich ging.

Die Höhe von 3313 m ist noch von Coolidge angegeben. Es ist die erste präzise Angabe, aber seither hat sich der Gipfel im Laufe der Jahrhunderte und der aufeinanderfolgenden Ausbrüche bedeutend

gesenkt, und die neuesten Karten geben ihn mit 3279 m an. Der Etna bleibt nichtsdestoweniger der höchste Vulkan Europas.

Die Alten, die sein lohender Gipfel mit Schrecken erfüllte, bewunderten seine majestätische Vereinsamung, die stolze Reinheit seiner Konturen, den flammenden Widerschein seiner Lavaströme. Fast ununterbrochen entfaltet sich seine hohe Rauchsäule im Bogen gegen den Himmel. Von allen Meeren, die Sizilien umgeben, ist der Riese sichtbar, der sein schneeiges und rauchendes Haupt über alle Berge erhebt, die seine Gefolgschaft bilden. Sie nannten ihn bald «Pfeiler des Himmels», bald «Nagel der Erde» oder «tausendstimmiger Riese». Vulcanus und die Zyklopen schmiedeten hier die Donner Jupiters.

Die Besteigung durch Hadrian im Jahre 126 ist umso bedeutsamer, als das nächste Jahr durch einen so gewaltigen Ausbruch gekennzeichnet war, daß das Meer am Fuße des Vulkans zu kochen begann und alle Fische verendeten. Vier Jahre später ist die Stadt Catanien fast vollständig durch einen neuerlichen Ausbruch zerstört worden.

9. Fujiyama, 3780 m

Ein alter Vulkan von ganz regelmäßiger Kegelform ist der Fujiyama (3780), der berühmteste und höchste Berg Japans.

Alleinstehend, thront dieser königliche Gipfel über den ganzen Archipelag mit absoluter und unbestrittener Souveränität. Erhaben und nebelumwogt steht der allmächtige, göttliche und ewige Fujiyama in einer olympischen Klarheit da. Er erinnert in größerem Format an den Etna, von Taormina aus gesehen.

Für die Japaner ist dieser pittoreske Riese Gegenstand religiöser Verehrung. Er dient alten Gemälden als Hintergrund. Im Sommer ist er Ziel von Pilgerfahrten. Zehntausende von Pilgern besteigen ihn alljährlich.

Nach japanischer Ueberlieferung wurde der Fujiyama im Jahre 633 von En-no Shokaku erstiegen. Lange Zeit hindurch blieb der Fujiyama der höchste von Menschen erstiegene Gipfel (bis zur Besteigung des Popocatepetl im Jahre 1523).

Eine alte Legende erzählt von einer Nacht des Jahres 286 v. Chr., in welcher durch den Willen der Götter der Fujiyama plötzlich in die Höhe schoß. Möglicherweise bezieht sich diese Sage auf den ersten Ausbruch, doch konnte sich dadurch der Berg nicht zu seiner tatsächlichen Höhe erheben. Mehreren nachfolgenden Ausbrüchen sind Springfluten und gewaltige Erdbeben vorangegangen, besonders im Jahre 1707 eine furchtbare Katastrophe, von der wir noch zahlreiche Berichte von Augenzeugen besitzen.

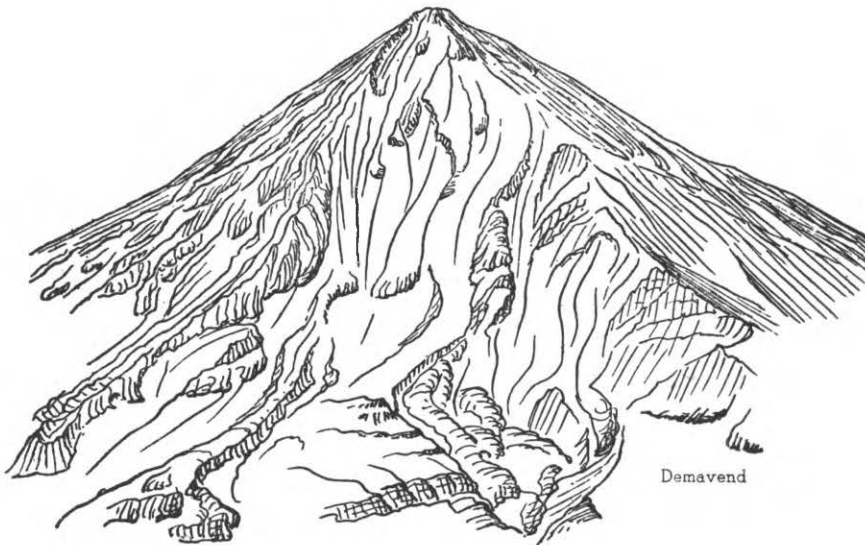
Der erste Europäer, dem das Verdienst zukommt, den Fujiyama erstiegen zu haben und über ihn kompetenterweise zu berichten, ist Sir Rutherford Alcock, Vizepräsident der königlich-geographischen Gesellschaft in London, gewesener englischer Botschafter in Japan. Umgeben von einem zahlreichen Gefolge vollendete er die Expedition am 10. September 1860. Das Geographical Journal von 1861 enthält einen detaillierten Bericht, und die Höhenangaben sind aus diesem in zahlreiche Handbücher übernommen worden. Nach den Berechnungen eines Expeditionsteilnehmers Alcocks, des Leutnants Robinson, sollte der Fujiyama eine Höhe von 4321 m erreichen, was die spätern exakten Messungen um rund 600 m übersteigt. Nichtsdestoweniger figurirt immer noch jene Höhenangabe in vielen Geographiewerken.

Im Jahre 1873 weilte E. Knipping vierzehn Tage auf dem Gipfel, durch zahlreiche Barometer-Beobachtungen, verglichen mit gleichzeitigen Beobachtungen am Meeresstrand, stellte er die Höhe mit 3729 m fest. Später gelangte R. Stewart vom japanischen topographischen Amt zu einer Höhenzahl von 3769 m, die sich nur wenig von der heute angenommenen unterscheidet.

Nur drei Monate im Jahre, von Mitte Juni bis Mitte September, ist der Fujiyama schneefrei, ausgenommen einige ständige weiße Flecken. Das ist die Zeit für Pilgerfahrten. Wenn ein Jahr fruchtbar war und etwas Geld in den Taschen der Landwirte zurückließ, steigt die mittlere Jahreszahl der Ausflügler bis auf 20 000 und darüber. Das größte Kontingent liefert Tokio und die benachbarten Provinzen. Diese Leute wollen die ersten sein, den imposanten Beobachtungspunkt ganz aus der Nähe zu sehen, den sie oft von ihren Reisfeldern aus begrüßt haben, wo sie in der Sonnenglut ihrer mühseligen Arbeit oblagen.

10. Demavend, 5670 m

Nach einer Beschreibung aus dem 9. Jahrhundert ist der Demavend (5670 m) um das Jahr 850 erstiegen worden, aber diese Besteigung ist mit Vorbehalt zu nehmen und figuriert hier nur pro memoria, obschon der Gipfel mit einigen Einzelangaben beschrieben wurde und er im ganzen genommen leicht ersteigbar ist.



Als alter Vulkan und höchster Punkt des nördlichen Persien und der Elburskette erhebt sich der Demavend südlich des Kaspischen Meeres und etwa 100 km nordöstlich von Teheran. Er bildet einen ungeheuren, sehr regelmäßigen Kegel, der sich in sanft ansteigenden und gleichmäßigen Hängen erhebt, mit Ausnahme der Nordseite, wo er abschüssiger ist.

Seine Höhe schwankte vielfach im Laufe der Jahrhunderte, nicht so sehr durch Veränderungen seines Kraters als durch Irrtümer der Geodeten. Sie wurde im Jahre 1860 sogar mit 6636 m angegeben.

Heute wird sie auf 5670 m reduziert und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie noch herabgesetzt werden dürfte.

Eine zweite Besteigung ist aus dem Jahre 1837 gemeldet: die durch Sir Taylor Thomson, aber die offiziell als erste registrierte ist diejenige vom Juli 1860 durch Mitglieder der englischen und preußischen Botschaft in Teheran.

Seither haben sich die Besteigungen öfters wiederholt. In der Jahreszeit, da in Teheran die größte Hitze herrscht, üben die Höhen des Demawend auf Amateure eine große Anziehungskraft aus. Diese Jahreszeit entspricht unseren Hundstagen und umfaßt die Zeit vom 25. Juli bis zum 10. August, da der Gipfel fast dauernd nebelfrei ist.

Die diplomatische Expedition von 1860 umfaßte mitsamt der Dienerschaft zwanzig Personen und ebensoviele Pferde und Maultiere. Der Gipfel ist sowohl von Teheran aus als auch während des ganzen Aufstieges gut sichtbar. Die Expedition passierte zunächst einige schöne, dank einer guten Bewässerung mitten im Grün gelegene Dörfer und gelangte mehr und mehr in eine dürre Einöde, in den Bereich der Felsen, in eine abgestorbene Natur, wo selbst die Quellen versiegt waren.

Die Hänge wurden immer steiler. Man folgte immer noch zu Pferd einer kaum sich abzeichnenden Fahrte. Die Aussicht weitete sich gegen schneeige Gipfel hin. Mitten in dieser Einöde gelangte man an ein kleines Dorf, an den Hang geschmiegt, bei einem Sturzbach reinen Wassers, gleichsam eine Oase, wo man sich erholen und erfrischen konnte.

Die Nacht verbrachte man in einem andern Bergdorf, wo die Diplomaten in einem schönen Kastell Gastfreundschaft genossen, demjenigen von Menzil, das eine wundervolle Aussicht und sogar einigen Komfort bietet. Noch höher traf man auf zahlreiche Lager von Nomaden, die hier im Freien den heißesten persischen Sommer verbringen.

Am dritten Tage trafen sie, immer weiter gegen Nordost steigend, auf zahlreiche Weiler, sie begegneten Ziegen-, Schaf- und Eselsherden,

welche im magern Gras der kleinen Prairien weideten. Ruinen schienen auf eine früher zahlreichere Bevölkerung in dieser Gegend hinzudeuten. Die Nacht verbrachte man an einer heißen schwefelhaltigen Quelle nahe dem halb verfallenen Dorfe Abigerm.

Am vierten Tage wurde die Besteigung noch auf Maultieren fortgesetzt, dem Lauf eines Bächleins entlang, das von der Schneeschmelze gespeist wird und in dieser vulkanischen Erde eine reiche Vegetation begünstigt. Am fünften Tage mußten die Maultiere verlassen werden, und erst am sechsten Tage gelangte die Karawane schließlich zu Fuß auf den Gipfel. Unzählige vielgespaltene Lavafelder mußten überquert werden, eine überaus eintönige Steigerei, die durch die Luftverdünnung noch mühsamer wurde. Die Luft war eisig, Wolken, von einem starken Wind gepeitscht, trieben beständig unterhalb des Gipfels vorbei und verdeckten leider die schöne Aussicht auf das Kaspische Meer. Es gehörte viel Geduld und eiserne Energie dazu, um zum Gipfelpunkt vorzudringen, der von ferne als ein grünlich-gelber Kegel erschien. Ein fast ununterbrochener siebenstündiger Aufstieg brachte sie endlich auf die Spitze.

Diese ist ganz mit einer Schwefelschicht bedeckt. Der Krater war noch voll Schnee, der aus unaufgeklärten Gründen eine bläulich-grüne Färbung aufwies. Die Sicht war leider durch die beständig um den Berg wallenden Nebel sehr beschränkt.

Der Abstieg vollzog sich bedeutend leichter, wobei man das Dorf Demawend passierte, dem der Berg seinen Namen lieh.

Im großen und ganzen erwies sich der Demawend als ein ungeheurer Berg, in den obern und sogar in den untern Partien sehr kahl, aber im mittlern Teil durch frische Oasen belebt, dank zahlreichen Rinnalen der Gletscherabflüsse, die allerdings nach und nach in den Lavafeldern versickern. Man tut gut, so hoch als möglich auf Reitieren vorzudringen, um seine Kräfte für die letzte Gipfelersteigung aufzusparen.

11. Popocatepetl, 5452 m

Unter den mexikanischen Vulkanen scheint der Popocatepetl (5452 m) der zugänglichste zu sein. Schon 1502 entsandte Montezuma, das Ober-

haupt der Azteken, eine Expedition dahin, um die vulkanischen Erscheinungen zu erforschen. Aber die Mehrzahl der Teilnehmer ist umgekommen, und keiner gelangte auf den Gipfel.

Siebzehn Jahre hernach, im Herbst 1519, erfolgte der Einfall der Truppen des Cortez, während gleichzeitig der Popocatepetl (rauchender Berg) nach einer zweihundertjährigen Unterbrechung wieder Feuer und Lava zu speien begann. Die Eingeborenen waren durch dieses Zusammenspiel von Ereignissen betroffen und sahen darin eine ungünstige Vorbedeutung.



Einer von Cortez' Leutnants, Diego de Ordaz, machte sich den Aberglauben der Eingeborenen zunutze und schlug seinem Vorgesetzten eine Besteigung vor, um die Mexikaner zu überzeugen, daß ihre Götter über Christen keine Gewalt haben. Im Falle des Gelingens müßte dieser Sieg Eindruck machen und das spanische Prestige heben. Die Eingeborenen widerrieten de Ordaz; er machte sich aber mit einigen schlecht ausgerüsteten Soldaten auf den Weg, entschlossen, das Abenteuer zu Ende zu führen. Einige Eingeborene schlossen sich, teils freiwillig, teils unter Zwang, an.

Man durchquerte zunächst dichte Fichten-, dann Pinienwälder bis zu einer Höhe von 4000 m, wo die Zone der hohen Gräser begann, die sich bis zur untern Lavagrenze erstreckt. Die kleine Gruppe verbrachte die Nacht in den Tempeln von Flamaca, vom Gekreische der Kojoten

in den Schlaf gewiegt. Das unterirdische Grollen und die Flammen, die aus dem Vulkan aufstiegen, beeindruckten die Eingeborenen so stark, daß sie sich weigerten, den Weg fortzusetzen. De Ordaz marschierte an der Spitze seiner Soldaten weiter. Er überquerte zwei tiefe Schluchten und faßte auf dem Kegel selbst Fuß, wo man in einem eintönigen, ermüdenden Aufstieg durch Lavafelder waten muß. Bei 4800 m stellte sich die Bergkrankheit ein, die auf der ganzen Truppe lastete und sie einer harten Probe unterstellte. Alle Augenblicke sank einer in den Schnee und blieb wie tot oder schlafend liegen. Sie wurden durch Schläfrigkeit zu Boden geschlagen. Mit gewöhnlichen Sandalen beschuht, hatten sie Mühe, im gefrorenen Schnee nicht auszugleiten und wurden durch die Schwefeldünste, die Luftverdünnung und die Anstrengungen immer erschöpfter.

Als siegesgewohnte Soldaten wollten sie sich nicht geschlagen geben, aber der Vulkan wehrte sich durch ganze Lawinen weißglühender Lava und zwang schließlich die Spanier, ihre Versuche aufzugeben.

Aber Cortez nahm dieses Scheitern nicht für endgültig, vier Jahre später, nachdem er das Land erobert und befriedet hatte, entsandte er eine neue Expedition unter dem Befehl Franciscos de Montano mit der Weisung, den Krater zu erreichen und von dort Schwefel für die Bedürfnisse der Armee zu holen. Der Vulkan war zu dieser Zeit untätig.

Montano beschrift den gleichen Weg wie sein Vorgänger, aber er war mehr vom Glück begünstigt und konnte sich auch die günstigere Zeit zunutze machen. Zudem war er besser ausgerüstet. So gelangte er ohne Unfall auf den Gipfel und blickte erstaunt in den Krater hinab, wo er den gesuchten Schwefel entdeckte. Er ließ sich selbst in die Tiefe des Schlundes hinab, förderte mit Hilfe eines Wellbaumes mehrere Körbe Schwefel herauf und brachte sie im Triumph vor Cortez.

Nach dem leicht romanhaft gefärbten Bericht von Dr. Ed. Wyß-Dunant, enthalten in seinem prachtvollen Buch «Sur les Hauts Plateaux Mexicains», ist diese Besteigung kaum in Zweifel zu ziehen. So dürfte der Popocatepetl nach unserer Chronologie der dritte Gipfel sein, der bestimmt durch den Menschen bezwungen wurde.

Montano hat sicherlich den Rekord geschlagen, den bis dahin die Pilger des Fujiyama innegehabt hatten. Mehr als drei Jahrhunderte verstrichen, bis ein noch höherer Gipfel durch den Menschen bezwungen wurde (Citlatepefl 5582 m im Jahre 1848).

Die Besteigung des Popocatepetl ist im Verlaufe des 19. Jahrhunderts oft wiederholt worden. Von europäischen Touristen scheinen Frederic und William Glennie und J. Taylor im Jahre 1827 die ersten gewesen zu sein.

Aus dem Bericht über die Besteigung dieses Berges durch Marcel Monnier, der seine Expedition 1844 durchgeführt hat, ist ersichtlich, daß man gar nicht den Gipfelpunkt erreichen muß, um in den Krater hinunterzusteigen. Im Jahrbuch des französischen Alpenklubs für 1885 schreibt er:

«Wir überschritten die Höhe von 5100 m und verspürten gewisse ähnliche Erscheinungen (wie die Bergkrankheit). Aber wir fürchteten sie nicht mehr. Einige Zeit hernach gelangten wir an den Rand des Kraters... Die Indianer hatten hier früher Kabel zur Förderung von Schwefel, die aber nicht mehr vorhanden sind... Von dieser Stelle bis zum Gipfelpunkt, der die Nordseite beherrscht, genügen zwei Stunden entlang dem Kraterrand, zum Teil über Felsen, zum Teil über Asche und Eis...»

Es ist daher zweifelhaft, ob Montano im Jahre 1523 den höchsten Gipfel erreicht hat, da sein einziger Zweck die Förderung von Schwefel aus dem Krater war. Nichtsdestoweniger ist anzunehmen, daß bei den wiederholten Besteigungen in den folgenden Jahren durch Mönche und Soldaten (nach Angaben von Wyß über die Südseite) der wirkliche Gipfel erreicht worden ist.

Trotzdem bleibt die Besteigung von 1827 durch die Engländer die erste, die keinen Zweifel übrig läßt.

Als letzter Akt ist die Ueberfliegung dieses Gipfels am 27. Februar 1929 durch den berühmten Flieger Lindbergh zu melden.

12. Karakoram - Paß, 5570 m

Dieser Gebirgspaß, der einer der mächtigsten Bergketten des Planeten den Namen gegeben hat (Karakoram = Schwarzer Kies), ¹⁾ verbindet seit Jahrhunderten die Hauptstadt des Ladak (Leh, am Indus) mit der Stadt Yarkand im chinesischen Turkestan. Obschon er die Höhe des



Karakoram-Paß

Mont Blanc um 760 m übersteigt, wird er leicht zu Pferd und selbst auf dem Kamel überquert, indem man einer Fährte folgt, die zur Handelsstraße zwischen dem Turkestan, Leh und Srinagar, der Hauptstadt von Kaschmir, geworden ist.

Diese Route wird seit unvordenklichen Zeiten von Karawanen begangen und ist, insbesondere um den Paß herum, von gebleichten Gebeinen gezeichnet. Die erste Erwähnung einer Ueberquerung ist

1) Der Name wird ausgesprochen, wie er geschrieben wird, französisch und deutsch. Karakorum wäre falsch. Die Bezeichnung paßt ganz zum Paß, der wirklich von gewaltigen Dimensionen schwarzer Felsen gebildet wird, paßt aber überhaupt nicht auf die Bergkette selbst, die im Gegenteil durch ihr glänzendes Weiß den Blick blendet. Diese Kette wird durch die Eingeborenen Mustagh genannt. Das bedeutet Schnee- oder Eisberge und würde daher eher hieher passen. Leider ist der Name Karakoram auf die ganze Kette ausgedehnt worden und das schon seit so langer Zeit, daß man es heute kaum mehr ändern kann. Man hat Varianten vorgeschlagen wie Mustagh-Karakoram und selbst Mustagh oder Karakoram. Aber das hieße zwei gegensätzliche Worte verkuppeln. Uebrigens öffnet sich der Karakoram-Paß, wie man anfänglich geglaubt hat, in der geologischen Falte, Karakoram genannt. Am besten würde man diese Falte Mustagh nennen und die Bezeichnung Karakoram auf die ganze Gegend ausdehnen, wie es schon die Alpinisten getan haben, im Gegensatz zum Himalaya. Der Karakoram wurde darnach aus drei Falten gebildet sein: derjenigen von Ladak, von Kailas und von Mustagh.

die durch den chinesisch-turkestanischen Fürsten Mirza Haidar im Jahre 1533. Sicherlich war sie nicht die erste Karawane, die sich hinüberwagte, da der Paß oft einen großen Teil des Sommers ganz schneefrei wird. Er ist übrigens zu jeder Jahreszeit zugänglich, was die Handelsbeziehungen bedeutend erleichtert. Nichtsdestoweniger ist diese Route durch ihre außerordentliche Höhe und eintönige Länge für Menschen wie für Saumtiere beschwerlich.

Dr. Th. Thomson, der 1848 reiste, scheint der erste Europäer zu sein, der diese Ueberquerung gemacht hat. Seither ist der Karakoram-Paß von zahlreichen Expeditionen benutzt worden.

Der Paß weitet sich wie ein riesiger Sattel, mehrere hundert Meter fast flach verlaufend, von mäßig hohen Gipfeln flankiert. Ohne Schnee und Gletscher, die bedeutende Höhe sowohl gegen Ladak als auch gegen den Turkestan abgedacht, von wellenartiger, sich sanft hinziehender und eintöniger Form, macht der Paß nicht den Eindruck eines Hochgebirges, als vielmehr den eines Winter- oder eines Mondlandschaftsüberganges.

Auf der Paßhöhe erhebt sich eine abgestutzte Steinpyramide mit einer Inschrift zum Andenken eines Handelsmannes, der hier im Jahre 1888 von einem Afghanen getötet wurde.

13. Chimborazo, 6310 m

Von 1745 bis 1818 wurde der Chimborazo (6310 m) als der höchste Berg der Welt betrachtet. Er folgte in dieser Hinsicht dem Gotthard und dem Titlis (3239 m) und ging dem Daulagiri (8180) voraus, diesem berühmten Riesen von Nepal, immer noch jungfräulich wie alle Achteausender der Himalayakette.

Wenn der Chimborazo also nicht den höchsten Gipfel der Erde bildet, so ist er doch der Kulminationspunkt der Kordillere in den Anden von Ecuador. Als solcher hat er Entdecker und Höhenrekordschläger angezogen.

Der erste bekannte Versuch ist derjenige des französischen Ingenieurs La Condamine, des Teilnehmers der großen französischen geodä-

tischen Expedition in den Anden, die allererste wissenschaftliche Unternehmung im Hochgebirge. Sie dauerte von 1736 bis 1744. La Condamine und Bouguer gelangten nur bis zu einer Höhe von 4745 m.

Im Jahre 1802, während einer langjährigen Expedition nach Südamerika, versuchten sich Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland auch am Chimborazo und gaben an, eine Höhe von 5881 m



erreicht zu haben, was aber übertrieben erscheint. Der Gipfel ist also nicht bezwungen worden und wir erwähnen diesen eventuellen Höhenrekord nur, weil er denjenigen des Karakoram-Passes übersteigt. Im allgemeinen nimmt man an, daß Humboldt kaum über 5500 m hinaufgekommen ist.

In der Folge haben sich zahlreiche Ehrgeizige um den Ruhm beworben, diesen Gipfel zu bezwingen, sind aber alle zurückgeschreckt, bis erst am 4. Januar 1880 dem berühmten Whymper in Begleitung seiner beiden treuen Führer Jean-Antoine und Louis Carrel aus Val-tournanche die Ersteigung gelungen ist. Nachdem sein Erfolg aber

in Zweifel gezogen worden war, erstieg er am 3. Juli desselben Jahres den Gipfel zum zweiten Male in Begleitung zweier Einwohner von Quito, die seinen Sieg gebührend bestätigten und eine Erklärung unterzeichneten, die amtlich visiert wurde. Trotzdem ist in «Die Alpen» (SAC.) von 1926 (S. 128) zu lesen, daß auch diese Besteigung vom Gouverneur von Riobamba in Zweifel gezogen wurde. Wer aber die gewissenhafte Genauigkeit und die Ausdauer des Bezwingers des Matterhorns kennt, wird den Erfolg der beiden Besteigungen von 1880 keineswegs in Zweifel ziehen, die bestimmt die beiden ersten waren. Da die Beschreibung Humboldts ebenso kompliziert und verwirrend ist wie diejenige dieses ganzen Teiles seiner Reise, schöpfen wir aus dem Bericht des französischen Geologen Boussingault, der seinen Versuch im Dezember 1831 in Begleitung des Obersten Hall und eines Eingeborenen gemacht hat.

Nachdem sie in einem Meierhof übernachtet hatten, ritten sie auf Maultieren so hoch als möglich, dann zu Fuß über eine breite Felsrippe, mußten aber bei 5115 m bereits wieder umkehren. So suchten sie den Weg zu erkunden, den Humboldt genommen hatte. Die Eingeborenen, welche ihn 1802 begleitet haben, lebten aber nicht mehr, und sonst konnte man nur vage Andeutungen darüber erhalten. Nachdem sie mit den Maultieren wieder eine Höhe von ungefähr 5000 erreicht hatten, verfolgten sie zu Fuß einen Lawinenzug, ein Gemisch von Fels, Erde und Schnee, auf dem das Vorwärtskommen sehr mühsam war.

«Wir bewahrten auf dem Marsche absolutes Schweigen, da die Erfahrung mich gelehrt hat, daß nichts so erschöpft, als ein in dieser Höhenlage unterhaltenes Gespräch. Auch während unserer Ruhepausen wechselten wir nur wenige geflüsterte Worte. Besonders dieser Vorsicht schreibe ich den guten Gesundheitszustand zu, dessen ich mich bei meinen Besteigungen erfreuen durfte.»

Noch höher benutzten sie einen Grat, um auf direkterem Wege weiter zu steigen, aber er wurde von steilen Klüften unterbrochen, die sehr schwer zu durchklettern waren. Es bedurfte unerhörter Anstrengungen, wobei die Bewegungen in dieser Höhenlage schon an sich mühsam sind.

Bei 5680 m wurden sie durch eine Mauer aus Trachyt aufgehalten, die steil aufragte; aber sie wollten zumindest den Punkt erreichen, zu dem Humboldt gelangt war, und sie entschlossen sich daher, die Felsenmauer zu umgehen. Ein Stein löste sich in der Höhe und plumpste ganz nahe dem Obersten Hall nieder, der strauchelte und umfiel. «Aber er erhob sich wieder und zog seine Lupe hervor, um den Stein zu untersuchen, der ihn hätte töten können.» So sind die Geologen!

Boussingault beschreibt treffend die Bergkrankheit:

«Wir begannen bereits die Wirkungen der Luftverdünnung zu verspüren. Alle drei bis vier Schritte mußten wir halten, oft uns auch für einige Sekunden hinlegen. Wie wir nur absaßen, erholten wir uns sofort; unser Leiden machte sich nur während der Fortbewegung geltend.»

Nach Ueberquerung eines schneebedeckten Eishanges gelangte die Karawane zu einem neuen schwärzlichen Felsengrat, der gleichfalls durch einen Einschnitt gespalten war. Es war ihr letzter Vorstoß. «Wir befanden uns auf einer absoluten Höhe von 6004 m, wie ich glaube die höchste, die je ein Mensch im Gebirge erklommen hat.»

Diese Zeilen sind interessant, weil sie zum erstenmal in unserer Chronologie die Idee eines Höhenrekordes zum Ausdruck bringen. Der Autor hatte vielleicht nicht unrecht, aber er vergaß doch den Aufstieg Gerards 1828 auf einen unbenannten Gipfel von 6220 m. Da dieser Aufstieg ebenso mit Vorsicht zur Kenntnis zu nehmen ist wie die Höhenangabe Boussingaults, müssen wir diese Frage ungelöst lassen.

Der Autor macht noch interessante Feststellungen:

«Nach einigen Augenblicken Rast waren wir von unserer Ermüdung ganz erholt. Keiner von uns verspürte, was die meisten verspüren, die zu solchen Höhenlagen emporgestiegen waren. Dreiviertel Stunden nach unserer Ankunft ergab mein Puls und der des Obersten Hall 106 Schläge in der Minute ... Die Tonstärke schien mir bedeutsam herabgesetzt zu sein, die Stimmen meiner Kameraden waren so verändert, daß ich sie unter andern Umständen nicht erkannt hätte.

Die Tonschwäche von Hammerschlägen auf den Fels machte uns staunen. Die Luftverdünnung zeitigt bei Besteigung hoher Berge sehr bedeutsame Wirkungen.» Hier zitiert der Autor zahlreiche bekannte Beispiele und fährt fort, «unsere Unempfindlichkeit für diese Wirkungen ist vielleicht unserem längeren Aufenthalt in den Höhenorten der Anden zuzuschreiben.»¹⁾

14. Leo Pargial, 6770 m

Im Jahre 1818 wagten sich die Brüder Gerard, die für den Topographischen Dienst Indien durchforschten, an den Leo Pargial (6770 m) heran, einen verhältnismäßig leicht bezwingbaren Gipfel des Garhwal-Himalaya. Sie gelangten nicht auf den Gipfel, aber sie erreichten eine Höhe von ungefähr 5800 m und schlugen damit den Humboldt'schen Rekord auf dem Chimborazo vom Jahre 1802.

(Zu bemerken ist, daß der Leo Pargial erst 1933 durch die schottische Expedition Marco Pallis' bezwungen wurde.)

Zehn Jahre später (1828) gibt einer der Gerards an, einen unbenannten Gipfel von 6220 m erstiegen zu haben, ohne ihn genau identifizieren zu können. In der Zwischenzeit von 1818 bis 1828 haben die Gerards eine Anzahl Gipfel zwischen 5200 und 5800 erstiegen.

Das ist sehr bedeutsam, weil wir von hier ab alle Gipfel unter 5800 m weglassen dürfen. Unsere Kurve steigt daher direkt vom Karakoram-Paß zur Shilla (7025 m). Zufällig läuft sie durch den unbenannten Punkt 6220, den Gerard im Jahre 1828 erreicht haben will. Es ist wahrscheinlich, daß man, wenn die Berichte des Indian Survey durchgeprüft werden könnten, auf eine Anzahl von bezeichneten Gipfeln stoßen würde, die auf die Linie zwischen dem Karakoram-Paß und der Shilla zu liegen kämen. Unterhalb dieser Linie setzen wir den Elbrus und den Citlatepetl nur pro memoria.

1) Zum Humboldt'schen Versuch bemerkt Schlagintweit: «Dieser denkwürdige Versuch erregte durch seine Kühnheit allgemeines Staunen. Der Gelehrte erreichte 5880 m. Es ist dies die größte vom Menschen erklommene Höhe. Der Elan des Humboldt'schen Beispiels sowie die Bedeutsamkeit der wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Besteigung weckten ähnliche Versuche in Hochasien.

Ohne die Tätigkeit der Ingenieure des Topographischen Dienstes von Indien würde unsere Kurve der bezwungenen Gipfel einen ganz andern Verlauf zeigen: sie würde über den Citlatepetl (5582 m) gehen und wir würden in neunzehn Jahrhunderten ein Crescendo bezwungener Gipfel ausschließlich vulkanischer Art haben, mit Ausnahme der Shilla. Ein merkwürdiges Zusammenfallen!

Da die Ersteigung des unbenannten Gipfels von 6220 m mit Vorbehalt zu nehmen ist, müssen wir unsere Höhenkurve auf 5800 m zurückstellen. Bis zu diesem Zeitpunkt (1818 – 1828) war der höchste von Menschen bezwungene Gipfel sicherlich der Popocatepetl (5452 m), dessen Ersteigung ins Jahr 1523 fällt.

15. Elbrus, 5629/5593 m

Der Elbrus, der höchste Gipfel des Kaukasus, bildet eine ungeheure Schneekuppel, deren Glanz sich mit der Klarheit des Himmels paart



und den Blick des Reisenden unwiderstehlich auf sich zieht. Er ist ebenso von der russischen Steppe wie vom Schwarzen Meer aus sichtbar, am äußersten Ende einer hohen Bergkette, die sich hinter

ihm stark senkt. Erst ganz aus der Nähe merkt man, daß er in zwei benachbarte Spitzen ausläuft, in eine westliche von 5629 m und eine östliche von 5593 m. Es sind das die beiden Höcker alter Krater. Die sie trennende Vertiefung ist sehr kenntlich und liegt auf 5268 m.

Die Kegelform des Elbrus hebt ihn von den benachbarten, nicht vulkanischen Gipfeln ab. All das verleiht ihm eine majestätische Größe und ein unbestreitbares Königtum. Die Eingeborenen nennen ihn Mingi-Tau, d. h. den Weißen Berg, und dieser Name kommt ihm so gut zu wie dem Riesen von Chamonix.

Der Elbrus vereinigt somit alles, um ihm die Bewunderung der Eingeborenen zu sichern, die in ihm den Berg der Berge sehen, den Wohnsitz der Götter und der Glücklichen. Sie versteigen sich sogar bis zur Annahme, daß die Arche Noahs sich zuerst auf diesem Gipfel festgesetzt hat, bevor sie endgültig auf dem Ararat strandete. Da der Zutritt zur riesenhaften Schneekuppel nicht zu schwer ist, hat der Elbrus naturgemäß die Reisenden angezogen, besonders wegen des großartigen Panoramas, das von diesem Gipfel aus zu erwarten war ... Freshfield, der sich in Naturschönheiten auskennt, meint, daß die Aussicht vom Elbrusgipfel alle andern an Schönheit übersteigt.

Ein besonderer Umstand begünstigt die Ersteigung des Elbrus; der Berg bietet in einer Höhe von 3650 m einen Standort für ein natürliches und bequemes Biwak zwischen Felsen, die sehr hoch über dem südlichen Abhang ansteigen.

Ungeachtet dieser Vorteile, die den Hauptgipfel des Kaukasus sehr leicht ersteigbar machen, muß man bis zum Jahre 1829 kommen, um die Erwähnung einer Besteigung zu finden. Und auch diese ist noch zweifelhaft. Der Mont Blanc ist dagegen schon 1786 erstiegen worden. Er liegt eben umsoviel näher einer Stadt, mitten in der zivilisierten Welt.

Was wir von dieser ersten angeblichen Ersteigung des Elbrus wissen, ist folgendes:

Im Juli 1829 stieg der russische General Emanuel mit seinen Kosaken und Kanonen zur Hochebene von Malka hinauf bis zum Fuß des

Mingi-Tau. Er entsandte zwei Geologen aus seinem Gefolge in der Richtung des Gipfels, richtete sich bequem auf einem Vorgebirge von 2400 m ein und beobachtete in einem Teleskop den Aufstieg. Die Geologen und ihre Gehilfen biwakierten an der Schneegrenze in einer Höhe von ungefähr 3000 m.

Am 22. Juli machten sie sich um 3 Uhr morgens auf. In einer Höhe von 4270 brachen der Geologe Kupfer und drei andere aus der Mannschaft den Versuch ab, während Professor Lenz mit einem Kosaken und zwei Eingeborenen den Aufstieg bis 1 Uhr nachmittags fortsetzte. Angesichts der vorgerückten Stunde und der schlechten Schneeverhältnisse verzichteten auch sie auf die Fortsetzung und kehrten ins Biwak zurück. Aber der General sah durch sein Teleskop, daß ein einziger Mann sich von den andern löste und bis zu einem Punkt gelangte, welcher der Gipfel zu sein schien. Später stellte man fest, daß der Gipfel vom Standpunkt des Generals aus nicht sichtbar war. Dieser Mann verschwand im Nebel ...

Weder Lenz noch Kupfer hatten den Einzelgänger bemerkt, aber als er des Abends ins Biwak zurückkehrte – es war der Tscherkesse Killar – wurde er durch Salven begrüßt und erhielt eine Gratifikation von 400 Rubel dafür, daß er als erster den Elbrugipfel bezwungen. Diese Heldentat wurde durch eine Bronzetafel im Badeort Pjätigorsk verewigt, ist aber sehr umstritten, und wir notieren sie nur pro memoria.¹⁾

Im Jahre 1865 erreichte der Botaniker Radde auf dem Nordwest-Hang eine Höhe von 4360 m nach einer Version, von 4750 m nach einer andern.

Erst am 31. Juli 1868 erreichten die berühmten englischen Alpinisten Douglas W. Freshfield, A. W. Moore und C. C. Tucker mit dem Führer

1) Erst 19 Jahre später konnte man die Bezwingung eines Gipfels verzeichnen, der den Karakoram-Paß um einige Höhenmeter übersteigt, bzw. den Popocapetl um 130 m. Merkwürdigerweise sind beide Nachfolger zwei mexikanische und vulkanische Berge. Sie sind einander geographisch näher (200 km) als zeitlich in der Geschichte des Alpinismus (325 Jahre).

François Dévouassoud aus Chamonix und eingeborenen Jägern, irreführt durch den Nebel, den östlichen Gipfel (5593 m). Der westliche, d. h. der höchste Gipfel, wurde erst sechs Jahre später, am 26. Juli 1874, durch deren Alpenklub-Kameraden F. Craufurd Grove, Horace Walker und Fred. Gardiner mit dem Walliser Führer Peter Knubel bezwungen.

Schluß folgt im 2. Band.



Triolet, Nordwand

- Route Gréloz-Roch 1931
- - - links: Route Charlet-Etienne Livacic 21. Juni 1945
- - - rechts: Variante Azéma-Charlet 6. Juli 1945

Photo R. Gréloz



Dent du Requin, vom Caïman aus, Nordwand

Im Hintergrund Mont Mallet und Aiguille de Rochefort



Oben: **Grandes Jorasses**, Nordwand

Links: Route über den Sporn der Walkerspitze

Rechts: Route über die Mittelrippe, die in der Pointe Croz ausläuft

Photo R. Gréloz

Unten: **Ailefroide**, Nordwand

1 Route Fourastier-Le Breton-Manhès, 1. September 1936

2 Grat Coste-Rouge: Dibonna-Mayer, 30. Juni 1913

3 Route Georges und Jean Vernet, 1929

4 Route Gervasutti-Devies, 23./24. Juli 1936

Photo R. d'Agop



Barre des Ecrins, 4103 m, Südostwand vom Momie-Grat aus

- - - links: Route zum col des Avalanches

- 1 Route Mme. und M. Franco, 15. August 1944
- 2 Route über den Roten Grat, Toumayeff- G. und J. Vernet, 1927
- 3 Variante Ed. Stofer, 3. Juli 1931
- 4 Aufstiegsversuch zum Eselsrücken, G. und J. Vernet, 1932

- 5 Route über den Hauptsporn, Charignon-Morin- G. und J. Vernet, 1935
- 6 Route G. und J. Vernet
- 7 Route Reynier-Gaspard-Turc, 9. August 1893
- 8 Route Gübfield-Burgener, 18. Juni 1881
- 9 Diagonal-Route Héraud-Frendo, 25. August 1941
- 10 Route Franco-Gurékian-Revel, 28. August 1941
- 11 Aufstiegsversuch G. und J. Vernet, 1921 und 1923

Der französische Alpinismus während des Krieges

von Lucien Devies

Jetzt, da der Krieg durch den Sieg der Vereinten Nationen zu Ende gegangen und es wieder möglich ist, sich mit unbeschwertem Gemüt den Werken des Friedens zuzuwenden, ist es sicher nicht uninteressant, ein Bild der alpinistischen Tätigkeit in Frankreich während der Kriegsjahre zu geben. Trotz der schwersten Prüfung, die unser Land je durchgemacht hat, hat der französische Alpinismus eine außerordentliche Lebenskraft bewiesen, die ihm die schönsten Aussichten für die Zukunft eröffnet.

Doch bevor wir auf seine Leistungen eingehen, ist es vielleicht notwendig, das bis zum Jahre 1939 Erreichte kurz zusammenzufassen.

Auf dem Gebiet des Sportes standen die Dinge damals ausgezeichnet. Während noch vor dem ersten Weltkrieg der französische Alpinismus weit hinter dem der anderen Nationen zurückstand, hatte er nach 1919 in wenigen Jahren, dank der Rührigkeit der Mitglieder des G. H. M., alles Versäumte nachgeholt und hatte sich seitdem auf dieser Höhe auch gehalten. Die Tüchtigkeit seiner besten Bergsteiger, die Schwierigkeit und der Umfang ihrer Unternehmungen hatten den französischen Alpinismus unbestritten in die internationale Rangklasse erhoben.

Der G. H. M. hatte diesen Alpinismus nicht nur gegründet; er hatte auch einen entscheidenden Einfluß auf seinen Geist ausgeübt und endlich das geschaffen, was uns vor 1918 immer gefehlt hatte: eine französische Bergsteigertradition.

Ihre besonderen Merkmale scheinen uns die folgenden zu sein: die Freude an der technischen Vollendung und an der Einfachheit der Ausführung; eine wohlbegründete Abneigung gegen den Mißbrauch künstlicher Hilfsmittel; ein ausgeprägter Sinn für Schönheit und Größe,

der sich in der Vorliebe für Großtouren in den höchsten Regionen kundgibt; ein prachtvoller Unternehmungsgeist, der jeden dazu treibt, die strengsten, seinen Möglichkeiten entsprechenden Besteigungen auszuführen; die Sorge, sich vor einem übertriebenen Ehrgeiz zu hüten; eine große Kühnheit, die sich aber jeden Fanatismus verbietet. In seiner sozialen Struktur stand die Organisation des französischen Alpinismus hingegen in den meisten Fällen wieder hinter dem Ausland zurück, so zum Beispiel hinter der Schweiz.

Der Geist der alpinen Sportverbände war, wenn man natürlich vom G. H. M. absieht, eher auf Tourismus als auf Alpinismus gerichtet. Die bergsteigerische Erziehung steckte noch ganz in den Anfängen. Es fehlte jede gesetzliche Regelung des Bergführerberufes, so daß es mehrere Bergführervereinigungen gab, die sich vom Syndicat des Guides de Chamonix, vom Club Alpin Français, vom Groupe Pyrénéiste de Haute Montagne (G. P. H. M.) ableiteten, und welche die verschiedensten Reglemente anwandten, welche manchmal Bestimmungen enthielten, die zu berechtigten Bedenken Anlaß gaben; kurz, es machte sich ein betrübliches Amateurwesen auf diesem Felde bereits bemerkbar. Und die Organisation für die Hilfe bei Unglücksfällen war geradezu embryonal, wenn man sie mit dem prachtvollen Netz von Rettungsstationen in der Schweiz vergleicht.

Die Anstrengungen des C. A. F. hatten sich hauptsächlich auf das Gebiet der Ausrüstung erstreckt; das darin Erreichte konnte sich sehen lassen: Clubhütten waren in genügender Menge vorhanden und meist günstig gelegen.

Nicht zuletzt waren die Leiter des französischen Alpinismus – die Erscheinung ließ sich auf manch anderem Gebiet leider ebenfalls beobachten – unter sich uneinig und manchmal geradezu feindselig gegeneinander eingestellt.

Diesen mißlichen Zuständen haben im Jahre 1940, nach der verlorenen Schlacht, einige der Leiter des G. H. M. und des C. A. F. ein Ende machen wollen. Sie waren natürlich darauf gefaßt, daß man auch hier, wie auf allen anderen Gebieten, auf sehr große Schwierigkeiten stoßen würde, und daß man auf brauchbare Ergebnisse im Augenblick verzichten müssen; aber es dünkte sie klüger, der Zukunft vorzuarbeiten, als einfach bessere Tage abzuwarten.

Ihre erste Sorge war, den verschiedensten Bestrebungen ein einheitliches Ziel zu geben. Wenn es auch möglich war, die Gemüter zu befrieden und eine bessere Zusammenarbeit zu erreichen, so war es doch unvergleichlich viel schwieriger, dieser so erreichten Einheit dann ein wirklich brauchbares Werkzeug zu geben; dieses Ziel ist auch heute noch nicht erreicht.

Das Projekt, dem alle alpinen Sportverbände zugestimmt hatten, wurde von der Regierung zurückgewiesen; diese forderte eine strikte Anwendung der Sportcharte, die unter der Leitung des damaligen Sportgeneralkommissärs Jean Borotra ausgearbeitet worden war, und welche eine Reihe recht kritisierbarer Verfügungen enthielt. Innerhalb dieses eng gezogenen Rahmens führten die Verhandlungen im April 1942 zur Gründung der Fédération Française de la Montagne (F. F. M.), die alle bestehenden Verbände in sich aufnahm (angefangen mit dem C. A. F., der 90 bis 95 % aller eingeschriebenen Mitglieder vereinigt), und Louis Neltner zum Präsidenten erhielt. Später wurde dann beschlossen, die neue Foederation und den C. A. F. zu fusionieren, indem man diesen in eine Foederation umwandelte; aber da hierüber zwischen dem Sportgeneralkommissariat und dem Generalkommissariat für Tourismus keine Einigung zu erzielen war, kam diese Fusionierung schließlich nicht zustande.

Die Provisorische Regierung der Republik hat dann die Sportcharte kassiert, und augenblicklich ist ein Sportstatut in Vorbereitung. Die alpinen Sportverbände haben den status quo vorläufig beibehalten und die F. F. M. bestätigt. Ihr Präsident ist gegenwärtig Yves Letort, der auf Neltner folgte, welcher Vizepräsident wurde, als die Büros der Foederation von Lyon nach Paris verlegt wurden.

* * *

Am Tag nach der Niederlage im Jahre 1940 wurden wichtige Anstrengungen gemacht, um junge Leute zu Bergsteigern zu erziehen. Auch hier hat der Geist der Revanche Beispiele der schönsten Hingabe gezeitigt.

Die bestehenden Bergsteiger- und Kletterschulen wurden umorganisiert, neue wurden gegründet. Nach einer klassischen Formel teilen sie sich in theoretische Kurse und praktische Vorführungen ein. Mehrere Schulen verfügen über zahlreiche und ausgezeichnete Ratgeber

und werden von einer begeisterten Jugend überaus gerne besucht. Sie verfügen über die verschiedensten Übungsgebiete. Paris bedient sich der Sandsteinfelsen der Chamarande und des Waldes von Fontainebleau, die zwar nur wenige Meter hoch sind, aber eine äußerst raffinierte und athletische Kletterei ermöglichen, ferner der schönen Kalkklippen des Saussois, längs der Yonne. In Marseille stellen die Calanques ein in Frankreich unvergleichliches Übungsgelände dar; es sind längs der Küste aufragende Miniaturdolomiten, in denen die schönsten Kletterwege nicht selten die Höhe von 100 Meter erreichen, ja bisweilen weit übersteigen. Hier wird das freie und das Kunstklettern geübt. Bei Nizza dient der heute berühmte Baou de Saint-Jeannet, ebenfalls ein Kalkberg, dem gleichen Zweck. Die Granitspitzen und -Klippen des wilden Massivs der Cevennen von Caroux stellen die Kletterer von Béziers auf manch harte Probe.

Das wichtigste Ereignis war indessen die Einrichtung von Bergsteigerlagern. Der Gedanke war in Frankreich nicht vollkommen neu, schon um 1930 hatte der seitdem verstorbene Dr. Arlaud während mehrerer Sommer in den Pyrenäen kleine Lager für die jungen Kletterer von Toulouse eingerichtet, und im Jahre 1939 hatte Frau Blachère-Morin ein ähnliches Lager des G. H. M. in Ailefroide, im Massiv des Ecrins, aufgemacht. Im Jahre 1941 wurde die Sache aber in großem Maßstab in Angriff genommen.

Solche Lager wurden vom C. A. F., vom S. T. D., vom G. P. H. M. und vom G. D. J. auf Initiative von Louis Neltner und unter reicher finanzieller Beihilfe des Staates in folgenden Gegenden abgehalten: Im Montenvers, auf dem Col de la Vanoise, in Font de France (Kette de Belledonne), im Carrelet bei La Béarde, auf der Alpe du Villar d'Arène, im Pré de Madame Carle bei Ailefroide und bei Vious Artigues, im Ossautal in den Pyrenäen.

Ihr Zweck war, jungen Leuten unter 25 Jahren einen ersten Begriff der Bergsteigertechnik zu geben und sie auf eine gewöhnliche Bergsteigerlaufbahn, die sich außerhalb der Lager abspielen mußte, vorzubereiten. Es konnte darum keiner an mehr als an drei Lagern teilnehmen. Jedes Lager versammelte 20 bis 40 Schüler für die Dauer von drei bis vier Wochen; Leiter war ein geübter Amateur-Bergsteiger, dem wohlwollende Ratgeber und Berufsführer zur Seite standen. Einige Lager waren für Anfänger bestimmt, andere für junge Leute,

welche die Berge schon gewohnt waren, und aus welchen man Führer von Seilschaften zu machen beabsichtigte. Im ganzen nahmen im Jahre 1941 200 Schüler an solchen Lagern teil. Die technischen Ergebnisse waren gut: einige Neulinge bezwangen den Dôme de Neige des Ecrins über den Clochergrat und den Pic du Midi d'Ossau über den Embarradère. Wohlverstanden, die Schwierigkeiten hinsichtlich Ausrüstung und Ernährung waren ziemlich erheblich. Und wenn auch in diesen Lagern eine ausgezeichnete Bergkameradschaft herrschte, welche für die Entwicklung oder das Erwecken der Begabungen günstig war, so erwies sich dafür die pädagogische Seite als eher mangelhaft: Berufsbergführer sind eben im allgemeinen keine guten Instruktoren, und gute Erzieher findet man unter den Amateuren ziemlich selten.

Im Jahre 1942 wurden unter der Leitung des F. F. M. wieder ähnliche Lager abgehalten: am Col de la Vanoise, auf der Alpe du Villar d'Arène, in der Bérarde, im Pré de Madame Carle bei Ailefroide und in den Pyrenäen bei Ansabère und Espingo. Die Zahl der Teilnehmer war ungefähr die gleiche wie im Vorjahr. Die technischen Ergebnisse waren gleichfalls befriedigend. Eine der Seilschaften führte sogar eine Erstbesteigung von der Schwierigkeitsklasse der klassischen Ueberschreitung des Grépon durch: den Sialouze Grat des Pic Sans Nom. Und der neue Weg wurde dann auch von einigen anderen Seilschaften des gleichen Lagers wieder begangen.

Die Gefahr von Razzien seitens der Deutschen nach der Besetzung der Freien Zone ließ die Lager im Jahre 1943 ausfallen. Man begnügte sich mit weniger auffälligen Dingen. So wurden von Parisern drei schöne Kollektivschulen in der Kette des Mont Blanc durchgeführt, denen namentlich die Besteigungen der Aiguille Mummery und der Grépon à l'envers gelang. Die jungen Leute von Nizza schlugen bei Ailefroide ein kleines Lager auf, von diesem aus unternahmen sie prachtvolle Touren, unter anderm auf den Grat von Coste-Rouge und den Pic Sans Nom über den Westgrat.

Der Sommer 1944 und der Winter 1944 – 45 gehörten der Kriegführung, an der zahlreiche Bergsteiger einen äußerst wichtigen Anteil hatten. Aber für den Sommer 1945 bereitet die F. F. M., hierin unterstützt vom C. A. F., vom G. H. M. und dem Ski-Montagne (einem Club von Nizza), zahlreiche Lager vor, darunter auch solche, die jungen Leuten, die

später den Alpentruppen zugeteilt werden, als Vorunterricht dienen sollen.

Das Beispiel der Lager der F. F. M. hat viele Jugendverbände (Pfadfinder, Jugendherbergen usw.) zur Gründung der U. N. C. M. (Union Nationale des Camps de Montagne) bewogen, die im Lauf des Sommers 1945, mit kräftiger Unterstützung des Staates, eine große Reihe alpinistischer Schulungslager errichten wird.

Bei dieser Gelegenheit seien auch die Leistungen der Jugendverbände Jeunesse und Montagne erwähnt. Beide Jugendgruppen waren vom Kommandanten Faure gegründet worden und hatten ursprünglich die Aufgabe der Tarnung von Fliegerpiloten; später dienten sie als Jugendarbeitslager mit verschiedener Bestimmung, denen nur Freiwillige beitreten konnten, und die dem Luftministerium unterstanden. Sie gründeten an die 20 Zentren in den Alpen, den Pyrenäen und im Massif Central und versammelten rund 2000 Teilnehmer. Das Leben im Gebirge, die handwerkliche Beschäftigung (Hütten- und Wegbau usw.), Segelflug, Skifahren und Bergsteigen waren die wichtigsten Betätigungen. Diese Jugendgruppen hatten ausgezeichnete erzieherische Ergebnisse. Sie waren mit einem vorzüglichen Führungspersonal versehen, das nach der Auflösung der beiden Verbände im Jahre 1944 der Direction Générale des Sports unterstellt wurde und augenblicklich zur Verfügung der Armee steht. Diese Leute werden in Zukunft zweifellos die allerbesten Dienste leisten.

Daß der Staat und zahlreiche Bewegungen den erzieherischen Wert des Bergsteigerwesens erkannt haben und es unterstützen, mag man erfreulich finden; wir haben aber auch Anlaß zu mancher Besorgnis. Leider sind nämlich Exzesse zu befürchten: haben wir doch schon Projekte gesehen, die darauf zielten, Frankreich durch den Alpinismus zu erneuern oder aus diesem einen Massensport zu machen! Diejenigen, welche solche Pläne mit der etwas kindlichen Begeisterung von Neubekehrten entwerfen, geben sich wohl keine Rechenschaft darüber, daß der Wert des Hochgebirges nicht in seiner Schönheit, seinen Schwierigkeiten und Gefahren allein begründet liegt, sondern in ebenso hohem Maße auch in seiner Wildheit und Einsamkeit, die freilich beide heute bereits sehr relativ sind – denn Frankreich hat zehnmal mehr Einwohner als die Schweiz, dafür jedoch eine viel geringere Ausdehnung seiner Hochgebirgsfläche. Und ist es nicht

vergnüglich, daß die Franzosen, diese Hyperindividualisten, ein Mittel sozialer Erziehung ausgerechnet im individualistischen Bergsport suchen, dessen Anhänger oft genug gerade mit dem sozialen Leben eher auf schlechtem Fuße stehen? Kein Wunder, daß die F. F. M. alle diese Bestrebungen mit Besorgnis betrachtet und innerhalb des ihr Möglichen zu steuern und in vernünftige Schranken zurückzuweisen versucht.

Es gilt andererseits auch darüber zu wachen, daß die Maßnahmen, durch welche die Jugend für den Alpinismus gewonnen werden soll, ihr Ziel nicht verfehlen. Was die Urteilsfähigkeit und die Persönlichkeit entwickelt und die tiefsten Freuden bereitet, ist weniger das Bergsteigen als solches, als die persönliche, fortschreitende Eroberung einer vollendeten Könnerschaft. Es mahnt zum Aufsehen, daß die besten Bergsteiger, die allen sozialen Schichten der Gesellschaft angehören, fast immer Autodidakten gewesen sind. Es geht unserer Ansicht nach einfach nicht an, daß man junge Leute sozusagen an der Hand auf große und kleine Touren führt. Was man ihnen vermitteln muß, sind die allereinfachsten Kenntnisse der Bergsteigertechnik und des Gebirges überhaupt; mehr, als sie auf den guten Weg zu bringen, den Isolierten zu helfen und sie zur Kameradschaft zusammenzuschließen, ist gar nicht nötig. Wichtig ist also nicht die Schule, sondern die Praxis. Daß die jungen Kletterer sich möglichst bald mit ihren eigenen Flügeln aufschwingen, scheint hier die richtige Maxime zu sein.

* * *

Trotz der Schwierigkeiten aller Art, der Rationierung, des Mangels an Ausrüstungsgegenständen, der Demarkationslinien usw., ist die Tätigkeit des französischen Alpinismus während des Krieges außerordentlich lebhaft geblieben; die Jahre 1942 und 1943 kann man sogar zu den brilliantesten rechnen. Wenn auch große, bekannte Bergsteiger aus Gesundheitsgründen oder wegen der Entfernung der Städte das Hochgebirge zu meiden gezwungen waren, haben sich dafür neue tüchtige Bergsteiger eingestellt und beherrschen seitdem das Feld. Die mittlere Qualität der erfahrenen Kletterer hat sich wesentlich gehoben. Freilich, die Pariser haben aufgehört an der Spitze zu stehen, obschon sie noch immer allerbeste Elemente zählen, denen sich die schönste Zukunft eröffnet. Aber die Bergsteiger, die in den Alpen

oder nahe dabei wohnen, konnten sich viele Erleichterungen zunutze machen, um sich zu üben und den Kontakt mit den Bergen aufrecht zu erhalten; sie waren infolgedessen die tätigsten und erfolgreichsten. Unter den neuen Bergsteigern, die sich auf ernsthafte Unternehmungen einlassen und äußerst schwierige Klettertouren ausgeführt haben, erwähnen wir: in Paris den Studenten Maurice Herzog, den Optiker Pierre Cauderlier, und zwei der besten Kletterer am Bleau, Jean Mignon, Geschäftsführer einer großen medizinischen Zeitschrift, und den Arzt Dr. Jacques Oudot; in Lyon E. Barral und H. Claude; in Grenoble den Studenten Michel Chevalier.

Zwei Pariser haben in Briançon, wo sie sich zeitweilig aufhielten, das Beispiel des großen Alpinismus gegeben: Micheline Blachère-Morin, die eine der ersten französischen Alpinistinnen ist, und ihr Mann Gérard Blachère, Straßeningenieur von Beruf, der als vollendeter Bergsteiger und Kletterer ebenfalls seit langem bekannt ist.

In Gap hatte sich Paul Heraud, der im vergangenen Sommer in einer der Befreiungsoperationen in den Alpen gefallen ist, ebenfalls in den Rang der ersten französischen Bergsteiger erhoben. Er war ein wertvoller Mensch, ein eigenwilliger Einzelgänger, der zudem einen eigenartigen Bildungstrieb hatte: von Beruf Stuhlmacher, beschäftigte er sich nebenbei mit höherer Mathematik.

In Nizza waren es die Brüder Vernet, denen keiner gleichkam. Ihr prächtiges Beispiel hat seine Früchte gezeitigt, auch als sie selber zufolge ihrer politischen Ansichten ihre Tätigkeit nicht mehr fortsetzen konnten. 1) Drei Kletterer, die heute zu den ersten Kräften gehören, Jean Franco, Lehrer in Nizza und seit 1943 sommerüber Bergführer in Vallouise (Massiv der Ecrins), Karekine Gurekian, Briefmarkenhändler, und Marcel Malet, staatlicher Bauingenieur, haben eine besonders aktive Gruppe gebildet und nicht nur zahlreiche prachtvolle Touren ausgeführt, sondern darüber hinaus in der Kletterschule von Saint-Jeannet und in den Lagern von Ailefroide zahlreiche tüchtige und begeisterte junge Bergsteiger herangebildet. Ihre tüchtigsten Kameraden sind R. d'Agop, G. Kogan, P. Revel.

In Marseille widmen sich die Kletterer der Calanques viel mehr der Kunstklettern als dem freien Klettern und gehen nie ins Gebirge.

1) Sie wurden im Jahre 1944 nach Deutschland deportiert. Georges Vernet starb in Dachau, während sein Bruder heil und gesund nach Frankreich zurückkehrte.

Darum gibt es dort, trotz der großartigen Entwicklung, welche die Kletterkunst in jener Gegend seit der Einführung der Mauerhaken im Jahre 1935 erfahren hat, nur eine kleine Gruppe erfahrener Bergsteiger. Unter diesen erwähnen wir Frau d'Albertas, eine der besten französischen Bergsteigerinnen, die neuerdings wieder einige der schwierigsten Klettertouren in den Alpen durchgeführt hat; ferner P. Moyrand und J. Save de Beaurecueil, die ebenfalls äußerst schwierige Besteigungen hinter sich haben. Während des Krieges ist aus den Calanques einer der tüchtigsten Kletterer hervorgegangen, der sich heute auf allen Gebieten hervortut: Gaston Rébuffat. Er wurde Hochgebirgsinstruktor der Verbände Jeunesse und Montagne und später, als er im Jahre 1944 das erforderliche Alter erreicht hatte, Bergführer in Houches bei Chamonix. Sein Gefährte war gewöhnlich Lionel Terray, der ebenfalls einer der Wägsten in Eis und Fels ist. Er ist in Grenoble geboren und Besitzer eines landwirtschaftlichen Betriebes in Houches; er hat sich als Träger einschreiben lassen und wird wohl bald Bergführer werden.

In Chamonix begegnet man heute auch einigen sehr tüchtigen Amateuren; wir erwähnen Félix Martinetti. Im Tal von Chamonix ist Etienne Livacic heute einer der tüchtigsten Bergführer. Zu diesen zählen aber immer noch Armand Charlet, Edouard Frendo (der erste französische Amateur-Bergsteiger, der Bergführer wurde) und Fernand Tournier. Ihnen folgen, Georges Charlet, Camille und André Tournier und heute auch Bernard Burnet. Drei junge Träger versprechen viel: der Sohn von Georges Charlet, Jean-Paul, der Sohn von Armand Couttet, Léon, und der berühmte Skifahrer James Couttet.

Der Oisans besitzt heute einen Bergführer von internationaler Klasse: Lucien Amieux, von Villar d'Arène. Instruktor im Bergsteigen bei den Verbänden Jeunesse und Montagne, gab er Proben seines Könnens, indem er mit seinem Gefährten, dem Träger Honoré Bonnet, welcher gleichfalls Instruktor bei Jeunesse und Montagne war, eine der wichtigsten Touren im Massif des Ecrins in bemerkenswert kurzen Zeiten ausführte.

In den französischen Alpen haben wir allerdings keine hervorragende Erstbesteigung zu verzeichnen, die sich etwa mit jener der Nordwand des Dru vergleichen ließe; aber es wurden doch immerhin zahlreiche neue Routen eröffnet, die sich durch ihren Verlauf, ihren Charakter

und ihre Schwierigkeiten auszeichnen.²⁾ Darunter seien die folgenden besonders erwähnt:

– Die Nordwand der Aiguille du Midi (Ed. Frendo und der Träger René Rionda, 1941, seitdem zweimal wiederholt). Dieser Anstiegsweg weist die größten Höhenunterschiede in der ganzen Gruppe der Aiguilles de Chamonix auf; er verläuft ohne Eintönigkeit in einer prachtvollen Umgebung und erfordert die Ueberwindung ernsthafter Schwierigkeiten in Fels und Eis.

– Die Diagonale der Südostwand der Ecrins (Ed. Frendo und P. Heraud, 1941), eine lange, schöne, aber schwierige Kletterei, die, was ihr Interesse und ihre Schwierigkeiten betrifft, sich mit dem direkten Anstiegsweg Toumayeff-Vernet vergleichen läßt. Dieser Anstieg wurde bereits dreimal wiederholt und ist auf bestem Wege, klassisch zu werden.

– Die Nordostwand der Aiguille du Peigne (Et. Livacic und F. Martinetti, 1942), eine schwierige Plattenkletterei, außerordentlich heikel und exponiert.

– Die Chamonixer Seite des Col du Caiman (G. Rébuffat und L. Terray, 1942). Der Anstieg erfolgt fast durchwegs im Eise und ist hart und exponiert; die Neigung ist ungewöhnlich steil; Raststellen fehlen fast ganz. Es ist wohl eine der strengsten Touren ihrer Art in der ganzen Mont Blanc-Kette.

– Die Südwestwand der Aiguille Mummery (Ch. Authenac und J. Vitrier mit Fernand Tournier, 1942; wenige Tage später wiederholt von Jacques Aureille und G. Rébuffat); die Kletterei erstreckt sich auf 250 Meter Höhe und ist sehr exponiert und äußerst schwierig; trotzdem der Höhenunterschied nicht groß ist, ist es eine der schwierigsten Felsklettereien in der ganzen Mont Blanc-Kette.

– Der Jardingrat der Aiguille d'Argentière (Dr. M. A. Azema mit Armand Charlet, 1942; wiederholt im Jahre 1944), ein schöner, äußerst zerrissener und interessanter Grat; den schwierigsten Teil bildet der Casque d'Argentière, ein merkwürdig gestalteter Turm, welcher einer der schwierigsten in der ganzen Kette ist.

– Der Nordwestgrat des Pic San Nom im Massif des Ecrins (Frau Blachère, G. Blachère, R. Picard, 1943; wiederholt 1944 von P. Cauderlier

2) In der Zeitschrift «Alpinisme» des G. H. M. findet man das vollständige Verzeichnis dieser ungewöhnlichen oder selten begangenen Anstiegswege, die technische Beschreibung der meisten unter ihnen und einen Bericht über die wichtigsten.

und K. Gurekian). Dieser Grat bildet den direkten Anstiegsweg vom Noirgletscher zum Gipfel des Pic, in seinem obersten Teil wird weitgehend die Nordwand benützt, welche ungewöhnlich steil ist, aus morschem Gestein besteht, und stellenweise mit Glatteis belegt und öfters von Eisirnsalen durchzogen ist. Es ist eine harte, strenge Tour, die viel Können erfordert und ordentlich viel Zeit in Anspruch nimmt.

- Die Südwand des Pavé (M. Chevalier mit G. Rébuffat, 1944), eine Kletterei in der Senkrechten mit äußerst wenig Raststellen, sehr schwer mit überaus komplizierten Passagen, eine der schönsten im Massif des Ecrins.

- Die Freydanwand des Grand Pic de Belledonne (M. Chevalier mit C. Rébuffat, 1944), von 200 bis 250 Meter Höhe ungewöhnlich exponiert, sehr schwierig, mit Stellen von allergrößter Schwierigkeit.

- Der Südpfeiler der Ecrins (Frau J. Franco und J. Franco, 1944; wenige Tage später wiederholt von P. Cauderlier und K. Gurekian), prächtige, exponierte Klettertour, welche den schwierigsten und interessantesten Weg vom Noirgletscher zu den Ecrins darstellt.

- Die Nordwand der Aiguille des Pélerin (G. Rébuffat und L. Terray, 1944), strenge Kletterei vom Typus Nordwand.

- Die Brenvaseite des Col de Peuterey (G. und M. Herzog, G. Rébuffat, L. Terray, 1944, die dann über den Peutereygrat auf den Mont Blanc stiegen), ein gewagter Anstiegsweg über Eis, man hielt ihn für so steinschlaggefährdet, daß er aus diesem Grund noch niemals versucht worden war.

Zahlreiche Wiederholungen großer Klettertouren wurden ausgeführt, und eine ganze Reihe von Anstiegswegen, die man gestern noch für ungewöhnlich hielt, sind heute sozusagen klassisch, oder nahezu klassisch geworden. So zählt zum Beispiel die Südwand der Meije auf dem direkten Weg bereits sechs Besteigungen, und die Südostwand der Ecrins, direkt hinauf, deren neun. Der Grat des Coup de Sabre des Pic Sans Nom, der erstmals im Jahre 1934 erobert worden war, wurde 1942 zweimal begangen von J. Franco und K. Gurekian und von Herrn und Frau Blachère, und im Jahre 1943 dreimal. Der Südgrat der Aiguille du Fou, der vor dem Krieg fünfmal bestiegen worden war, ist seitdem zehnmal überschritten worden, darunter von Partien, die sich aus mehreren Seilschaften zusammensetzten. Der Grépon über die Aiguille de Roc zählt heute acht Besteigungen.

Die großen, klassischen Hochgebirgstouren aus der Vorkriegszeit, welche sich nur bei höchsten Anstrengungen gut durchführen lassen, sind öfters durch Seilschaften mit und ohne Führer wiederholt worden. Darunter erwähnen wir die Route der Sentinelle Rouge, auf der Brenvaseite des Mont Blanc, die durch die englischen Bergsteiger T. Graham Brawn und F. S. Smythe im Jahre 1927 eröffnet und seitdem über zwanzigmal begangen worden war; im Jahre 1938 bewegte sich darauf eine einzige französische Seilschaft; hingegen wurde sie 1943 und 1944 von drei französischen Seilschaften begangen, worunter zwei ohne Führer: H. Hauptmann, L. Neltner, G. Scott von Martinville, M. Herzog, P. Madeuf und J. Oudot. Die Besteigungen des Grates der Tour Ronde des Mont Maudit, des Argentièrehanges der Aiguille Verte, des namenlosen Grates und des Grates der Grands Montets der Aiguille Verte und die vollständige Ueberschreitung der Aiguilles du Diable sind ebenfalls mehrmals ausgeführt worden.

Unter den Wiederholungen von schwierigen und ungewöhnlichen Hochtouren, die klassisch werden können, wollen wir die folgenden erwähnen: die 4., 5., 6., 7. direkte Besteigung der Nordwestwand der Aiguille du Plan (R. Jonquièrre und G. Rébuffat, J. Mignon mit Camille Tournier, F. Batier und J. Morin mit Camille Tournier, M. Herzog und P. Madeuf, 1943); – die 6. Besteigung der Ostwand der Dent du Caïman (M. Herzog, P. Madeuf, J. Oudot, F. Thomas, 1943; – die 2., 3., 4. Besteigung des Ostgrates des Crocodile (Frau S. d'Albertas mit Raymond Lambert und Etienne Livacic, 1940; Frendo und Rébuffat, 1943; R. Jonquièrre und L. Terray, 1943; die Seilschaften des Jahres 1943 haben das Pendeln an einer der schwierigsten Stellen dieser Route vermieden, indem sie es durch eine äußerst heikle Kunstklettereiersetzen; – die 3. Besteigung des Nordsporns der Droites (Frau S. d'Albertas mit den Schweizer Bergführern Raymond Lambert und André Roch, 1941); – die 4. Besteigung der Nordwand des Dru (Frau d'Albertas mit Ed. Frendo, 1943); – die 3. Besteigung der Bonnepierreseite des Dôme de Neige des Ecrins (L. Amieux und H. Bonnet, 1943); – die 3., 4., 5. Besteigung der Nordwestwand des Olan (P. Heraud und J. Reynaud, 1942; Jean und Raymond Leininger, 1943; Lucien Amieux und H. Bonnet, 1943); – die 2., 3. und 4. Besteigung der Nordwestwand der Ailefroide (Lucien Amieux und H. Bonnet, J. Franco und K. Gurekian; M. Malet und P. Revel, 1943); die zwei letzten Seilschaften haben

eine Variante eingeschlagen, die den mittleren Pfeiler – eines der schwierigsten Hindernisse der ursprünglichen Route – umgeht, und haben die Wand in bemerkenswert kurzen Zeiten erstiegen.

Einige Erfolge von Einzelgängern verdienen besonders hervorgehoben zu werden: Die 5. Besteigung der Reynnierroute (1941), die 6. Besteigung des direkten Weges (1942), die 2. Besteigung der Diagonalroute (1942) der Südostwand der Ecrins und die 1. vollständige Ueberschreitung der Grate der Ailefroide (1943) durch Karekine Gurekian, der Nordgrat der Trois Dents du Pelvoux (1943) durch M. Malet, die Erstbesteigung der Barre Noire vom Noirgletscher aus (1943) und die 2. Besteigung des Südostgrates des Pic Gaspard (1943) durch Paul Héraud.

Auf dem Gebiete des winterlichen Bergsportes, der seit dem Aufkommen der Ski fast völlig brach liegt, ist nur die schöne winterliche Erstbesteigung des Pic Gaspard zu erwähnen, die 1943 von J. Borel und A. le Ray ausgeführt wurde.

In den Pyrenäen erfuhr die bergsportliche Tätigkeit einen gewissen Rückgang, der zum Teil auf das kriegsbedingte Ausbleiben der unternehmungslustigsten Bergsteiger, zum Teil aber auch auf die behördlichen Maßnahmen und Verbote in der Grenzgegend zurückzuführen ist. Zu erwähnen wäre hier aber doch die 10. Besteigung des Gaubecouloirs durch J. Simpson und J. Trezières, 1941.

Die von uns aufgestellte Bilanz ist unseres Erachtens sehr eindrucksvoll. Sie erstreckt sich in der Tat auf alle Hochtouren und auf die schwierigsten Unternehmungen in den französischen Alpen. Sie erlaubt die Schlußfolgerung, daß der französische Bergsport seinen Rang behauptet und eine prächtige Lebenskraft bewiesen hat.

* * *

Zahlreiche Bemühungen wurden darauf verwendet, den Bergführerberuf derart zu reorganisieren, daß er den in der Schweiz seit so vielen Jahren mit Erfolg eingehaltenen Grundsätzen genüge.

Bereits im Jahre 1941 führte der C. A. F., auf Initiative von Louis Neltner, einen nach schweizerischen Gesichtspunkten geleiteten Kurs für junge Führerkandidaten durch. In den Jahren 1942 und 1943 führte die F. F. M. noch weitere Kurse in Montroc durch, sowohl für die Kandidaten des C. A. F., als für jene des Bergführersyndikates von Chamonix; diese Kurse standen unter der Leitung von Edouard Frenco

und Armand Charlet, als Instruktoren wirkten Marcel Bozon, Etienne Livacic und André Tournier.

Im Jahre 1944 gründete der Staat die Ecole Nationale d'Alpinisme (Staatliche Bergführerschule), in welcher Führer und Träger sowie die Ratgeber der alpinen Sportverbände und der Jugendverbände herangebildet werden sollten. Technischer Direktor dieser Schule war Edouard Frendo und Oberster Ratgeber Armand Charlet. Aus Gründen, auf die schon die F. F. M. hingewiesen hatte, war diese Neuschöpfung keineswegs sehr erwünscht, und infolge der Ereignisse konnte sie dann auch nur einen einzigen der vorgesehenen Kurse durchführen.

Ein Gesetz über die Pflichten und Rechte der Bergführer wurde im Juli 1943 erlassen; dieses Gesetz war von der F. F. M. vorbereitet und von Henry de Segogne, alt Präsident des G. H. M. und Tourenkommissar, kräftig gefördert worden. Doch weil die Regierung der Provisorischen Republik alle Gesetze des Vichyregimes grundsätzlich aufgehoben hat, ist auch dieses nicht mehr in Kraft. Die F. F. M. hat daraufhin den Behörden den Entwurf einer Verfügung vorgelegt, und es bleibt zu hoffen, daß die Regierung nicht länger säumen wird, ihn zu genehmigen.

Was die Organisation der Rettungsdienste betrifft, so hat die F. F. M. die bestehenden Organisationen zusammengefaßt: Comité Annécien de Secours en Montagne, Société Dauphinoise de Secours en Montagne, Société de Secours en Montagne des Basses Pyrénées et des Hautes Pyrénées. Sie hat das Problem der Bergung bei Unglücksfällen in allen seinen Verzweigungen gründlich studiert, wobei das Beispiel der glänzenden schweizerischen Einrichtungen als Muster genommen wurde, dies dank der wohlwollenden Unterstützung unserer Genfer Freunde, die uns darüber eine sehr vollständige Sammlung von Unterlagen zukommen ließen. So wurde ein ganzes Programm entworfen und aufgestellt. Das Ende des Krieges wird uns endlich erlauben, seine Verwirklichung in Angriff zu nehmen.

* * *

Die Behörden haben den Fragen der Ausrüstung großes Interesse entgegengebracht. Als Unterabteilung des Commissariat Général wurde ein technisches Sekretariat für den Bergsport geschaffen, dem M. Macaigne vorstand, und das im Jahre 1942 durch einen Aus-

rüstungsdienst für den Bergsport abgelöst wurde, dessen Leiter Gérard Blachère war. Diese Abteilung entwarf ein reichhaltiges Programm für die Ausrüstung von Wintersportstationen, den Bau von Skihütten und Bergunterkünften; der Staat hat bereits begonnen, einen Teil davon zu verwirklichen.

Auf diese Weise sind die großen Berghäuser des Blancgletschers, der Bans und von Vallonpierre, im Massif des Ecrins, entstanden; dergleichen sind zahlreiche Skihütten und Berghäuser in den Alpen und den Pyrenäen im Bau begriffen.

Hingegen hat der Staat gewissen Verbänden, wie dem Club Alpin Français, der den Bau von Clubhütten bisher selber besorgt hatte, keinerlei Unterstützung zukommen lassen.

Die bestehenden Clubhütten haben unter dem Kriege sehr gelitten, Mobiliar und Material haben nicht ersetzt werden können; einige Hütten wurden vollkommen ausgeplündert, andere beschädigt oder gänzlich zerstört, so vor allem in der Haute Maurienne. Sie wieder instand zu stellen oder neuaufzubauen wird große Anstrengungen kosten.

Es wurden ferner zwei Programme für gedruckte Tourenführer aufgestellt, das eine unter dem Patronat der F. F. M. für Bergsteiger, das andere für Skifahrer unter dem dreifachen Patronat des Staates, der F. F. M. und der Fédération Française de Ski. Sie sind bereits im Druck und werden voraussichtlich 1945 erscheinen.

* * *

Somit hat der französische Alpinismus während der schrecklichen Jahre, die wir durchlebt haben, nicht aufgehört, seine prachtvolle Lebenskraft zu bekunden; auf dem sozialen Sektor sind bedeutende Anstrengungen gemacht worden, um den Rückstand einzuholen, den er gegenüber den ausländischen Organisationen noch aufweist – die Verwirklichung steckt freilich noch sehr in den Anfängen. Zwei Momente sind bei diesen Anstrengungen bedeutsam: der Erneuerungswille und der Unternehmungsgeist, welche einige der Führer der französischen Alpensportverbände beweisen, und die mächtige Hilfe des Staates.

Wenn auch diese staatliche Förderung in mancher Hinsicht erwünscht war und bleibt, so erregen ihre Methoden in Bergsteigerkreisen doch öfters berechtigtes Mißtrauen. Je nach den Sektoren sind es oft ver-

schiedene staatliche Dienststellen, die nebeneinander arbeiten, ohne sich über ihre Aufgaben zu verständigen, überhaupt fehlt auf dem Gebiet des Alpinismus noch immer eine klare Gesamtpolitik. Anstatt der F.F.M. zu helfen, ein kräftiges Netz von Verbindungen zu errichten, indem es ihr die Mittel zum Handeln gewährt – anstatt die privaten Verbände kräftig zu unterstützen, hat der Staat es vielfach vorgezogen, an deren Stelle zu treten und geht dabei sogar öfters ohne genügende Rücksprache mit den Interessenten vor. Es bleibt hier zu hoffen, daß die Wiederherstellung der Demokratie ein Gegengewicht zu dem Ehrgeiz und den peinlichen Gewohnheiten einer in alles sich einmischenden Bürokratie schafft, welche das Wichtige öfters ungeschehen läßt, um sich mit Nebensächlichkeiten abzugeben. Die Rollen des Staates und der privaten Verbände bedürfen einer ernstlichen Ueberprüfung und gegenseitigen Abgrenzung, wenn ein ersprißliches Werk geschaffen werden soll. Davon hängt die Zukunft des französischen Bergsportes wesentlich ab.

Nachtrag

Während des Sommers 1945 war der französische Alpinismus un-
gemein tätig, wobei er im Monat Juli durch eine außergewöhnliche
Schönwetterperiode begünstigt war.

Das wichtigste Ereignis dieses Sommers bleibt unbestritten die zweite Besteigung des Nordsporns der Walkerspitze der Grandes Jorasses durch die Bergführer Edouard Frendo und Gaston Rébuffat. Vom Bergschrund bis zum Gipfel 34 Stunden im Fels, zwei Biwaks nicht gezählt! Durch seine Höhe, seine Weite, die andauernde Folge der ungewöhnlichsten, höchstes Können erfordernden Schwierigkeiten (zahlreiche äußerst schwierige Hindernisse, die teilweise viele künstliche Mittel erfordern) und durch die Seltenheit der Raststellen, scheint diese gewaltige Tour ihresgleichen in den Alpen nicht zu haben.

Was aber für die Lebendigkeit des französischen Alpinismus wahrscheinlich noch kennzeichnender ist, ist die Zahl der Wiederholungen der berühmten Nordwand der Aiguille du Dru. Diese Großbesteigung wurde nicht weniger als siebenmal ausgeführt, und einmal kam es sogar vor, daß neun Kletterer sich am gleichen Tag an der Wand zu schaffen machten.



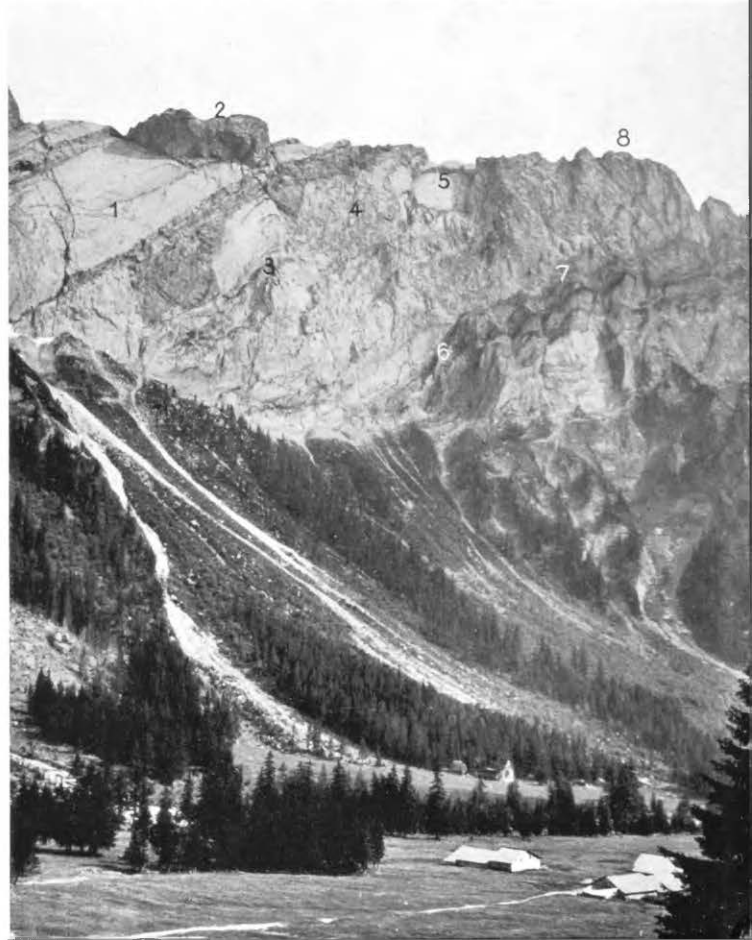
Argentine

Oberes Bild: Mittelteil der Wand

- A Untere Terrasse des Petit Miroir
- B Obere Terrasse des Petit Miroir
- C Petit Miroir
- D Braune Wand
- E Hauptgipfel
- 1 Dièdre des Oreilles/
Ohrenrinne
- 2 Bons Gazons/Die Guten
Grasbänder
- 3 Grand Dièdre/Die Große
Rinne
- 4 Route der Brüder Müller

Unteres Bild: Nordwand mit Solalex

- 1 Grand Miroir mit dem
Y-Riß
- 2 Cheval Blanc
- 3 Schulter unter dem Che-
val Blanc
- 4 Paroi Brune/Braune
Wand
- 5 Petit Miroir
- 6 Schwärzliche Kamine
- 7 Das Große Grasband
- 8 Hauptgipfel





Argentine

Links: Grand Dièdre

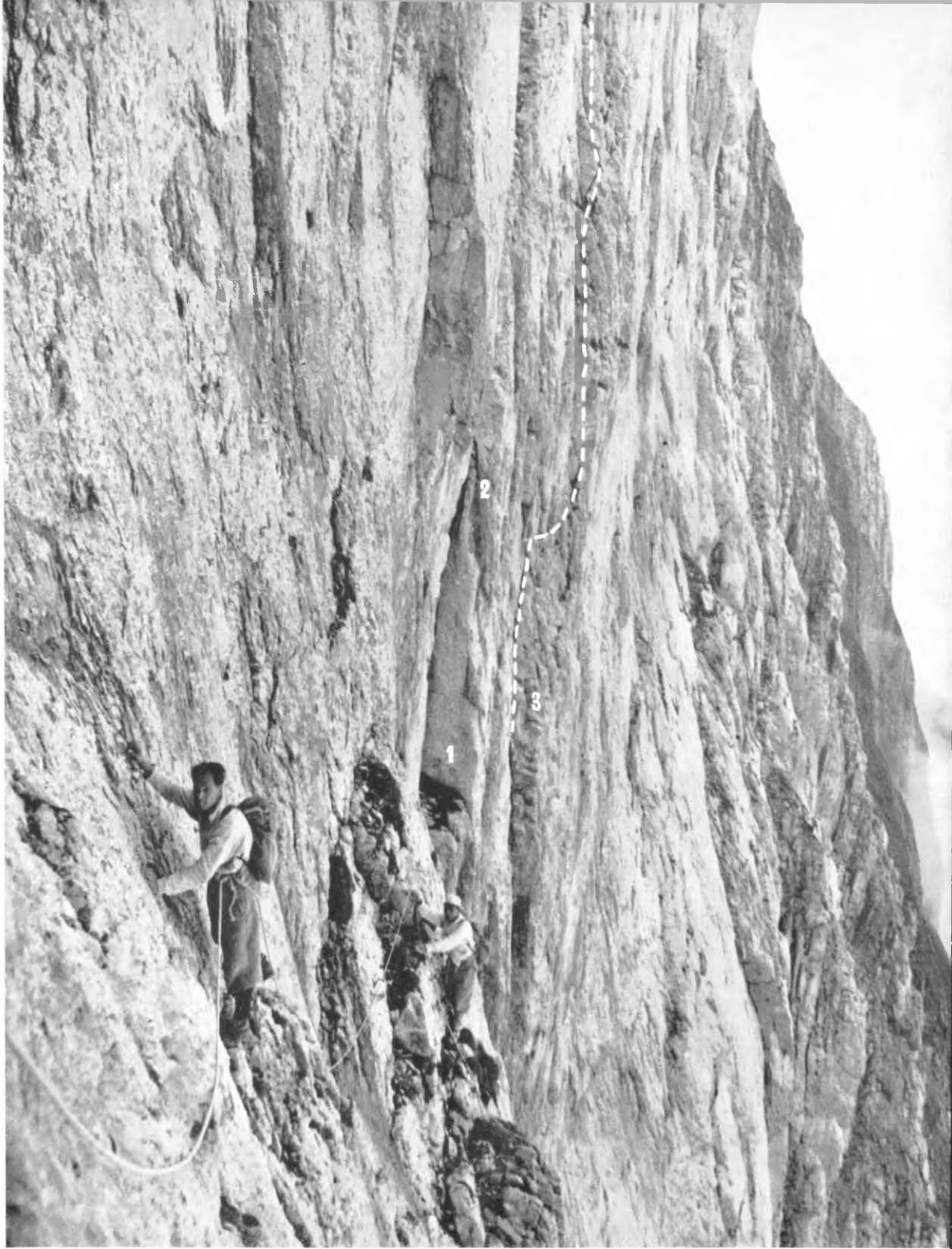
A Die Kleine Plattform

B Basis des Grand Dièdre

Rechts: Bons Gazons

Im Hintergrund die Diablerets

Photos G. de Rham



Argentine

Grand Dièdre, von den Bons Gazons aus

Photo G. de Rham

- 1 Die Kleine Plattform
- 2 Der Fixierpunkt des Pendelseiles
- 3 Der durch Pendeln erreichte Punkt



Oben: **Mont Velan**, Nordwand

Photo Swissair AG.

Unten: **Mont Dolent**, Ostwand

Photo Emile Gos

Zahlreiche Hochtouren und herrliche Erstbesteigungen wurden ebenfalls ausgeführt, alle fast ausnahmslos in der Mont Blanc-Kette, auf der sich im vergangenen Sommer die besten französischen Bergsteiger eingefunden hatten. Wir erwähnen hier nur die wichtigsten.

Zu Beginn des Sommers eröffneten der Träger Jean-Paul Charlet und der Bergführer Etienne Livacic eine neue Route in der Nordwand der Aiguille de Triolet, 16 Stunden lang arbeiteten sie sich auf steilen Eishalden und über vereisten, ebenfalls äußerst steilen Felsen empor, unter Bedingungen, die an sich nicht die besten waren und die durch den Ausbruch eines Schneesturmes noch schwieriger, ja, manchmal fast verzweifelt wurden. Der von den Erstbesteigern Greloz und Roch eingeschlagene Weg wurde einige Tage später durch M. A. Azema mit Armand Charlet wiederholt.

Im August haben Pierre Allain und G. Poulet die erste Nord-Süd-überschreitung der Aiguilles de Chamonix, von der Aiguille du Plan bis zu den Grands Charmoz, ausgeführt, wobei sie eines einzigen Biwaks bedurften und beim Abstieg den schwindligen Nordgrat des Caïman direkt hinunterkletterten.

Der Skifahrer James Couttet, der damals noch Träger war, aber seitdem Bergführer wurde, nachdem er die Prüfung im September als erster bestanden hatte, und der Bergführer Gaston Rébuffat haben es nach zwei Mißerfolgen zuletzt fertig gebracht, die Nordwand der Dent du Requin erstmals direkt zu besteigen. Es war eine äußerst harte und exponierte Kletterei mit mehreren Stellen, die sich nur durch Kunstklettern überwinden lassen.

Und gegen Ende des Sommers haben Jean-Paul Charlet und Jean-Pierre Payot erstmals die Südwand des Clocher du Mont Blanc du Tacul in prächtiger, nahezu senkrechter Kletterei erstiegen.

Die Felswand

Feindselig, wildzerrissen steigt die Felswand.
Das Auge schrickt zurück. Dann irrt es unstät
Daran herum. Bang sucht es, wo es hafte.
Dort! Ueber einem Abgrund schwebt ein Brücklein
Wie Spinnweb. Höher um die scharfe Kante
Sind Stapfen eingehauen, ein Wegesbruchstück!
Fast oben ragt ein Tor mit blauer Füllung:
Dort klimmt ein Wanderer zu Licht und Höhe!
Das Aug' verbindet Stiege, Stapfen, Stufen.
Es sucht. Es hat den ganzen Pfad gefunden.
Und gastlich, siehe, wird die steile Felswand.

C. F. Meyer

Erinnerungen an Klettertouren an der Argentine von 1941 bis 1944

von Georges de Rham

Große Künstler haben schon behauptet, nichts mache ihnen soviel Freude, wie das Betrachten einer weiß getünchten Wand. Ihre Einbildungskraft könne sich frei darauf ergehen und sie mit Fresken beleben, auf denen unvergleichlich viel vollkommenerer Geschöpfe wandelten, als alles, was sie selber zu schaffen vermöchten. Und doch ließ ihnen die schöpferische Kraft keine Ruhe, bis sie das Wagnis der Bemalung einer solchen Wand auf sich genommen hatten. Aehnlich ergeht es dem Bergsteiger, wenn er eine schöne, noch von niemand erstiegene Felswand betrachtet: sie übt auf ihn einen unvergleichlichen Zauber aus, und seine Phantasie beschreibt auf ihr unzählige mögliche Anstiegswege. Und wie der Künstler, so kann auch er die Nachsicht der Mitmenschen für sich in Anspruch nehmen, wenn eine innere Notwendigkeit ihn die erste beste Gelegenheit ergreifen läßt, um seinen schönen und vollkommenen Träumen eine wenn auch nur mittelmäßige Verwirklichung zu geben.»

Geoffrey Winthrop Young

Der Gedanke, in den Wänden der Argentine neue Anstiegswege zu finden, kam mir schon vor vielen Jahren. Zu diesem Zweck wanderte ich eines Tages über den ganzen Grat, um die Abgründe auf der Nordseite des Berges genau zu untersuchen. Ich kehrte mit der Ueberzeugung zurück, daß es zwischen dem Grand Miroir und dem Westgipfel schlechterdings keine Möglichkeit der Ersteigung gebe. Das war im Jahre 1933. Nun hatte aber schon im Jahre 1930 Adrien Veillon die Route des Petit Miroir entdeckt, und im Jahre 1934 unternahmen die Gebrüder Müller die erfolgreiche Besteigung der Nord-

Siehe Tafel 5-7

wand des Sommet Central von Chesières aus. Ueber diese beiden Besteigungen wurden keine Berichte veröffentlicht, ich bekam aber doch Wind davon, und die beiden Nachrichten zwangen mich, meinen Irrtum einzusehen. Im Jahre 1940 fanden Daniel Bach und ich ein zweitesmal die Route des Petit Miroir, kurz darauf erfuhr ich, daß Marius Blanc einen neuen Versuch an der Nordwand des Sommet Central gemacht und dabei die Mauerhaken wieder gefunden hatte, welche von den unglücklichen Brüdern Müller angebracht worden waren, deren außergewöhnliche Leistung an dieser Wand seit ihrem tragischen Verschwinden im Jahre 1935 in Geheimnis gehüllt war. Von der Voreingenommenheit befreit, die sie bis dahin gehemmt hatte, begann meine Einbildungskraft längs dieser Wand alle möglichen theoretischen Wege einzuzichnen, ja ein Programm zu entwerfen, das in den nachfolgenden vier Jahren dann auch verwirklicht werden sollte. Ich halte hier einige Erinnerungen an diese emsigen Bemühungen fest, die für mich überaus packend waren. Man wird an anderer Stelle eine allgemeine Beschreibung des Geländes und praktische Ratschläge über die einzuschlagenden Routen finden.¹⁾

Les Bons Gazons und die Route der Brüder Müller
Wenn man von Solalex aus die Nordwand des Sommet Central der Argentine betrachtet, sieht man deutlich eine Wellenlinie, die fast bis zum Gipfelgrat emporführt und unter einem großen Dach zu endigen scheint. Man sagt sich sofort, daß dies die Route Müller sein müsse. Um ihren Zugang zu finden und zugleich die Möglichkeiten auszukundschaften, die Wand weiter östlich zu ersteigen, beschloß ich, das große Felsband zu begehen, das die Nordwand des Berges schräg durchschneidet. An einem Augusttag des Jahres 1941 schlugen mein Vetter Casimir de Rham und ich auf dem linken Ufer des Avançon, nicht weit von Solalex, unser Lager auf. Mitten

1) Georges de Rham «L'Argentine»: Beschreibung von zwanzig Aufstiegswegen, mit einem Vorwort über ihre Schwierigkeiten und Gefahren. Librairie F. Roth & Cie., Lausanne, 1944. — Seitdem dieser Führer erschienen ist, haben Fräulein Loulou Boulaz und Herr Pierre Bonnant den Petit Miroir direkt erstiegen (am 27. August 1944), und zwar längs eines Risses, der links vom Veillon-Kamin in die Höhe strebt (drei Stunden von der oberen Terrasse des Petit Miroir bis zum Grat, äußerst schwierig). Eine neue Route ward gleich am nächsten Tag gefunden, jene des Grand Dièdre, die man hier beschrieben findet.

in der Nacht schreckte uns plötzlich der gewaltige Donner eines Bergsturzes aus dem Schlaf. Unter unseren Zelten vernahmen wir deutlich das Poltern riesiger Blöcke, die in weiten Sprüngen zu Tal fuhren. Dann herrschte wieder Stille, und wir schliefen ein. Am anderen Morgen, auf dem Wege zur Wand, bemerken wir frisch ausgerissene Stauden, auf den Felsen frische Einkerbungen und auf dem Grand Miroir lange weiße Striemen, die am Vortag nicht vorhanden waren: die sichtlichen Spuren des nächtlichen Felssturzes. Wir schlagen einen Weg ein, der uns schon einmal zum Petit Miroir geführt hat, und beginnen unseren Anstieg durch verlagerte, schwärzliche, feuchte Felsen. Sie führen zum östlichen Ende des großen Felsbandes, auf dem wir nach Westen vorwärtsschreiten. Ehe wir den vermutlichen Ausgangspunkt der Route Müller erreichen, bemerken wir einen Abschnitt der höher gelegenen Wand, der von einigen Grasbändern flankiert wird, auf denen uns der Anstieg zum Grat möglich erscheint. Ich nehme mir vor, hier später einmal einen Versuch zu machen, aber an jenem Tag sind wir auf dem großen Felsband bis zum westlichen Gipfel weitergegangen, wo ein kurzer, gutgelegener Riß uns zum Grat hinaufklettern ließ. Von der Route Müller hatten wir nichts gesehen, da die Wand viel zu steil war. Da plötzlich bricht ein Gewitter los. Im prasselnden Regen müssen wir über La Vare und den Surchamppaß nach Solalex zurück, wo wir unser Zelt abbrechen und im Chalet des Belges Zuflucht finden.

Einige Wochen später mache ich mich mit Michel de Rham, der seinen Bruder Casimir ersetzt, und Alfred Tissières von dem Chalet des Belges auf den Weg. Durch die gleichen schwärzlichen Kamine steigen wir zum großen Felsband hinauf und gehen auf diesem weiter, bis wir in der oberen Wand die Grasbänder erblicken, die mir einige Wochen zuvor aufgefallen waren. Das Problem, das sich hier stellt, ist, von dem einen Grasband zum anderen zu gelangen, um auf diese Weise zunächst einmal eine gegen den Himmel sich abzeichnende Schulter zu erreichen, von der man dann den Grat erreichen muß. Michel äußert einige Zweifel hinsichtlich der Festigkeit dieser paar Grasstreifen, die an einer fast lotrechten Wand kleben. Ich beruhige ihn durch die Versicherung, es seien ausgezeichnete Bänder, in die man volles Vertrauen haben könne. Und

das erweist sich auch als richtig: in weniger als zwei Stunden ist das Problem gelöst. Dazu war ein einziger Mauerhaken nötig, der dann dort verblieben ist und allen unseren Nachfolgern sehr zustatten kam. Wir nennen diesen Anstiegsweg «Die Guten Grasbänder» (Les Bons Gazons) und beschließen vertrauensvoll, am folgenden Tag die Route Müller auszukundschaften.

Es ist der 18. September 1941. Der Aufbruch vom Chalet des Belges findet an diesem Tag sehr spät statt: die Nacht war sehr kalt, und die Felsen müssen erst warm werden. Da Gabriel Chevalley sich uns angeschlossen hat, sind wir heute zu viert. Wir hoffen, uns im Verlauf des Tages in der Technik der Mauerhaken zu üben, wir nehmen ihrer auch ziemlich viele mit, und ebenso Hammer und Karabinerhaken. Auf dem bereits vertrauten Weg der schwärzlichen Kamine gelangen wir auf das große Felsband, an dem Punkte, von dem unserer Meinung nach die Route Müller abzweigt, am Fuß eines überhängenden Kaminspaltes, halten wir eine kleine Rast und nehmen einen tüchtigen Imbiß ein.

Es ist fast 12 Uhr, als wir uns wieder an die Arbeit machen. Da der Kaminspalt unbezwingbar zu sein scheint, kehren wir ein Stück zurück und machen uns an der Wand zu schaffen. Ein senkrechter und exponierter Durchlaß, in dem wir sehr bald die ersten Mauerhaken der Brüder Müller finden, bringt uns, oberhalb des überhängenden Kaminspaltes, bis zum Fuß eines anderen, zehn bis fünfzehn Meter langen Spaltes, der kaum sehr einladend aussieht. Wir gehen ihm nach rechts aus dem Weg und schwingen uns mit Hilfe von zwei Mauerhaken zu einem kurzen Kamin, der uns auf das kleine Band führt, das die von Solalex aus so gut erkennbare, quer durch die Wand verlaufende Wellenlinie beschreibt. Das Vorwärtskommen ist hier leicht, bis zu einer Stelle, an der wir einen Steinmann finden mit einer Blechdose, die folgenden Vermerk enthält: «11. August 1940, versuchen trotz der nassen Felsen den Gipfel direkt zu erreichen. Marius Blanc, Louis Pesse.» Weiter oben mußten sie wieder umkehren, wobei sie mehrere Mauerringe zurückließen. Der Gipfel ist unsichtbar, muß aber so nah sein, daß wir beschließen, den Weg fortzusetzen, in der Hoffnung, mehr Glück zu haben als unsere Vorgänger. Das Band, von Moos überzogen und von einer dünnen Schicht Neuschnee bedeckt, wird äußerst schmal. Ueber und unter

uns ist die Wand vollkommen glatt und auch ein wenig überhängend. Man muß sich in waagrechter Richtung vorwärtsschieben, indem man Ellbogen und Vorderarme auf das Band stützt und den Körper an den Fels stemmt. Es folgen dann einige Vorsprünge, die durch moosbedeckte Gesimse getrennt werden. Im Uebersteigen eines dieser Vorsprünge löst Chevalley, der mir folgt, einen schweren Stein; Tissières, der sich unter ihm befindet, hat gerade noch Zeit, seine langen Beine wegzustellen, um ihn durchzulassen, während Michel, der letzte unserer Seilschaft, der sich glücklicherweise außerhalb der Fallinie befindet, noch schnell das Seil zusammenraffen kann, damit es von dem Felsstück nicht durchschnitten werde. Der Block plumpst genau auf das große Felsband unter uns und prallt davon wieder ab, um am Fuß der Wand zu zerschellen. Bald darauf haben wir das Ende unseres Bandes erreicht. Es ist eine bequeme, mit Gras bewachsene Plattform, auf der wir uns alle besammeln können. Von hier aus steigt eine mächtige, überhängende, feuchte und bemooste Felsrinne bis zu einer Höhle, die sich 30 Meter weiter oben befindet, und über der sich ein gewaltiger Ueberhang vorschiebt, ein richtiges Dach, das uns den Gipfel verbirgt.

Die Luft ist wunderbar still und durchsichtig, das Licht dieses Herbsttages von einer außerordentlichen Milde. Zu unseren Füßen sehen wir die Alp Solalex und das waldige Tälchen des Alençon, etwas weiter entfernt die Chaux Ronde von Taveyanne, den Chamossaire, die Tours d'Aï, und noch weiter hinten die Rhone, den Grammont und den Genfersee. Gern wäre ich hier liegen geblieben, um diese prachtvolle Aussicht so recht zu genießen. Bis zum Grat kann es ja nicht mehr weit sein, schätzungsweise etwa 50 Meter, die gilt es aber noch zu überwinden, bevor wir nach Herzenslust und ohne Sorgen faulenzeln können. Ueber den einzuschlagenden Weg besteht kein Zweifel, es gibt nur eine Möglichkeit: wir müssen die feuchte, bemooste und überhängende Felsrinne erklimmen, die keineswegs einladend, ja schroff abweisend aussieht. Durch das Seil gesichert, hänge ich mich ins Leere hinaus um zu erkunden, ob man nicht jenseits einer vorspringenden Kante leichter vorwärtskäme, aber es zeigt sich, daß die Wand, hier vollkommen glatt, senkrecht abfällt. Ein Entschluß muß gefaßt werden: entweder die Felsrinne hinauf oder umkehren. Diese zweite Lösung würde viele und schwierige Ab-

seilungen erfordern, zeitraubende Manöver, ja vielleicht sogar ein Biwak, denn es geht schon gegen Abend. So erkläre ich denn meinen jungen Gefährten mit ruhiger, sicherer Stimme, daß wir jetzt versuchen, die Felsrinne zu erklimmen. Sie machen keine Einwände. Etwas wie eine Enttäuschung beschleicht mich. Habe ich im geheimen etwa gehofft, mich um diese Kletterei drücken zu können? Sie wird sehr exponiert und anstrengend sein. Umzukehren, das überwundene Stück wieder hinabzuklettern, scheint mir aber noch schlimmer. So entscheide ich mich endgültig für den Aufstieg durch die Rinne. Wäre ich von oben gesichert, fühlte ich mich freilich wohler.

Der erste Ueberhang ist leicht zu nehmen, indem ich über meine Gefährten hinwegsteige. Aber darüber finde ich statt des erhofften Felsbandes einen zweiten, noch höheren Ueberhang. Rostige, wackelige Mauerhaken verraten die Route der Brüder Müller. Ich sichere mich durch ein Reserveseil, befestige die Mauerhaken, so gut es geht, und hänge mit Hilfe von Karabinerhaken die Seile daran. So wird dieser zweite Ueberhang ohne zu große Anstrengung gemeistert. Noch einige Meter kann ich durch Stemmen erklimmen, indem ich den Rücken gegen die eine Wand und die Füße gegen die andere stütze. So erreiche ich im Rinnenbett, gerade neben einem Dohlenest, eine enge Vertiefung, in die ich mich einschmiegen und so ein wenig ausruhen kann. Vor mir wartet meiner der dritte Ueberhang, dessen Anblick mich fast verzweifeln läßt. Zwei rostige Mauerhaken stecken in der linken Wand, der eine bleibt beim ersten Zug in meiner Hand, der zweite scheint nur einige Millimeter tief im Fels zu stecken. Ich muß den ersten wieder einrammen, den zweiten sichern und befestigen, und dies in einer höchst unbequemen und ermüdenden Stellung. Die Seile an den Ringen, steige ich weiter hinauf. Die Keilrinne ist einfach zu flach, um sie durch Spreizen zu überwinden; man muß sich mit allerwinzigsten Griffen begnügen, sowie mit den Mauerhaken, an die ich aber möglichst wenig Gewicht hänge, um den brüchigen Fels, in dem sie stecken, nicht aufzusplittern. Endlich tasten sich meine Hände zum Rand des Ueberhanges hinauf, finden dort aber keinen einzigen Griff, nur die Rechte kann ein dünnes Fältchen finden. Man kann sich lediglich mit Hilfe der Füße und des Körpers emporstemmen. Aber die Knie stoßen

gegen den Vorsprung des Ueberhanges, ich muß einige Zentimeter zurück, der Fels raubt mir den Hut, er fliegt in die Tiefe und weit draußen an der Plattform vorbei, auf der meine Freunde versammelt sind.

«Wenn ich ausgleite, werden die Ringe mit den Seilen auch wirklich halten?» Arme und Handgelenke sind von der Kletterei und dem Einschlagen der Mauerhaken ermüdet, während ich gerade hier, an dieser bösen Stelle, frische Kräfte so nötig hätte. Aber solche Betrachtungen sind müßig und höchst unangebracht: wenn ich nun noch die Nerven verliere, habe ich wenig Aussicht, mich aus dieser unbehaglichen Situation zu befreien. Es ist gescheiter, sich aufs äußerste zu konzentrieren, um die nötigen Bewegungen exakt auszuführen. So überwinde ich den Ueberhang und kann wieder ein wenig verschnaufen. Aber: «Gut Ding will gute Weile haben!» Vor mir erhebt sich das Ungeheuer eines vierten Ueberhanges! Keine Aussicht, da nun Mauerhaken einzutreiben. Mit letzter, äußerster Anstrengung wird er bewältigt. So gelange ich an das Ende der Rinne, in eine kleine Höhlung, die wir bereits von unten entdeckt hatten. Es ist eine richtige, kleine Grotte, die um 45° ins Leere hinaushängt. Sie ist voller Vogelmistkleckse. Besorgt untersuche ich den Hintergrund der Höhle; er ist finster und ohne Ausgang, ein Tunnel ist die Höhle also nicht. Wo, zum Kuckuck, wird es jetzt weitergehen? An einer der Wände entdecke ich plötzlich einen Mauerhaken, etwas höher wieder einen und in der Decke ein Loch, das zu einer weiteren Höhle zu führen scheint. Ich vermag das Ende unseres Unternehmens noch nicht zu übersehen, aber da die Brüder Müller hier durchgekommen sind, wird es wohl auch uns gelingen.

Bevor ich aber weiter gehe, muß ich zunächst meinen Freunden hinaufhelfen. Ich befestige das Reserveseil an einem Mauerhaken, verbinde mich ebenfalls damit, um gesichert zu sein, während ich das andere Seil gespannt halte. Beim Aufstieg zieht Chevalley zu stark an einem der Mauerringe, sodaß der Haken ausbricht; aus Leibeskräften ziehe ich am Seil. Dank gemeinsamer Anstrengung hat er mich bald erreicht, und Tissières kommt nach. Während sie die Rucksäcke heraufziehen und dann Michel helfen, klettere ich zum Loch in der Decke hinauf und durch dieses in eine zweite Höhle hinein. An ihrem Ende entdecke ich wieder eine Oeffnung,

es ist ein Fenster, durch das man gegen La Vare hinunterschaut: der Berg ist also durchlöchert, die Bahn ist frei. Ich brülle vor Freude auf und gebe meinen Freunden die gute Nachricht weiter. In wenigen Sekunden bin ich draußen und befinde mich einige zwanzig Meter südöstlich vom Sommet Central, sechs oder sieben Meter unterhalb des Gratrückens. Es ist zehn Minuten nach sechs. Um 19 Uhr sind wir auf dem Gipfel versammelt und betrachten friedlich die Aussicht.

Während wir in beschleunigtem Tempo dem Chalet des Belges wieder zustreben, um darin zu übernachten, verglimmt der Tag in einer Farbensymphonie, die mich seltsam bewegt. Von Schlaf war in dieser Nacht keine Rede. Die Kletterei war zu anstrengend, die Anspannung der Nerven zu groß, alle Muskeln schmerzen. Ich habe ein unaussprechliches Bedürfnis nach Ruhe, Sanftheit und Zärtlichkeit. Am nächsten Tag bin ich wieder in Lausanne, wie ich abends friedlich in meinem Bett liege, sehe ich plötzlich die überhängende Rinne vor mir. Was ich dort oben, in der Nähe des Dohlennestes innerlich erlebt habe, stürmt mit solcher Wucht auf mich ein, daß mich eisiges Frösteln überläuft.

Die Ohrenrinne und die Braune Wand

Unter den Plänen, die ich im Jahre 1941 nicht verwirklichen konnte und die ich für 1942 in Aussicht nahm, lagen mir besonders zwei am Herzen.

Da war zunächst eine lange Felsrinne zwischen dem Petit Miroir und den Bons Gazons, sie mündet bei der Bresche zwischen zwei Grattürmen, die vom Tal aus gesehen an zwei Eselohren erinnern, in den Grat, weshalb wir sie die Ohrenrinne (Dièdre des Oreilles) genannt haben. Wenn sie von der sommerlichen Morgensonne beschienen wird, nimmt sie ein außerordentliches Relief an und ermuntert geradezu zur Besteigung. Besondere Schwierigkeiten vermuteten wir bei ihrem Anblick nicht und freuten uns auf ihre Durchkletterung, die eine hübsche Trainingstour abgeben sollte. Mit mehr Respekt begegneten wir dem andern Plan, der in der Besteigung der Braunen Wand zwischen dem Grand und dem Petit Miroir bestand. Der Gedanke war mir plötzlich im Herbst 1940 gekommen, während

ich allein von Gryon nach Anzeinde wanderte und eine lange Rinne vor mir sah, welche diese Wand in ihrer Mitte durchzieht.

Eines Sonntags im Juni 1942 steigen Daniel Bach und ich zur Schulter unter dem Cheval Blanc empor, mit der Absicht, die Ohrenrinne zu erreichen. Schlechtes Wetter und Neuschnee zwingen uns, das Projekt aufzugeben. Daher versuchen wir, das schmale Gesimse zu erreichen, das sich längs der Basis der Braunen Wand hinzieht: aber auch dieser Versuch mißlingt.

Einige Wochen später erneuere ich den Versuch mit Claude de Bourgknecht bei strahlendem Wetter und wunderbar trockenem Fels. Es gelingt uns, die Stelle zu überwinden, die Daniel und mich abgewiesen hatte, und wir begehen das schmale Gesims in seiner ganzen Länge, wobei wir nach den schwachen Stellen der Braunen Wand Ausschau halten. Das Gesims bringt uns auf die untere Terrasse des Petit Miroir, von wo wir die Ohrenrinne zu erreichen versuchen. Ernsthafte Hindernisse versperren uns den Weg. Nach vielen vergeblichen Versuchen kehren wir zurück, indem wir mehrere Mauerhaken zurücklassen. Zwei Abseilungen bringen uns auf die untere Terrasse zurück, von wo wir über den bekannten Weg des Petit Miroir den Grat erreichen.

Obschon zurückgeschlagen, haben mir diese zwei Versuche doch nützliche Erfahrungen verschafft. Als wir – dieses Mal Tissières und ich – im August des gleichen Jahres, durch große Touren im Wallis trainiert, wieder hieher kamen, waren alle Bedingungen zu einem Erfolg gegeben. Am 26. August brechen wir um 10.30 Uhr von Solalex auf und gelangen auf dem wohlbekanntem Weg über die Schulter zur unteren Terrasse. Um 13.30 Uhr steigen wir in die Wand ein, links von der Stelle, die Claude de Bourgknecht gewählt hatte, und gelangen nach langer und geduldiger Arbeit zum unteren Ende eines schwarzen Risses, in dem Wasser sintert, und der schnurgerade in die Höhe strebt. Wir klettern links von diesem Riß empor und erreichen einige Bänder, die uns endlich in die Ohrenrinne führen. Sie muß direkt erstiegen werden. Der Anfang ist überaus schwer, um einen abgedachten, grifflosen Spalt zu überqueren, muß ein Mauerhaken mit Steigbügel angebracht werden. Nach einem weniger steilen Abschnitt, in dem sich angenehme Raststellen befinden, folgt eine neue, äußerst schwierige Passage, und, müde wie ich mich fühle,

bitte ich meinen Freund voranzugehen. Er überwindet die Schwierigkeit mit großer Sicherheit. Weiter oben können wir die Rinne verlassen und den Kamm des rechten Ohrs erreichen, der uns mühelos zum Grat führt, auf dem wir um 18.30 Uhr Fuß fassen. Von der unteren Terrasse bis hierher haben wir fünf Stunden gebraucht und elf Mauerhaken eingerammt, von denen wir einen einzigen zurückließen. Im ganzen waren die Schwierigkeiten weit größer als erwartet.

Nachdem wir in Anzeinde herrlich geschlafen haben, fühlen wir uns am Morgen prächtig in Form, und da das Wetter nach wie vor sehr schön ist, brechen wir zur Braunen Wand auf. Ueber die Schulter unter dem Cheval Blanc erreichen wir das schmale Gesims, das ich mit Claude benützt hatte. An einer Stelle, wo es einen kleinen, deutlich erkennbaren Felskopf bildet, verlassen wir es, um in die Wand einzusteigen. Der erste Teil von 80 bis 100 Meter Höhe beschert uns die kitzligste und luftigste Kletterei, die wir je durchgemacht haben. Die Ueberhänge folgen dicht aufeinander und verbergen den Rest der Wand. Um zu sichern, schlage ich ungefähr zwanzig Mauerhaken ein, die Tissières alle bis auf einen wieder entfernt. «Achtung!» rufe ich meinem Freund unter mir zu, da ich beim Klettern einen Stein gelöst habe; doch als Tissières mich kurz darauf erreicht und nach dem Grund meiner Warnung fragt, lacht er: «Du hast den Ueberhang vergessen, der Stein ist weit draußen vorbeigeflogen!» Wir erreichen dann die lange, von Solalex aus so gut sichtbare Rinne. Die Felsen haben seltsame Farben, rot, gelb oder braun, die Wand ist weniger steil, der Anstieg scheint bis zum oberen Ueberhang nicht schwer zu sein, und ich bin wieder voller Zuversicht. Aber der Fels wird schlechter, wie ich mit der linken Hand einen Griff prüfe, gerät ein Block von einem guten Kubikmeter in Bewegung und beginnt, auf seiner schrägen Unterlage ins Leere hinauszurutschen; mein Freund drückt sich unter mir an die Wand, der Block streift seinen Rücken und ein Klumpen Erde fliegt ihm auf den Kopf. Wenn ich mir den kleinen Zwischenfall wieder vergegenwärtige, faßt mich wahrer Schrecken. In der Rinne schieben wir uns weiter empor und gelangen zum obern Ueberhang, dem letzten Hindernis, das wie die vorigen mittels eines Sicherungsringes überwunden wird; kurz darauf stehen wir auf dem Grat.

Unsere Begeisterung ist nicht gering. Stundenlang haben wir im Schatten gearbeitet, bis zum äußersten auf den Weg und unsere Bewegungen konzentriert und stets im Ungewissen über den Ausgang des Unternehmens. Und nun stehen wir plötzlich mit dem Triumphgefühl des Erfolges oberhalb des letzten Ueberhanges im Sonnenglast. Nie fühlte ich mich so leicht, so unbeschwert. Nie haben die Muskeln so geschmeidig und so genau meinem Willen gehorcht, nie war ich mit einem besseren Kameraden unterwegs. Die denkbar günstigsten Bedingungen hatten es uns ermöglicht, das Geheimnis dieser finstergrauisigen Wand zu entreißen und die Ersteigung zu erzwingen.

Der Cheval Blanc

Mit der Besteigung der Braunen Wand war, wie ich mir einbildete, das letzte große Problem meines Programmes für 1940 gelöst. Aber dem Bergsteiger ergeht es wie dem Wissenschaftler: sobald er ein Problem gelöst hat, stellen sich ihm wieder neue – die Kette ist endlos.

Als ich eines Tages im Juni 1942 die Wand betrachtete, die sich senkrecht bis zu den überhängenden Felsen des Cheval Blanc erstreckt und bei der Schulter unterhalb dieses Felsens beginnt, überraschte ich mich beim Selbstgespräch: «Das ist einmal ein Ding, an das man sich bestimmt nie wagen wird!» Kaum hatte ich diese Behauptung aufgestellt, zog ich sie auch schon in Zweifel, ein neues Problem war gestellt.

In einer Lichtung nicht weit von Solalex, in welcher Tissières, Chevalley und ich uns am 21. September des gleichen Jahres aufhielten, entschieden wir uns indessen für die Durchführung eines andern Planes, der uns weniger gewagt dünkte: dem rechten Rand des Grand Miroir entlang zu steigen und so den Grat westlich des Cheval Blanc zu erreichen. Unterwegs könnten wir dann besser übersehen, welche Aussichten sich für einen direkten Anstieg in der Nordwand des Cheval Blanc boten.

Wir gelangen zum Fuß des Grand Miroir und folgen dem unteren Felsband bis zu jener Bruchstelle, die es, jenseits der Basis des allgemein bekannten Y-Risses, unterbricht. Wir seilen uns an, steigen in

den Bruch hinunter und folgen auf der anderen Seite wieder dem Felsband. Es bietet keine weitere Schwierigkeit, außer der Ueberwindung einer kleinen senkrechten Mauer, und bringt uns bis zur Kante der großen, blanken Platte aus bläulichem Kalkgestein, welche die Schulter des Cheval Blanc überdacht. Ich versuche, die diese Platte überhängende Wand zu ersteigen, muß es aber aufgeben. Wir kehren entmutigt auf gleichem Weg zurück; doch bevor wir die Bruchstelle des Felsbandes wieder erreichen, finden wir einen hübschen Kamin, der uns bis zum Miroir hinaufzuklettern erlaubt. Gleich steigen wir ein und kriechen voller Hoffnung dem äußersten Rand des Grand Miroir entlang hinauf, wo uns kleine Risse ein schnelles Vorwärtskommen erlauben. Nur an einer Stelle, wo die Risse verwischt sind, heißt es aufpassen. So erreichen wir, nicht weit vom Cheval Blanc, ein zum Rasten günstiges Plätzchen, welches sich genau oberhalb der vorhin erreichten Kante der bläulichen Platte befindet. Ein weiteres Fortkommen dem Rand des Miroir entlang ist nicht möglich, da dieser jetzt vollkommen glatt ist. Nach einigem Schwanken queren wir längs einer kitzligen Wand nach Westen, und mit Hilfe einiger Mauerhaken und Seilmanöver gelangen wir zu einem kurzen Rasenband, das wir uns schon lange gemerkt hatten und auf dem wir uns zur Braunen Wand vorzuarbeiten hoffen. Zu meinem großen Erstaunen entdecke ich oberhalb des Bandes einen breiten Tunnel, der in das Innere des Berges eindringt und etwas Licht durchsickern läßt. Wir betreten ihn und verlassen ihn 20 Meter weiter oben durch eine andere Oeffnung, ganz in der Nähe der westlichen Ecke des Grand Miroir. Von hier aus queren wir nach rechts am Fuß der Wand des Cheval Blanc. Eine widerwärtige kleine Platte ohne Griffe, die wie ein Wasserspeier in den Abgrund hinausragt, hält uns lange auf. Endlich stellt sich Tissières an die Spitze und erzwingt den Durchgang, worauf wir ihn schnell einholen und kurz darauf, unmittelbar westlich vom Cheval Blanc, auf dem Grat stehen. Es war höchste Zeit; wenige Minuten später bricht die Nacht herein und bringt Regen und schlechtes Wetter.

Drei Wochen später, am 11. Oktober 1942, steigen Tissières und ich direkt zur Schulter unter dem Cheval Blanc, fest entschlossen, die Nordwand des Cheval Blanc, die mir zu Beginn des Sommers unüberwindbar erschienen, in direktem Anstieg zu bezwingen.

Ein kurzes, ausgehöhltes, schräg geneigtes Felsband, senkrechte Pfeiler, auf die am Rand der glatten, bläulichen Kalkplatte ein langer, sehr exponierter Riß folgt, ein versetztes Felsstück aus braunem Gestein und zuletzt eine schmale Kulisse führen zu unserem Tunnel. Von der oberen Oeffnung versuchen wir diesmal direkt auf den Cheval Blanc zu gelangen. Indem wir ein längliches S beschreiben, kriechen wir am ersten der nun aufeinanderfolgenden zwei Ueberhänge links, am zweiten rechts vorbei. Wenige Minuten später stehen wir auf dem Gipfel.

Diese letzte Klettertour des Jahres 1942 hat mir den Eindruck der vollendeten Eleganz hinterlassen. Sie ist weniger ermüdend und auch kürzer als die Route über die Braune Wand oder die Ohrenrinne. Aber es ist reine Luftturnerei fast senkrecht hinauf, und man wundert sich, daß man da überhaupt hinaufkommt.

Die Große Rinne

Schon im Jahre 1941, als wir den Weg der Bons Gazons erstmals begingen, fiel uns eine ungeheure, senkrechte Felsrinne auf, die aus dem Abgrund zu unserer Rechten emporfuhr und ununterbrochen bis zum Grat hinaufstrebte. Ich schlug damals vor, sobald wir uns nur die nötige Technik angeeignet hätten, diese Rinne durch Pendeln zu erreichen und zu durchsteigen. Freilich war dazu ein riesiger Pendelschwung nötig! Das Bild dieser «Großen Rinne», wie wir sie nannten, umgaukelte mich in der Erinnerung oft, bis jener ursprünglich chimärische Vorschlag ins Auge gefaßt werden durfte. So oft wir aber die Rinne im Jahre 1942 erreichen wollten, hinderte uns das schlechte Wetter daran.

Eines Sonntags zu Beginn des Sommers 1943 begeben wir uns, Daniel Bach, Jean Weiglé und ich, zu den Bons Gazons. Zum erstenmal steigen wir direkt von Méruet zum großen Felsband hinauf, indem wir einem Weg folgen, den wir das Jahr zuvor an einem grauen, regnerischen Tag entdeckt hatten, und den wir seither dem schwärzlichen Kamin immer vorgezogen haben. Ich hatte mir vorgenommen, den Ausgangspunkt der Traversierung, die uns in die Große Rinne bringen sollte, wenigstens einmal festzustellen. Aber wir waren schlecht trainiert und mußten den Versuch aufgeben. Und als ich mich wenig später mit Tissières wieder in der Gegend aufhielt, zogen

wir es vor, zum Westgipfel des Berges vorzustoßen, wo wir mit geringerer Mühe einen neuen Weg fanden (Route 16 des oben erwähnten Führers).

Verschiedene Umstände ließen mich die Gegend erst im Herbst wieder aufsuchen. Fest entschlossen, das mich verfolgende Problem zu lösen, versuche ich mich auf alle möglichen Arten daran. Aber trotz der Opferbereitschaft meiner Gefährten Jean Weiglé, Robert Mercier, Alfred Tissières oder René Morel, scheitern alle diese Versuche. Das erstemal ist der Fels so naß, daß wir schon auf dem vertrauten Weg der Bons Gazons umkehren müssen. Das nächste Mal sind die Felsen zwar trocken und wir stehen schon frühmorgens am Ausgangspunkt der Ueberquerung. Nun handelt es sich zunächst darum, einen langen, senkrechten Spalt zu erreichen, den eine kleine Platte in zwei Teile teilt. Mit Hilfe von drei Mauerhaken gelange ich bis zu einer Stelle, ungefähr zwei Meter in horizontaler Richtung vom untern Teil des Spaltes entfernt, von dem mich eine vollkommen glatte Wand, die keinerlei Möglichkeiten für einen Mauerhaken bietet, trennt. Die Kälte ist so schneidend, daß wir die Sache aufgeben müssen. Das drittemal nehmen wir den Angriff an der gleichen Stelle wieder auf. Die linke Hand hält sich an einer im letzten Mauerring befestigten Rebschnur, und der linke Fuß stützt sich auf einen allerwinzigsten Vorsprung, So gelingt es mir, indem ich mich maximal spreize, mit der rechten Hand den Spalt zu fassen, aber da ich keinen einzigen Griff finde, muß ich in dieser Stellung mit der einzigen freien Hand versuchen, ein paar Mauerhaken einzuschlagen. Mit viel Geduld bringe ich es fertig, daß einige solid halten, aber ich bin am Ende meiner Kräfte. Tissières ersetzt mich. Dank der vorhandenen Mauerhaken gelingt es ihm, den unteren Teil des Spaltes geschickt zu erklimmen und die Plattform zu erreichen. Hier hole ich ihn ein, der Platz reicht gerade für zwei. Es ist schon ein schöner Erfolg, bis hierher gelangt zu sein, aber das Schwierigste liegt noch vor uns. Von hier aus müßten wir eine vollkommen glatte, senkrechte Wand queren, um vier bis fünf Meter weiter vorne rechts einige Unebenheiten des Felsens zu erreichen, eine Reihe dünner Rippen scheint von dort bis in die Große Rinne zu führen. Wir treiben noch einige Mauerhaken oberhalb der Plattform und rechts vom Spalt ein, dann bemerken wir, daß der Tag



Zinal-Rothorn, Ostwand

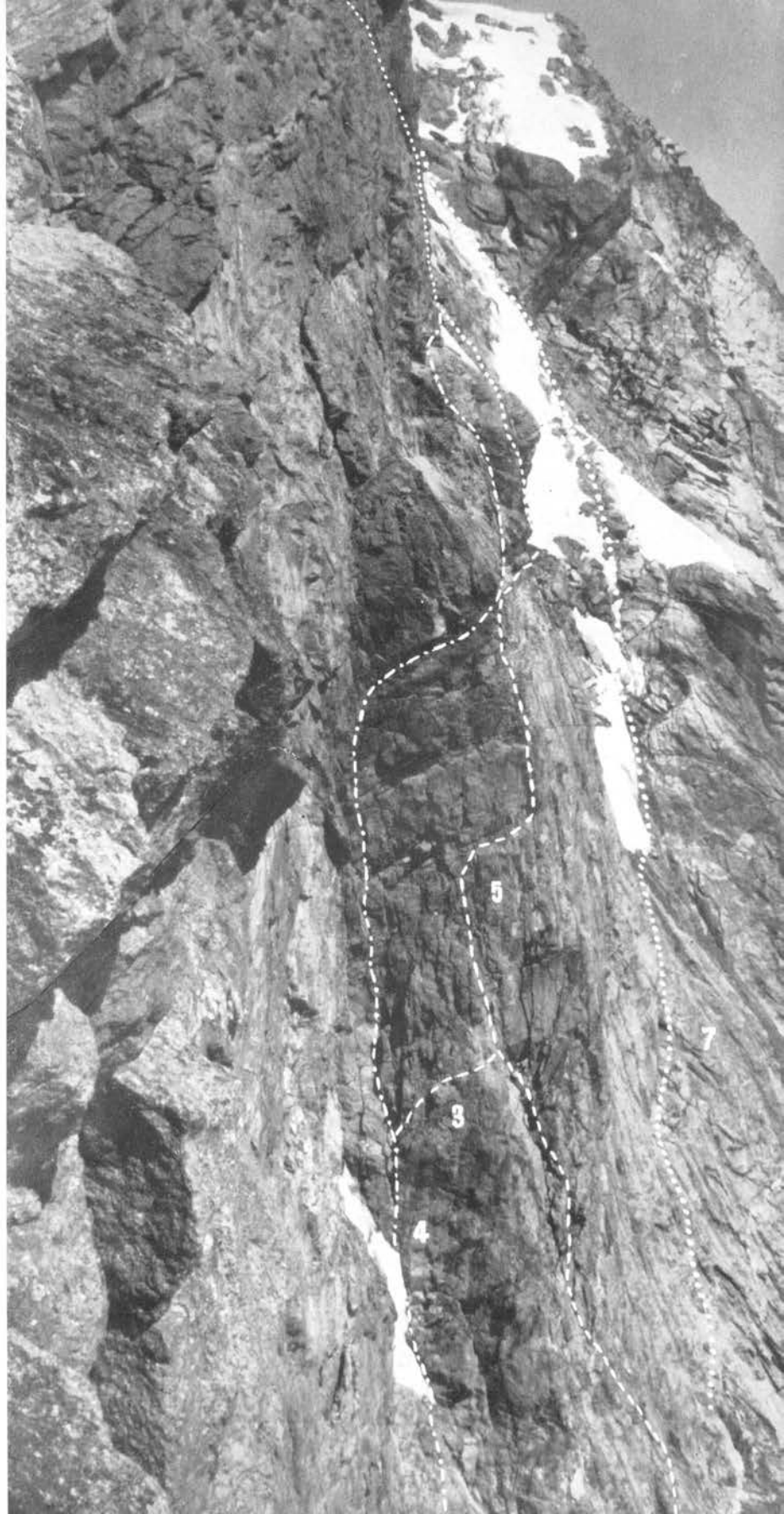
Links: Route Blanchet-Mooser
Mitte: Route Gréloz-Roch-Schmid
Rechts: Route Robertson-Young-Knubel-Pollinger



Obergabelhorn, Südwand

Traverse oberhalb des Großen Pfeilers

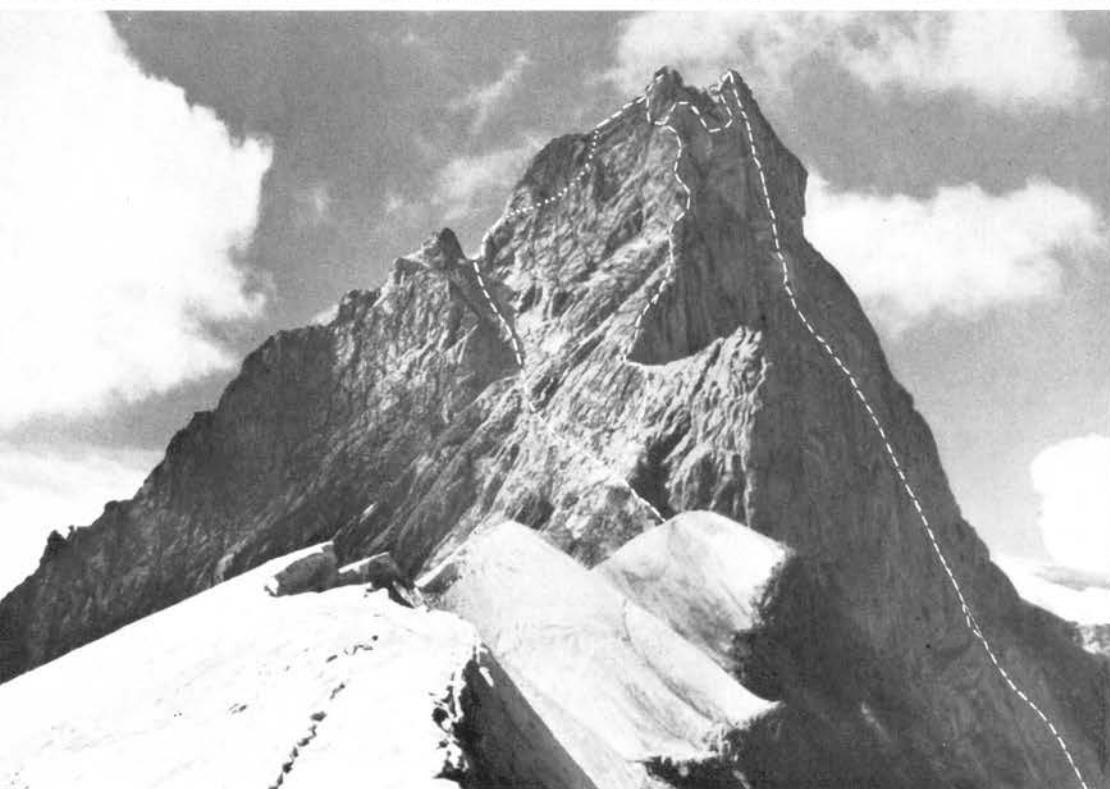
Photo G. de Rham



Obergabelhorn, Südwall
Der Große Pfeiler, vom Ar-
bengrat aus.

3 - - - - günstige Variante
zur Umgehung des
Kamins.

Photo E. Wenzel



Zinal-Rothorn

Oben: Nordwand

- - - rechts: Route Boulaz-Bonnant
- - - links: Route Behrens-Furrer-Graven
- Route Brunner-Szepessy-Schmid

Unten: Zermatterflanke

- Links: übliche Route
- Mitte: Kanzelgrat, oben die auf dem Gipfel endende Variante Blanchet
- Rechts: Route in der Ostwand, Gréloz-Roch-Schmid 1945

schon zur Neige geht. So müssen wir es denn aufgeben. Wenige Tage später fällt Schnee, der Winter zieht ein. Das war der letzte Versuch in jenem Jahr.

Im Juli 1944 ein neuer Versuch! Ich gelange ziemlich rasch bis zur Plattform. Das Wetter ist schön und die Luft recht warm, die Tage sind im Juli lang, und so bin ich voller Hoffnung. Aber so sehr ich am Seil hin und her pendle, an jeden Mauerring Rebschnüre als Bügel befestige, es gelingt mir nicht, weiter vorzudringen und auch nur einen Mauerhaken mehr einzutreiben als im vorigen Jahr. Ich erschöpfe mich in unnützen Versuchen, und meine Gefährten verlieren die Geduld, einmal mehr schien ich geschlagen.

Doch ich gebe den Kampf um diese Große Rinne nicht auf. Nach reiflicher Ueberlegung schien mir die schwierige Stelle am besten auf folgende Art überwindbar: längs dem Spalt oberhalb der Plattform Höhe gewinnen, dort so hoch und so weit nach rechts als möglich einen Mauerhaken eintreiben, ein Seil durch den Ring ziehen und die Wand durch Dülferpendeln überqueren. Da aber solche Manöver immer sehr langwierig sind, beschloß ich, um Zeit zu sparen, dieses Mal nur einen einzigen Gefährten mitzunehmen: Tissières. Diesen Versuch müssen wir ja spätestens noch vor Ende des Sommers unternehmen, solange wir gut trainiert und die Tage noch nicht zu kurz sind.

Am 28. August brechen wir frühmorgens von Gryon auf und steigen um 8.45 Uhr in die Wand, um 11 Uhr verlassen wir den Weg der Bons Gazons, um neuerdings zur Plattform zu gelangen. Mit Hilfe von Mauerhaken und daran befestigten Bügeln gelingt es Tissières, rechts vom Spalt soweit emporzusteigen, daß er einen letzten Mauerhaken einschlagen und eine Rebschnur von 15 Meter daran befestigen kann. Sobald er wieder bei mir ist, beginne ich mich emporzuschwingen. Alles geht gut von statten, aber gerade in dem Augenblick, da ich die genannten Unebenheiten erreiche, überrascht uns ein kleiner Platzregen, glücklicherweise dauert er nicht lange. Ich setze meinen Weg fort, indem ich mich an winzigen Griffen halte, dann klettere ich einen neuen, sehr steilen und schwierigen Riß hinauf und finde eine Stelle, wo ich meinen Freund erwarten kann, den ich mit zwei Mauerhaken sichere. Die Rebschnur lassen wir hängen, für den Fall, daß wir diesen Weg zurück müssen. Wir setzen

unsere Ueberquerung fort, indem wir längs schmalen, die senkrechte Wand durchziehenden Rippen abwechselnd hinauf- und hinuntersteigen. Sehr langsam nähern wir uns der Großen Rinne. Ein Sonnenstrahl dringt zu uns und beleuchtet den weißen Kalkstein, an den wir uns klammern. Nach einigen besonders heiklen Stellen hören die Griffe auf, und ich kann nicht weiter. Es ist schon später Nachmittag, zur Umkehr müßten wir uns sofort entschließen, wenn wir noch vor Anbruch der Nacht aus der Wand aussteigen wollen. Andererseits kommt es mir aber vor, als ob es von meinem Standort aus möglich wäre, vier oder fünf Meter senkrecht hinaufzuklettern, mit der Aussicht, dann einen günstigeren Uebergang zur Großen Rinne zu finden. Da ich aber ermüdet bin, kehre ich zu meinem Gefährten zurück und bitte ihn, den Aufstieg als erster zu unternehmen. Mit Hilfe mehrerer Mauerhaken steigt er bis zu der von mir erreichten Stelle hinauf, vermag aber noch nicht zu übersehen, ob die Große Rinne erreichbar ist. Ich hole ihn ein, und er kriecht sofort weiter und verschwindet hinter einer Felskante. Weil er sich sehr vorsichtig vorwärtstastet, glaubt er sich wegen seiner Langsamkeit entschuldigen zu müssen. «Wäre ich nicht so müde, es würde viel schneller gehen!» ruft er mir zu. Aber kurz darauf heißt es: «Gute Botschaft! Ich bin in der Großen Rinne!» Als ich ihn eingeholt habe, ist es 17 Uhr: die Ueberquerung der Wand – eine Entfernung von ungefähr 100 Meter – hat uns sechs Stunden unaufhörlicher Anstrengungen gekostet. Der Himmel hat sich wieder bedeckt, wir müssen eilen. Ich gehe wieder als erster voran und wir beginnen die Große Rinne zu erklimmen. Sie ist zwar sehr anstrengend, aber bei weitem nicht so schwierig wie alle Hindernisse, die wir hinter uns haben. Um 19 Uhr entlädt sich das Gewitter, das schon den ganzen Tag drohte. Gleich darauf stehen wir auf dem Grat. Es regnet in Strömen. Aber unser Traum ist Wirklichkeit geworden, ein unendliches Glücksgefühl bemächtigt sich unser.

* * *

Ich weiß, daß es Bergsteiger gibt, die etwas verächtlich von diesen «kleinen» Klettereien reden, bei denen man den Weg nur dank einem Haufen Mauerhaken erzwingt. Es ist jedem freigestellt, das Bergsteigen so zu verstehen und auszuüben, wie es ihm am besten zusagt, ich möchte hier niemandem eine bestimmte Art aufdrängen.

Mir genügt, an die unsterblichen Worte Guido Rey's über die «kurzen aber spannenden» Klettereien zu erinnern.

Und doch muß ich gestehen: die verborgenen Falten dieser großen Wände, an die sich Büschel duftender Gräser klammern, die finsternen und in ihren Tiefen erdigen Abstürze, über denen die Gemen flüchten, die ferne und so sanfte Aussicht auf die Voralpen, die Rhone und den Genfersee, all dies übt auf mich einen unwiderstehlichen Reiz aus. Und an solchen Tagen, wo ein langer und manchmal ermüdender Halt mit äußersten Anstrengungen abwechselt, habe ich das Gefühl, als ob die Ungewißheit des Ausganges die Aufnahmefähigkeit unserer Sinne und die Kräfte unseres Gemütes verzehnfachte.

Die schwierigsten Klettereien fesseln uns oft am meisten. Im übrigen stellt selbst das Erklimmen des widerspenstigsten Felsstückes nichts weiter dar, als eine Reihenfolge natürlicher Bewegungen, die jeder gesunde Mensch ohne weiteres ausführen kann, etwa wie ein mathematischer Beweis sich aus einzelnen Sätzen aufbaut, die jedem Menschen von Verstand zugänglich sind. Hat man erst einmal den Kniff heraus, so besteht die Schwierigkeit kaum mehr. Zugegeben, vereinzelte Aufgaben, die der Fels stellt, erfordern, genau wie gewisse mathematische Beweisführungen, eine außerordentliche Konzentration. Aber gerade dies macht das Klettern so spannend und interessant, macht es zu einem stets aufs neue beglückenden Spiel der geistigen Kräfte.

Grand Cornier

Besteigung über die Nordflanke - 29. Juli 1941

Um 3.15 Uhr verlassen wir die Mountethütte und erreichen auf Ski den Fuß des Berges. Der kleine, von der eigentlichen Nordwand gespiesene Gletscher, ist arg zerschundet und sehr steil; wir müssen unsere Ski zurücklassen und Steigeisen anlegen. Auf seinem linken Ufer wandern wir den vom Grat des Pigne de la Lex überragten Gletscherhalbkreis hinauf.

In ungefähr 3300 m Höhe überqueren wir den Gletscher in der Richtung auf den Nordostgrat und suchen uns durch ein Gewirr von Spalten dem schwächsten Angriffspunkt des Berges zu nähern. Ueber einen Eiswall erreichen wir den letzten Bergschrund in etwa 3450 m Höhe; genau senkrecht unterhalb des Gipfels wird er von einem Lawinenkegel überbrückt. 7.30 Uhr.

Eine dünne Schneedecke erleichtert uns im unteren Teil den Anstieg; Seillänge um Seillänge gewinnen wir rasch an Höhe. In der gleichen Höhe wie der Eisbruch, der linkerhand die Wand säumt, wird der Hartschnee von Pulverschnee abgelöst, der uns der starken Neigung wegen zur größten Vorsicht zwingt. 200 m unterhalb des Gipfels werden die Verhältnisse so schlecht, daß es unmöglich ist, den Anstiegsweg der Partie Lagarde-Devies zu erreichen, der über den Felssporn auf der rechten Seite der Wand verläuft (Erstbesteigung der Nordwand am 8. August 1932). So sehen wir uns zu ausgiebigem Stufenschlagen genötigt, und diese Treppe bringt uns erst 50 m unterhalb des Gipfels auf den Nordostgrat. Gipfel 12.00 Uhr.

Loulou Boulaz und Pierre Bonnant

Die Nordwand des Velan

Am 28. Juli 1939 gewinnen wir auf der französischen Seite des Genfersees das Entremont-Tal, dessen Ausgang nach Italien hin der Velan bewacht. Die Sonne steht bereits tief über dem Horizont, als wir Burg-St-Pierre erreichen. Wir marschieren auf gutem Fußweg in anderthalb Stunden nach den Sennhütten von Amont. Nach einigen Stunden Nachtruhe auf Stroh brechen wir schon um 2 Uhr bei Vollmondschein auf.

Weit über der hochgelegenen Moräne geistert die heiß ersehnte Nordwand im Silberlicht, die krönenden Wächten sind unser Traum. Werden wir sie meistern? Wir steigen über eine mit Alpenrosensträuchern bedeckte jähe Abdachung zum Gletscher. Auf halbem Wege zum Gouille-Paß schwenken wir nach rechts. Es ist 5 Uhr.

Unterhalb eines zweiten Gletschersturzes der Nordwand halten wir Ratschlag. Die ursprünglich in Aussicht genommene Route sollte diesem Gletscher entlang verlaufen, die Wand wollten wir von der obern Plattform aus in Angriff nehmen. Aber der Ausgang der Gletscheroute erschien uns problematisch und wir entschieden uns daher für einen Felssporn, der direkt in die Schroffen führt. Diese Lösung erschien uns zwar etwas kitschig, aber schmissiger.

In der Tat mußten wir uns bald darauf in glatteisigen Rinnen herumschlagen, wo ein paar Sicherungshaken nötig wurden. Im weitem Aufstieg heischte eine heikle Traversierung besondere Vorsicht. Auf der Höhe des hangenden Gletschers, wo wir den tiefverschneiten Teil des Weges in Angriff nahmen, empfing uns strahlender Sonnen-

Siehe Tafel 8

glanz. Wie angenehm, die Steigeisen ohne froststarre Finger anzulegen und ein wenig zu verschnaufen, bevor das härteste Wegstück unter die Füße genommen wird.

Ueber uns erhebt sich himmelstürmend der Nordhang. Wir klettern mit Steigeisen über den gut gehärteten Schnee und kommen, immer nach rechts querend, eine Stunde lang rasch vorwärts.

«Famos,» ruft mein Gefährte, «wenn es so weitergeht, sind wir in einer Stunde am Ziel!»

Voreilige Flunkerei! Sehr bald macht uns der Berg bescheidener. Das Eis wird plötzlich glatter und muß schließlich gepickelt werden. Steiler und immer steiler wird die Wand, als die Neigung 60° erreicht, geht es nur langsam, im Takt der Pickelschläge, vorwärts. Die Einschläge der Haken widerhallen von der Wand. Werden sie standhalten und einen Sturz verhüten? Lieber nicht fragen, sondern die Griffe fester packen, die Knie anziehen und sich noch vorsichtiger an diese Wand schmiegen, die sich uns schroff und abwehrend entgegenstemmt.

Nachdem wir den Ueberhang, nach rechts haltend, überwunden haben, gelangen wir auf eine kleine Abflachung. Da starrt vor uns das letzte Hindernis, eine lotrechte Mauer von zwei Meter Höhe, die uns vom Firngrat trennt. Wir meistern sie nach Ueberwindung eines für den nachfolgenden Gefährten besonders schwierigen Stufenganges durch Mauerhaken.

Endlich ist der Firngrat erreicht. Herrlich entspannen sich Muskeln und Nerven im Gefühl: es ist gelungen!

Nebel verhüllen leider den Firn und entziehen uns den Genuß der Rundschau. Wir treten den gewöhnlichen Rückweg an. Zwei Italiener kreuzen unseren Weg; wir wechseln einige Worte über den Aufstieg. Schwer vermissen wir die Ski, auf denen wir fast mühelos über diesen schmelzenden Schnee hinabgleiten könnten, durch den wir nun mühselig waten müssen.

Loulou Boulaz

Zinal-Rothorn-Nordflanke

Erstbesteigung: 2. August 1940 – Pierre Bonnant, Loulou Boulaz.

Ohne großes Bedauern verlassen wir um ein Uhr morgens die luftige Sennhütte der Alpe d'Arpittetaz, in der wir zwei Tage auf schönes Wetter gewartet und als ganze Bequemlichkeit einen gestampften Estrich hatten. Jetzt sind die Wolken endlich vom Himmel verschwunden, und ein riesengroßer Mond leuchtet darin.

Wir steigen endlos lange auf steinigen Grashalden, die sich längs dem Fuß des Weißhorns hinziehen, und die uns mit immer neuen verborgenen Falten aufwarten. Nach manchem Umweg, und nachdem wir einen reißenden Bergbach durchwatet haben, der unsere Stiefel mit Wasser füllt, gelangen wir endlich vor die Nase des Mominggletschers, auf dem der Schatten des Besso liegt. Dem Liebhaber starker Empfindungen kann man einen Spaziergang auf diesem «Sieb» nur empfehlen, auf dem wir drei Stunden lang nach einer soliden Brücke gesucht haben. Wir bewegen uns nur mit größter Vorsicht, bei jedem Schritt die Schneeschicht mit dem Eispickel prüfend, der meist hindurchsticht und in den Abgründen hin- und herschwingt. Rings um uns gähnt die Leere, und wir kommen keinen Schritt weiter. Nach vielen Umwegen in diesem Irrgarten, immer mit gespannten Nerven und aufmerksamen Augen, erreichen wir endlich die spaltenfreien Hänge, die vom Besso herunterkommen. Wir haben viel Zeit verloren.

Wir überqueren das obere Gletscherplateau und stehen um sechs Uhr am Fuß der Wand. Die Sonne geht gerade auf, und es ist eisig kalt. Der Bergschrund stellt kein ernstes Hindernis dar, wir gelangen leicht hinüber. Nun weichen wir nach links aus, um den riesigen Eisbruch zu umgehen, der der ganzen Wand als Sockel dient. Gleich strebt der Hang sehr steil empor, aber der Schnee ist ausgezeichnet,

Siehe Tafel 12

die Steigeisen greifen gut, und wir brauchen keine Stufen zu schlagen. Nach jeder Seillänge macht sich der erste einen kleinen, ebenen Boden zurecht, auf dem er stehen und seine Fußgelenke ausruhen kann, bis der nächste ihn erreicht hat. Dann und wann ragen kleine Felsriffe aus dem Schnee, Orientierungsmale in der ungeheuren weißen Fläche. Wir steigen genau in der Fallinie. Je mehr wir an Höhe gewinnen, desto dünner wird die Schneedecke; beim steilsten Böschungswinkel stehen wir vor dem gefürchteten Eis. Eishaken und Hammer werden hervorgeholt. Unterhalb meines Gefährten stehend, erdulde ich stumm alle die kleinen Wohltaten, die dem zweiten Mann einer Seilschaft beschieden sind. Trotz meiner flehentlichen Blicke schickt er mir unbarmherzig sein Arbeitsprodukt an den Schädel. Endlich, da es mir zu viel wird, türme ich mir den Rucksack auf den Kopf.

Weit über uns blinzelt die Sonne spöttisch über den Grat hinweg zu uns herunter und betrachtet unser Tun. Noch zwei ganze Stunden soll ich in dem eisigen Schatten schlottern, in dem wir, seltsame Bauherren, eine Treppe schneiden, die uns in die Höhe bringen soll. Nach jeder Seillänge schlagen wir einen Eishaken ein. Einmal mehr müssen wir unsere äußersten Energiereserven aufbringen, um der schleichenden Wirkung der Langeweile zu widerstehen. Diese Schnee- und Eishänge bedeuten eine sehr hohe Nervenanspannung. Die geringste Unachtsamkeit des einen kann der ganzen Seilschaft verhängnisvoll werden; und doch versucht der Geist ständig, diesem weißen Spuk zu entfliehen.

Endlich wird der Hang menschlicher. Einige Seillängen weiter vorne winken die Felsen des Gipfelgrates freundlich herüber. Wir erreichen sie rasch. Vier Stunden haben wir in der verwünschten Wand zugebracht. Wir lassen hier unsere Rucksäcke liegen, da wir uns jetzt ja auf dem üblichen Anstiegsweg befinden. In der warmen Sonne eilen wir zum Gipfel. Nicht weit von uns entsendet das Weißhorn, der König dieser Bergschaft, seine majestätischen Grate in die Tiefe.

Dann folgt der Abstieg in flottem Tempo. Unsere Gesichter leiden unter der Sonnenglut, die unmöglichsten Gegenstände stülpen wir auf unsere Köpfe, nur um wieder etwas von jenem Schatten zu haben, den wir einige Stunden zuvor so sehr verwünscht hatten.

Loulou Boluaz

Die Obergabelhorn - Südwand

von E. Wenzel

Aufbau und Felsstruktur

Unter den verschiedenen Flanken dieses formschönen Zermatter-Viertausenders ist die Südseite die schroffste. Im Gegensatz zum stark vergletscherten Nordabfall wird sie von einer mehr als 700 Meter hohen Felswand gebildet, welche steil zum Arbengletscher abfällt und mit einem längeren Sporn in diesen ausmündet (P. 3148). Vom oberen, nordwestlichen Becken des Arbengletschers zieht sich ostwärts ein ziemlich breites, gegen den Südostgrat zu schmaler werdendes Firnband schräg durch die ganze Wand empor. Die über diesem Band stehende Wandflucht ist trotz ihrer Steilheit ziemlich gegliedert und wird von mehreren Rippen durchzogen, die alle den Türmen des Südostgrates entspringen. Im oberen Teil treten diese Rippen stärker hervor als in der unteren Wandhälfte, wodurch auch die von ihnen begrenzten Couloirs nach unten verflachen. Das augenfälligste Couloir durchzieht, in der Fallinie des großen Arbengrat-Gendarmen, die ganze Wand. Ueber die beiden westlich und östlich davon hervortretenden Rippen führen die gebräuchlichsten Südwandrouten. Das Couloir selbst wird gemieden, da es der Sammelkanal mehrerer vom Arbengrat kommender Seitenäste und dadurch steinschlaggefährlich ist. Die untere Wandhälfte ist weniger steil, weist aber zum Teil loserer Gestein auf als die oberen Partien, welche durch mächtige, senkrechte Plattenfluchten aufgebaut sind. Die östlich des genannten Couloirs zu diesem parallel verlaufende Rinne biegt am Fuß des Gipfelstockes rechts ab und mündet in einem nach oben breiter werdenden Couloir in die Gabel. Diese wird durch eine Scharte zwischen dem höchsten Punkt und dem ihm südöstlich vorgelagerten Gendarmen gebildet und hat dem Berg den Namen gegeben.

Siehe Tafel 10-11

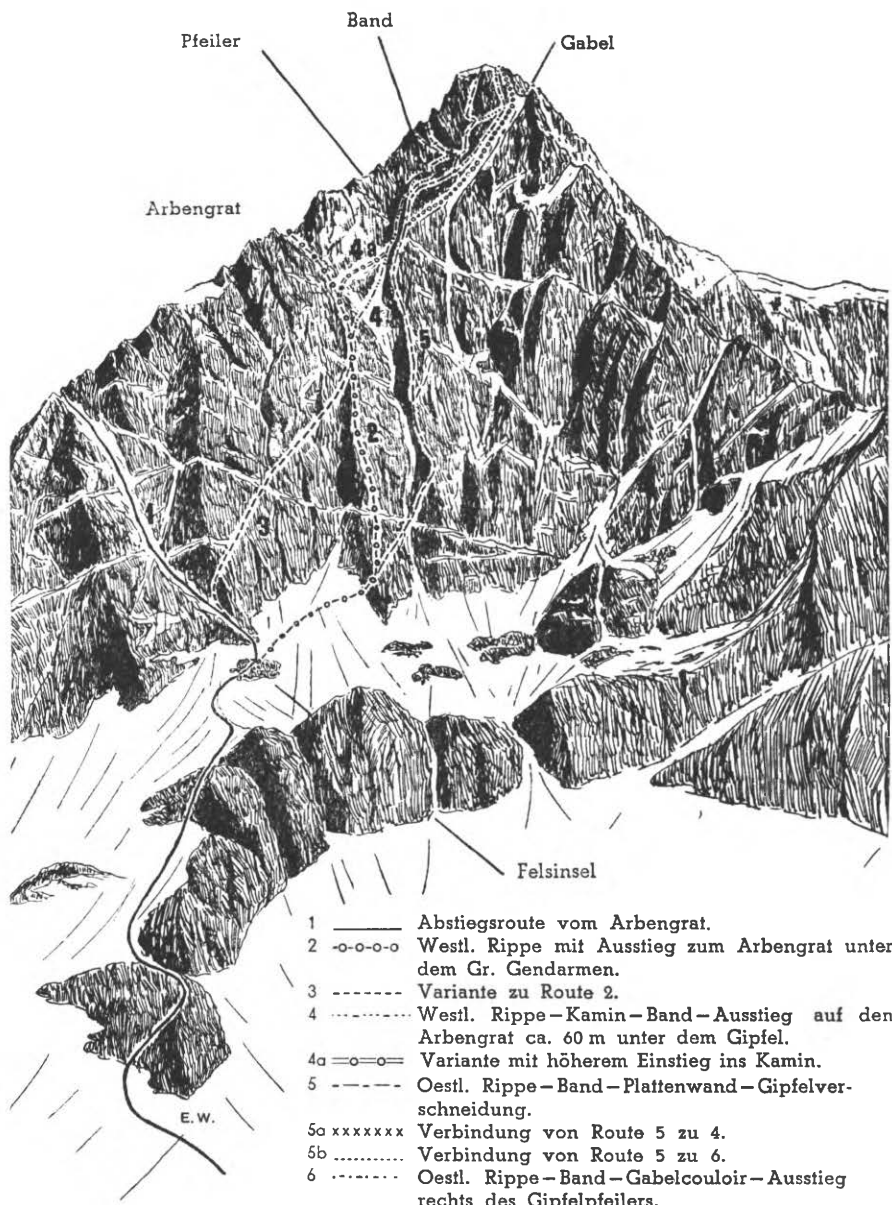
Touristische Bedeutung

Von den vielen Routen, welche zum Obergabelhorn führen, werden die Südaufstiege am seltensten begangen. Den untersten, durch das erwähnte Firnband abgetrennten Teil der Wand nicht gerechnet, hat man ungefähr 600 m zu durchklettern. Je nach Routenwahl werden mittlere bis höchste Anforderungen gestellt. Die direkte Begehung der Südflanke, bei welcher weder der Arben- noch der Südostgrat berührt werden, muß zu den schwersten Klettertouren des Zermattergebietes gezählt werden. Die ausgesprochene Südlage der Wand bringt es mit sich, daß sie im Frühsommer und nach Schneefällen zuerst trocken wird und oft bestiegen werden kann, wenn andere Viertausender noch schlechte Verhältnisse aufweisen.

Besteigungsgeschichte

Während die Erstbesteigung des Obergabelhornes über die Ostflanke schon am 6. Juli 1865 erfolgte, und auch die Routen der anderen Gräte und Wände in den Jahren 1865 bis 1890 eröffnet wurden, blieb die Südflanke am längsten unbestiegen. Sie wurde zwar mehrere Male angegangen und in ihrem größeren Teil auch durchklettert, aber alle diese Partien wichen den Schwierigkeiten, welche sie im oberen Wandabschnitt antrafen, aus und querten früher oder später auf den Arbengrat oder den Südostgrat hinaus.

Die erste bekannte Besteigung wurde durch Dr. G. H. Savage mit Joseph Imboden und J. M. Chanton am 28. August 1880 ausgeführt (A. J. X 97). Diese Partie erreichte den Arbengrat wahrscheinlich schon unterhalb des Gr. Gendarmen. Die Partie J. P. Farrar mit Daniel Maquignaz erreichte bei ihrer Besteigung am 28. September 1892 einen Punkt auf dem Südostgrat, der nur 20 Schritte vom Gipfel entfernt war, womit ihr bis auf einen kleinen Rest die vollständige Durchkletterung der Südflanke gelungen war (O. A. Z. 1893/175). Die erste Partie, welche auch noch diesen letzten Teil des Südostgrates mied und direkt rechts, östlich neben dem Gipfel, ausstieg, war diejenige von E. G. Oliver mit Adolf und Alfred Aufdenblatten am 29. August 1923 (A. J. XXV 285). Wenn diesen Partien die Besteigung der Südwand ohne Ausweichen auf die Gräte gelungen war, so blieb doch die Frage offen, ob eine direkte Durchkletterung auch der letzten 100 m in der Falllinie des Gipfels möglich sei. Die Tour wurde im



Obergabelhorn — Südwand

Jahre 1943 zweimal durchgeführt und am 23. August 1944 von den Partien Alexander Graven – Alfred Sutter und Alexander Taugwalder – E. und R. Wenzel ausgeführt.

Die Routen

Für den Durchstieg der unteren Wandhälfte werden fast ausschließlich die steinschlag-sicheren Wege über die westliche oder östliche Rippe gewählt. Selbstverständlich sind die Anstiege nicht an die hier beschriebenen Routenführungen gebunden, indem sich sämtliche angeführten Routen und Varianten unter einander kombinieren lassen. Von Zeitangaben und einer Einteilung nach Schwierigkeiten wurde abgesehen, da diese vom Wetter, von den Verhältnissen und der jeweiligen Zusammensetzung einer Partie abhängen.

1. Abstiegsroute vom Arbengrat

Im unteren Teil des Arbengrates befindet sich eine kleine Schneeschulter, von welcher aus ein Couloir schräg südostwärts gegen den am tiefsten in den Arbengletscher vorstoßenden Felssporn leitet. Dieses Couloir wird meistens im Abstieg benutzt und wird hier nicht weiter beschrieben (siehe Walliserführer Bd. II, 141).

2. Westliche Rippe mit Ausstieg zum Arbengrat

Unter «Westlicher Rippe» verstehen wir die unterhalb des Gr. Gendarmen entspringende und in dessen Falllinie mit einem vorspringenden Sporn in das große Firnband mündende Felsrippe. Sie wird in ihrem unteren Teil von den meisten Südwandbesteigern benutzt und bietet keine nennenswerten Schwierigkeiten. Der Ausstieg auf den Arbengrat unterhalb des Gr. Gendarmen ist wenig bekannt.

Erstmals wahrscheinlich durch Dr. G. H. Savage mit Joseph Imboden und J. M. Chanton, 28. August 1880 bezwungen (A. J. X 97).

Von der kleinen Felsinsel am Ausstieg des vom Arbengrat kommenden Couloirs quert man ostwärts zum Felssporn. Ueber loses Gestein zuerst rechts, dann gerade empor und nun der Rippe folgend bis unter den Gr. Gendarmen. Der Ausstieg auf den Arbengrat erfolgt durch ein schräg links ansteigendes Couloir.

3. Variante durch den westlichen Teil der Südwand

Diese Route hat den Vorteil, daß die Begehung des Schneehanges vermieden wird und daß man den interessanteren oberen Teil der Wand trotzdem erreicht.

Die Route beginnt direkt am Ausstieg des Arbengrat-Couloirs. Man wendet sich zuerst westwärts, überschreitet eine Rippe und steigt dann kurze Zeit gerade hinauf, um dann nordostwärts wieder über

die Rippe zu wechseln. Nun wird die von kleinen Couloirs und Rinnen durchsetzte Wand unter dem Arbengrat ansteigend gequert, bis man ungefähr in halber Wandhöhe auf Route 2 stößt.

4. Westliche Rippe – Kamin – «Band» – Ausstieg auf den Arbengrat

Aus der Gegend des Gr. Gendarmen im Arbengrat zieht sich ein markantes Couloir zum Firnband hinab. Am Fuße des Gr. Gendarmen verzweigt es sich. Während der eine westwärts gerichtete Ast unter dem Gr. Gendarmen auf den Arbengrat ausmündet (Route 2), zieht sich der andere, anfänglich zu einem Kamin verengt, gerade gegen die Plattenfluchten der obersten Arbengrattürme hinauf, wo er in glatter Wand ausläuft. Aus dem obersten Teil dieses Kamins zieht sich ein zuerst schmales, nachher breiter werdendes Felsband rechts um die östliche Rippe herum und weiter ostwärts ansteigend in die Wand hinein (Route 5). Senkrecht darüber liegende Bänder und ein nach links gerichtetes Couloir führen etwa 60 m unter dem Gipfel auf den Arbengrat zurück.

Erstmals wahrscheinlich durch R. W. Lloyd mit Josef Pollinger und Franz Lochmatter, 4. August 1904 (A. J. XXV 86).

Bis zur Verzweigung des Couloirs unter dem Gr. Gendarmen wird die westliche Rippe (Route 2) verfolgt. Man quert das Couloir nach rechts und steigt in den Kamin ein, welcher westlich einer steilauferichteten Rippe gegen die obersten Türme im Arbengrat führt. Dieser Kamin ist nicht empfehlenswert. Am besten traversiert man so rasch als möglich auf die Rippe (Route 5). Dem überhängenden obersten Teil dieses Kamins weicht man rechts aus, quert auf einem schmalen Band auf die Steilrippe, die den Kamin östlich begrenzt, und gelangt auf das bei Route 5 beschriebene Felsband. Dieses ein paar Schritte ostwärts verfolgen, dann über Platten gerade auf einen Absatz hinauf und von diesem rechts ausholend in ein schwach ausgeprägtes Couloir, das westwärts verläuft und zuletzt wieder, senkrecht zwischen zwei Türmen, auf den Arbengrat ausmündet. Von hier über den Grat zum Gipfel.

4a. Variante mit höherem Einstieg in den Kamin

Die westliche Rippe wird auf Route 2 etwas weiter gegen den Arbengrat zu verfolgt als bei Route 4, bis nahe unter den Gr. Gendarmen. Auf schmalen Leisten und Bändern quert man die plattige Wand unter diesem und erreicht in halber Höhe des Kamins Route 4. (Von dort kann die unter 4 beschriebene Kaminroute verfolgt werden, aber viel besser und sicherer wird auf die östliche Rippe gequert und über diese auf Route 5 zum Band gestiegen.)

5. Oestliche Rippe - «Band» - Gipfelverschneidung

Aus der Wand unter den obersten Arbengrattürmen fällt eine sehr steile, mehrfach von diagonal ziehenden Bändern unterbrochene Rippe zum Firnband hinab. Diese, das große Couloir östlich begrenzende Felsrippe wird hier als «östliche Rippe» bezeichnet. Sie weist in ihrem unteren Teil nicht viel mehr Schwierigkeiten auf als die westliche Rippe, bäumt sich in der oberen Hälfte aber sehr steil auf und bildet einen fast senkrechten Pfeiler. Dieser trennt das Couloir von einer zweiten, östlich davon gegen die Gabel führenden Schneerunse. Zuoberst, wo die Rippe in der Plattenwand verläuft, zieht ein Felsband (hier als «Band» gekennzeichnet) schräg rechts, also ostwärts, gegen das Gabelcouloir. Darüber baut sich die überaus steile Schlußwand auf, welche mit einer tiefen Verschneidung zum höchsten Punkt stößt.

Erstmals durch die Partien Madame Baumgartner mit Raimond Lambert, 15. August 1943 und dann im selben Sommer durch Mademoiselle Mitzi Berni und Willy Marthe und durch Alexander Graven-Alfred Sutter und Alexander Taugwalder-E. und R. Wenzel, 23. August 1944 (Alpen 1945 p. 228).

Von der kleinen Felsinsel am Arbengrat-Ausstieg steigt man wie bei Route 2 über das Firnband bis an den Felssporn der westlichen Rinne. Ueber anfänglich lose Felsen geht es dann gerade hinauf, dann schräg rechts haltend gegen das Couloir, welches aus der Gegend des großen Gendarmen in den Arbengrat kommt. Dieses ostwärts querend, gelangt man auf die östliche Rippe, die nun gerade hinauf verfolgt wird. In halber Wandhöhe wird die Rippe von einem schräg nach links emporziehenden Band unterbrochen. (Hier bietet sich Gelegenheit, durch Ueberqueren des großen Couloirs leicht auf Route 2 auf die westliche Rippe hinüber zu wechseln.) Von hier an wird die Rippe viel steiler und geht in einen fast senkrechten Pfeiler über. (Da wo die Rippe zum zweiten Mal von einem schräg nach links hinauf ziehenden Band unterbrochen ist, kann leicht in den Kamin, Route 4, etwas weiter oben aber auch auf Route 7 gewechselt werden.) Ueber senkrechte Stufen östlich des Kamins kommt man auf das Band, ein schmales schräg von links nach rechts ansteigendes Felsband, welches gegen das Gabelcouloir zu in der glatten Wand verläuft. (Bis da identisch mit Route 6, E. O. Oliver mit Adolf und Alfred Aufdenblatten.) Von dort über zum Teil glatte Platten, die, je weiter man ansteigt, griffärmer werden, in der Fallinie des Gipfels zu einem neuen Querband, das nach rechts hinauf an den Fuß des Gipfelpfeilers führt. (An dieser Stelle zweigt Route 5b ab.) Ueber eine nur wenig Rauigkeiten aufweisende Platte links zu einem Riß empor, der über eine überhängende Stufe in die Verschneidung leitet. In dieser, einen den Weg versperrenden Block überkletternd, zum höchsten Punkt. (Die

letzten 100 m sind als sehr schwer zu taxieren. Der Ausstieg auf den Arbengrat wie bei Route 4 ist kürzer aber doch interessanter als das Ausweichen nach rechts zur Gabel.)

5a. Verbindung von Route 5 zu 4

Diese, die beiden Routen 5 und 4 verbindende Variante bietet Gelegenheit, der steilen Schlußwand auszuweichen und dürfte auch dann gewählt werden, wenn der Einstieg ins Gabelcouloir und dieses selbst zu stark vereist sind.

Vom Band am oberen Ausgang der östlichen Rippe wie bei Route 5 zuerst über eine plattige Stufe empor, dann sofort über Blöcke links auf den Absatz hinauf und nun auf Route 4 zum Arbengrat empor.

5b. Verbindung von Route 5 zu 6

Partien, die bis an den Fuß des Gipfelfeilers die Route 5 verfolgten, bietet sich hier Gelegenheit, der überaus steilen und schweren Schlußwand auszuweichen und auf Route 6 zu wechseln.

Erste bekannt gewordene Begehung durch die Partie Speaker mit Alexander Graven, 1. August 1938.

Am Fuß des Gipfelfeilers auf schmalem Band ostwärts um die Ecke und, eine plattige Wand querend, gegen das Gabelcouloir. An dessen oberem Rand hinauf und auf Route 6 weiter zum Gipfel.

6. Oestliche Rippe - «Band» - Gabelcouloir - Ausstieg rechts des Gipfelfeilers

Im obersten Teil des Südostgrates erhebt sich ein Gendarm, der durch eine meistens von Wächten gekrönte Scharte, der sogenannten Gabel, vom Hauptgipfel getrennt ist. Von dieser Gabel zieht sich schräg nach links ein Couloir in die Wand hinab, biegt in der Fallinie des Gipfels senkrecht ab und läuft parallel mit der östlichen Rippe gegen das Firnband zum Fuß der Wand hinunter. Dieses Couloir wird zuoberst oft als Ausstieg aus der Südwand benutzt.

Erstmals durch E. G. Oliver mit Adolf und Alfred Aufdenblatten, August 29. 1923 (A. J. XXV. 285).

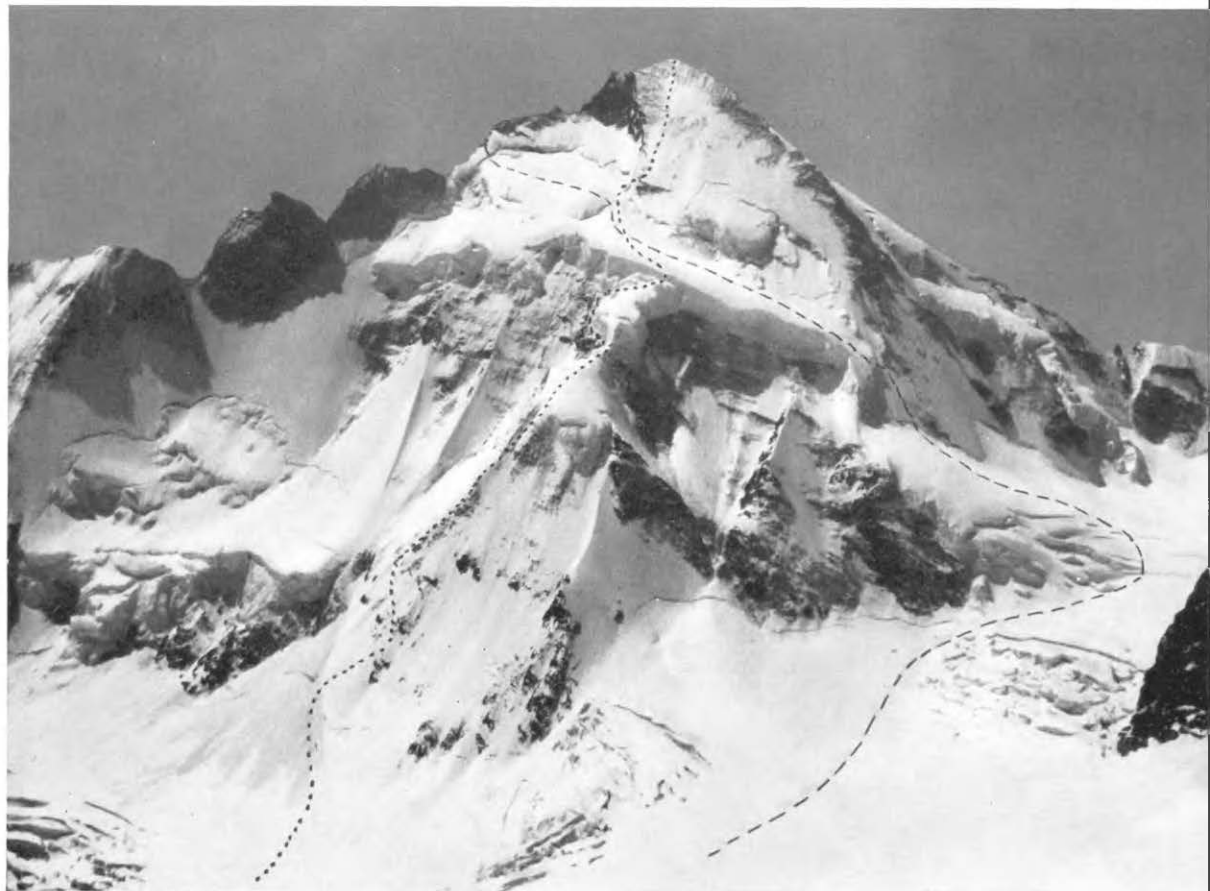
Bis zum Felsband am oberen Ende der östlichen Rippe verfolgt man Route 5. Vom Band steigt man zuerst in der Fallinie des Gipfels über plattige Stufen und quert dann rechts in das Gabelcouloir. In diesem oder an dessen linken, oberen Rand unter der Gipfelwand empor, bis sich rechts des vom höchsten Punkt herabkommenden Pfeilers ein Kamin zeigt, durch den über schwierige Platten zum Gipfelgrat angestiegen werden kann.

7. Oestliche Rippe - Gabelcouloir - Südostgrat

Bei dieser Route vermeidet man den obersten und steilsten Teil der östlichen Rippe (Route 5), steigt viel früher ins Gabelcouloir ein, hat aber mit Steinschlag zu rechnen. Nicht zu empfehlen.

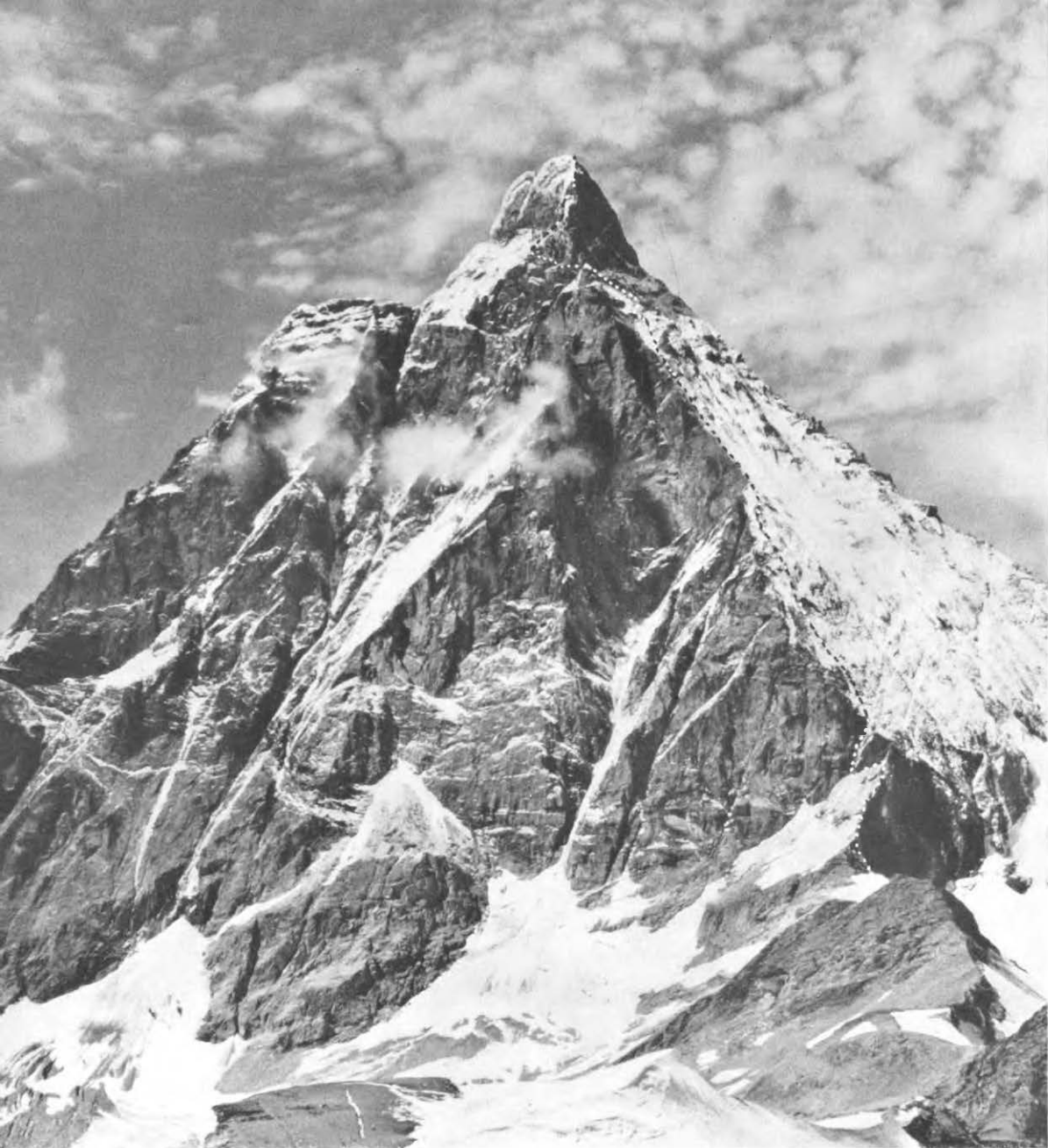
Erstmals wahrscheinlich durch J. P. Farrar mit Daniel Maquignaz, 28. September 1892 (Oe. A. Z. 1893 175).

Ueber die östliche Rippe wie bei Route 5 bis zur Stelle, wo sie zum zweiten Mal von einem Schrägband unterbrochen ist. (Hierher gelangt man auch auf Routen 2, 3 und 4.) Nur ein paar Schritte am nahezu senkrechten Pfeiler empor, dann nach rechts, ostwärts über abschüssige, zum Teil recht schwierige Platten (nicht zu empfehlen) in das meist von Schnee erfüllte Gabelcouloir hinauf. In diesem, weiter oben, je nach Verhältnissen auch an seinem oberen Rand, gegen die Gabel. Bevor diese ganz erreicht wird, nach links auf den Südostgrat und über dessen letzte plattige Felsen zum Gipfel.



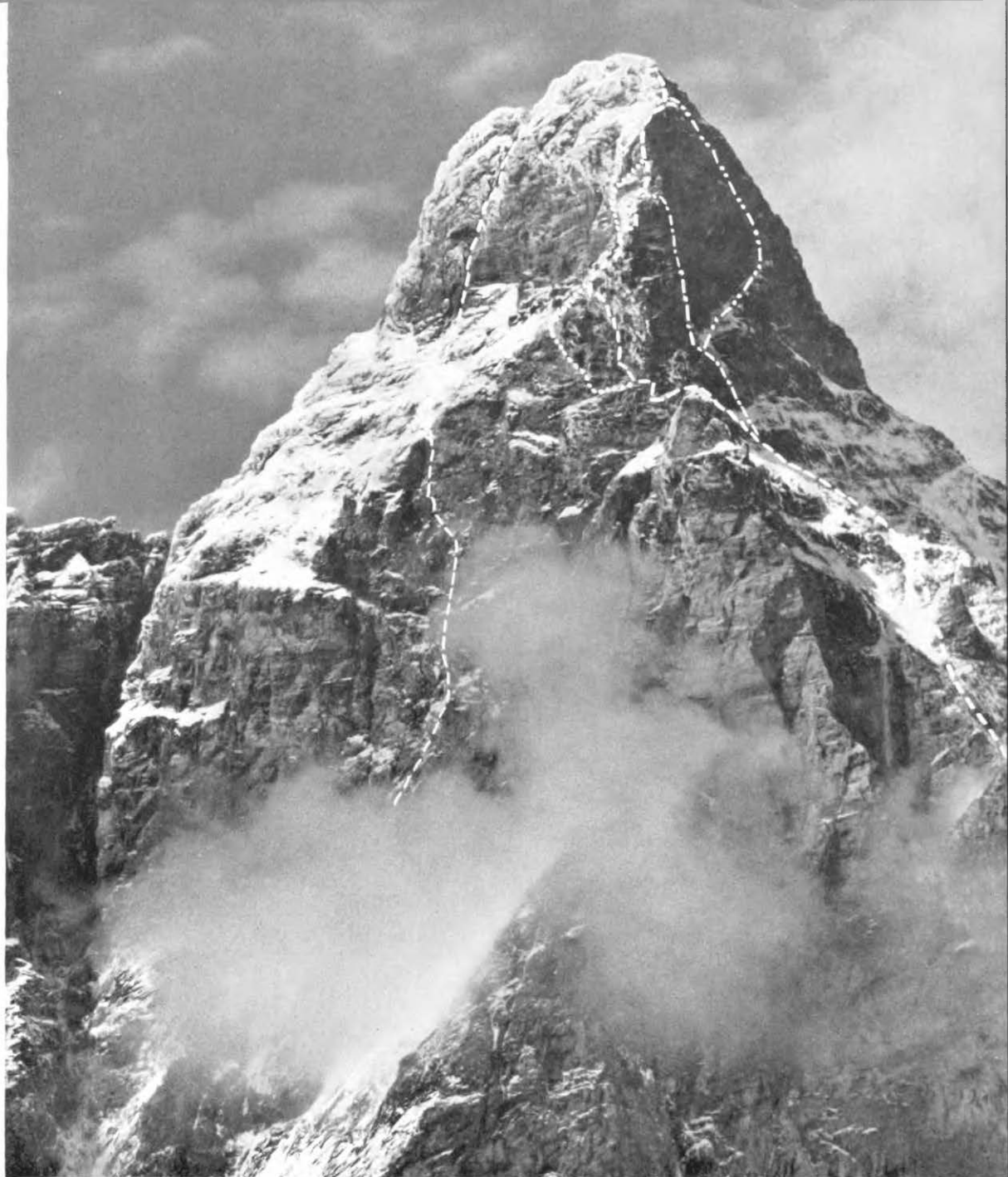
Oben: **Obergabelhorn**, Nordostwand, und Nordwand
des Mont Durand, vom Besso aus

Unten: **Dent d'Hérens**, Nordwand
 Route Allwein-Welzenbach, 10. August 1925
 --- Finch-Routé, Finch-Forster-Peto, 2. August 1923



Matterhorn, Süd- und Ostwand, Furggengrat-Route

Photo E. Wenzel



Matterhorn, Süd- und Ostwand

Links: Italienischer Grat

Rechts: Hörnligrat

Rechts vorne: Furggengrat

--- links: Route der Südflanke, Benedetti-Bich-Carrel,
14. Oktober 1931

.... rechts: Route Piacenza zum Furggengrat

..... Variante Aubert-Dittert-Flory-Marullaz, 1943

----- direkte Route über den großen Furggen-Auf-
schwung, Perino-Carrel-Chiara, 1941

..... Ostflanken-Route, Benedetti-Carrel-Gaspar,
Mazzoti-Bich-Carrel, 1930

Telephoto E. Wenzel



Furggengrat

Links: Obere Partie, vom italienischen Grat aus

--- Route Piacenza

.... unten: Variante Gerecht-Wäffler, 1944

.... oben: Variante Aubert-Dittert-Marullaz-Flory 1943

Rechts: Traverse von der Schulter in die Südwand,
im Hintergrund Piz Tyndall

Photos E. Wenzel

Das Obergabelhorn über die Nordostflanke

«Mein lieber Freund, eine Gelegenheit wie diese findest du nicht so bald wieder. Diese weiße Färbung hier, jene gelbliche dort, sind für mich lauter Anzeichen, daß die idealen Bedingungen für die Verwirklichung meines Planes sich endlich eingestellt haben.» So sprach Pierrot am Ende eines herrlichen Nachmittags, der uns nach Mountet gebracht hatte.

Pierrot – Pierre Bonnant, ein kleiner Genfer, wie mit der Axt zugehauen, von schwerfälligem, wuchtigem Gang mit eher bleichem Gesicht, ein zäher echter Bergfahrer, der schon alle französischen und schweizerischen Viertausender bestiegen und auch die Eiger-Nordwand angegangen hat.

«Jawohl, die beste Gelegenheit, mir die Knochen endgültig zu brechen,» dachte ich im stillen. Je länger ich die Wand betrachtete, desto mehr fand ich sie nur als Tummelplatz für Insekten geeignet. Es mußte einer schon verrückt sein, sich da hinaufzuwagen!

«Was hältst du von dieser Nordwand?» fragte ich meinen Freund, den Bergführer Rémy Theytaz, der eben aus der Hütte trat.

«Gemacht habe ich sie nie, und ich habe auch nie gesehen, daß sie versucht wurde. Ich glaube, zwei Oesterreicher haben es einmal probiert. ¹⁾ Eine leichte Sache wird es nicht sein; aber mit einem Kerl wie Pierrot würden Sie es schon schaffen können, daran zweifle ich nicht.»

Diese Antwort legte meinen Entschluß fest.

Siehe Tafel 13

1) Die Wand wurde am 30. Juli 1930 von Rudolf Schwarzgruber und Hans Kiener erklettert.

20. Juni 1942, 2 Uhr morgens. Der Himmel hat jene Rabenflügelfarbe, die immer einen schönen, heißen Tag ankündigt. Um Pierrot zu schonen, dem das Schlagen einer riesigen Anzahl von Stufen bevorsteht, wird abgemacht, daß ich bis zum Bergschrund führen werde. Der Gefreite Oscar Romang, ebenfalls ein tüchtiger Bergsteiger, folgt als zweiter und Pierrot ist Hintermann.

Das erste Stück wird rasch zurückgelegt. Während wir aber am Vortag die Annäherung an den Berg durch den Eisbruch keineswegs für sehr schwer hielten, befinden wir uns jetzt sehr bald in Schwierigkeiten. Wir bewegen uns durch einen Irrgarten riesiger Eisquader, die in labilem Gleichgewicht über finsternen Spalten hängen. Auf allen Vieren und still wie Mäuse schleichen wir über fragwürdige Schneebrücken hinweg. Mehr als zwei Stunden üben wir uns in allen Kunstgriffen der Eistechnik, um zuletzt nur 80 bis 100 m weitergekommen zu sein. Aber nach Ueberwindung dieses ersten Hindernisses spazieren wir gegen den Bergschrund, mit den Händen in den Hosentaschen.

Viertel vor acht. Eine kurze Rast, um Atem zu schöpfen; zwei Ovosport und eine Handvoll Dörrobst, und dann beginnt das Abenteuer. Wir seilen uns kurz an. Ich gehe in der Mitte. Pierrot schneidet Stufen, gelassen und mit der Regelmäßigkeit einer gut funktionierenden Maschine. Kleine Griffe für die Hände und kaum größere für die Steigeisen. Bis ich diese Griffe in die Hände bekomme, bleibt von ihnen nicht viel übrig; mein Amt ist denn auch, diese winzigen Einkerbungen zu großen und soliden Stufen zu erweitern. Alles in mir ist auf die Sicherung gespannt. Das Eis ist bis jetzt sehr günstig und vollkommen regelmäßig.

Nachdem wir ein Stück fast genau in der Fallinie emporgestiegen sind, weichen wir jetzt nach links aus. Bald befinden wir uns näher bei der Wellenkuppe als beim Nordgrat. Solche Richtungsänderungen erfolgen öfters. Sobald der Eispickel zu kreischen anfängt und die Steigeisen nicht mehr greifen, suchen wir uns eine weichere Oberfläche aus.

Da und dort glimmen einige Stücke Glaseis, die nichts Gutes versprechen. Indem wir sie umgehen, bemerke ich, daß wir an Höhe bedeutend gewonnen haben und nicht mehr weit vom Grat sein können. Dieses letzte Stück ist dann allerdings gewaltig steil!

Der obere Teil ist sogar leicht überhängend, mir wird leicht ungemütlich zumute. Schön wäre es nicht, jetzt in die Tiefe abzusausen.

Der erste Hohlstift (piton tubulaire) hält nicht. Die geringste Bewegung des Seils läßt ihn aus seinem Loch herausgleiten. Wir versuchen ein zweites und ein drittes Mal, mit dem gleichen Mißerfolg. Nach kurzer Debatte entschließen wir uns, «Wannen» (cuvettes) auszuhaun. Die meine ist bald so groß wie eine Badewanne. Wenn ich darin niederknie, verschwinde ich bis zum Gürtel.

Pierrot bricht wieder auf, voll Vertrauen in die Güte unserer Methode. Er schleicht nach vorne, bis kein Seil mehr da ist, und haut uns dort einen richtigen Schützengraben aus. Wir gelangen schnell bis zu ihm. Das Eis blendet uns jetzt wie Feuerwerksonnen an der Augustfeier. Ein Stückchen Nordgrat berührt uns bereits, der Schnee zerkrümelt langsam und bereitet uns einen leichten und wohlverdienten Aufstieg.

Es ist viertel vor zwölf. Ein letzter Blick auf unsere Spuren, eine Siegerstellung vor dem Kodak, und wir brechen zum Gipfel auf, den wir fast im Trab erreichen.

Pierrot lächelt. Vielleicht ist er glücklich. Ein Sieg mehr oder weniger, und selbst einer über diese fast einzigartige Eiswand, scheint ihm allerdings nicht viel zu bedeuten. Romang und ich hingegen sind vor Freude fast außer uns; wir sind begeistert von den starken, ganz neuen und so verschiedenartigen Empfindungen, die wir erlebt haben.

«Nie hatte ich vorher eine Eiswand gemacht, aber jetzt will ich mir den Spaß leisten und zwar gründlich. Schon in acht Tagen! Mit Pierrot zusammen soll mir der Mont Durand nicht bang machen! Später will ich mit einem tüchtigen Gefährten die Wand des Grand Cornier versuchen.» So sprach ich mit hochgeschweller Brust.

Leider hat gleich nach dieser ersten Eistour ein Sturz von fünfzig Zentimeter auf der Treppe der Mountethütte dieser Siegeszuversicht einen Dämpfer aufgesetzt. Ich brach mir drei Rippen und war lange Zeit dazu verurteilt, mir die Berge nur von unten anzusehen.

Alipe Rauch

Mont Durand-Nordflanke

Erstbesteigung: Pierre Bonnant, René Caloz, Loulou Boulaz.

Nach unserer Rückkehr vom Obergabelhorn plauderten wir vor der Clubhütte im Anblick des prachtvollen Gletscherhalbkreises von Mountet. Rémy Theytaz, dieser sympathische Bergführer aus dem Eivischtal, wies auf die Nordwand des Mont Durand und sagte: «Sie sollten einmal versuchen, dort geradehinauf zu steigen, das hat noch keiner gemacht. Aber bei den ausgezeichneten Schneebedingungen, die wir jetzt haben, würden Sie sicher hinaufkommen.»

Der Vorschlag fand rasche und begeisterte Aufnahme.

Am 27. Juni 1942 stehen wir schon um 5 Uhr vor dem Bergschrund am Fuß der Wand. Der Weg über den Gletscher hatte uns schon manches Abenteuer beschert: ein verräterischer Harsch deckte alle Bäche und Tümpel zu, in die wir dauernd einbrachen. Das Wasser quietschte in den Stiefeln, und nasse Füße sind ja nicht gerade empfehlenswert für Leute, die sich in einer Nordwand tummeln wollen.

Wir legen Steigeisen an und gehen auf einem Lawinenkegel über den Schrund, rechts von der Lotlinie des Gipfels. Um den unteren Teil der Wand zu bezwingen, müssen wir eine 200 m hohe senkrechte Felswand erklettern, die sich aus ungeheuren glatten Platten zusammensetzt, die da und dort von vereisten Kaminen durchzogen sind. Wir wählen den verhältnismäßig gemüthlicheren dieser Kamine und gewinnen sein unteres Ende über einen Steilhang, auf dem weicher Schnee liegt, der uns das Stufenschlagen erspart. Der Kamin sieht nicht schön aus. Ein Strom bläulichen Eises bedeckt seinen Grund, seine Felsränder sind stark gerundet. Hammer und Stifte halten wir für alle Fälle bereit. Ich stemme mich mühsam in dem Kamin empor,

Siehe Tafel 13

wobei ich bald gegen das Eis, bald gegen den Fels arbeite. In 20 m Höhe wird der Eisbach überhängend, und wir müssen nach links ausweichen, indem wir über eine Mauer steigen, die derart verwittert ist, daß man sie für eine nur durch den Frost festgekittete Tellerbeige halten könnte. Ich schlage einen Felshaken ein, eigentlich mehr des moralischen Haltes wegen. Dann mache ich mich so leicht wie nur möglich, packe so viele Griffe, wie ich nur kann, damit wenigstens einer halte, und krieche bei Seilende auf ein kleines Felsband, von dem aus ich mir die Gefährten herüberhole. Es folgt ein zweiter Kamin, dann ein dritter, der weniger böseartig ist. Wir stehen jetzt vor einer Plattenzone, die von vereistem Schutt bedeckt ist. Das Klettern ist hier nicht leicht, wir müssen die Handschuhe anziehen, wir frieren an die Finger, die uns obendrein von den spitzigen Felscherben noch böse zerschnitten werden. Aber schließlich wird der Hang etwas flacher, und wir steigen alle zugleich, um etwas von der verlorenen Zeit einzubringen.

Bis hierher sind wir ziemlich rasch gekommen, wir machen uns darum voller Zuversicht an den Eishang, den wir jetzt erreicht haben. Leider enttäuscht er uns sehr, wir hatten gehofft, das Eis sei von einer Schicht aus hartem Schnee bedeckt, nun finden wir aber nur Glatteis vor, das die Platten überzieht. Das Anschneiden ist eine heikle Sache, weil das Eis vom Fels absteht. Bei jedem Pickelschlag bebt der Eispanzer besorgniserregend. An eine Sicherung ist nicht zu denken, denn eine zwischen Eis und Fels eingesteckte Pickelspitze würde die Eisdecke vom Fels lösen. Seillänge um Seillänge queren wir vorsichtig nach links hinauf, um in der Höhe des Eisbruches, der uns den Weg zum Gipfel abriegelt und drohend über uns hängt, die andere Felsrippe zu gewinnen. Dieses Stück wird sehr langsam zurückgelegt.

Sowie wir aus der Fallinie des kleinen Hängegletschers heraus sind, wird das Eis besser, und der gefrorene Schnee darauf ermöglicht ein rascheres Vorwärtstommen. Wir stehen jetzt höher als der Col Durand und steigen in die Felsen ein, über die wir den Eisbruch links umgehen können. Auf einem kleinen Felsband gewähren wir uns zehn Minuten Rast und verzehren etwas Dörrobst. Es wird unsere einzige Rast bleiben. Wir ziehen die Steigeisen ab und klettern über leichte Platten, wobei uns jenes Gefühl von Leichtigkeit beschwingt, das man

immer hat, wenn man lange in Eishängen gestiegen ist. Vom Eisbruch trennt uns eine breite Rinne von blauem Eis, über die wir hinweg müssen, wenn wir den Gipfelhang erreichen wollen. Ich lasse mich im Fels sichern und nehme die Rinne in Angriff. Der Böschungswinkel ist so steil, daß man Griffe für die Hände und manchmal auch Einkerbungen für die Knie pickeln muß. Nach einer Seillänge schlage ich einen Rohreishaken bis zum Ring ein. Caloz steigt bis zu mir empor, um mich zu sichern, denn der Ausstieg aus der Eisrinne ist noch bedeutend steiler. Mit dem Eispickel muß ich eine ungeheure Schneeverwehung von einem Eisblock wegräumen und, um zum Gipfelhang zu gelangen, eine richtige Dachrinne graben. Loulou fällt das Amt zu, den Eishaken in der Eisrinne wieder herauszuholen. Sie hat Mühe damit, denn das Seil sichert sie zwar, bringt sie aber auch aus dem Gleichgewicht. Sie hämmert bald auf den Eishaken, bald auf das Eis los und hält dabei eine Rede über die undankbare Aufgabe des Hintermannes einer Seilschaft; sie wettet gegen die Hohlstifte, die ihrer Ansicht nach nichts taugen. Unsere Ratschläge verschlimmern nur die Sache. «Den bring ich unmöglich heraus!» ruft sie verzweifelt. «Ihr müßt eben herunterkommen und ihn euch selber holen!» Gerade wie wir ihr gut zureden, den Eishaken einfach stecken zu lassen, gleitet er wie von selbst aus seinem Loch und setzt unserer Diskussion ein Ende.

Noch zwei Eisbrüche. Dann steigen wir trotz des tiefen Schnees rasch den letzten Hang hinauf. Aber wie wir uns wenden, ist der Hintermann verschwunden. Das Seil hängt lose im Schnee... Und 50 m weiter unten taucht die kleine Loulou hinter dem letzten Eisturm auf. Da sie bei unserem Schlußbrennen nicht mitkam und Caloz zu kräftig an ihr zog, als sie noch im Steilhang stand, wo die weit auseinanderliegenden Stufen ihr schwer zu schaffen machten, hatte sie das Seil einfach abgestreift. Um elf Uhr stehen wir alle auf dem Gipfel versammelt. Nachher steigen wir auf dem gewöhnlichen Weg über den Col Durand wieder nach Mountet hinunter.

Pierre Bonnant

Der Furggen-Grat

Historisches und Wegnotizen der bisherigen Besteigungen

von René Dittert

Um die Besteigung des Furggen-Grat spielten sich keine so heroischen und leidenschaftlichen Kämpfe ab wie um den italienischen Grat. Der Furggen war der letzte noch unbezwungene Kamm am Matterhorn, von den vier Winkeln der berühmten Pyramide ist er aber der steilste.¹⁾

Die Kämpfe um die Bezwingung des Furggenrates waren vielleicht deshalb weniger leidenschaftlich, weil der Gipfel bereits erobert war, sie wurden aber fortgesetzt und dauerten über 30 Jahre.

Die schwierigen Versuche wurden 1880 durch Mummery begonnen und endeten erst 1911 mit der Besteigung durch Mario Piacenza. Dazwischen liegt die Erforschung aller Geheimnisse dieses schönen südöstlichen Grates des Matterhorns durch Guido Rey. Hier nun die wichtigsten Daten der Bezwingung dieses Grates:

Im Jahre 1890 machte Guido Rey seinen ersten erfolglosen Versuch und erklärte, ihn nie mehr zu wiederholen. Aber 1899 finden wir ihn wieder an diesem abschreckenden Bollwerk. Er ist in Begleitung der beiden Führer aus Valtournanche, Anton und Andreas Maquignaz. Daniel Maquignaz war mit zwei Leuten über den italienischen Grat auf den Gipfel gestiegen und warf von dort ein fast 100 m langes Seil Rey zu, der vom Col du Breuil aus aufgestiegen war. Dieses Seil sollte ihm den Ueberhang ersteigen helfen. Nach vierstündiger An-

1) Die Gratneigungen des Matterhorns werden von Dr. Paul Gűfeld wie folgt angegeben:

Italienischer Grat (SW)	Länge 1,500 km	Neigung 36 Grad
Furggen (SO)	Länge 1,700 m	Neigung 43,5 Grad
Hörnli (NO)	Länge 2,000 km	Neigung 39 Grad
Zmutt (NW)	Länge 3,010 km	Neigung 37 Grad

strengung gelangten sie in die Nähe ihrer Kameraden und konnten mit ihnen über einige Meter hinweg sprechen.

Die Partie schien gewonnen zu sein. Anton Maquignaz versuchte am Seil diese paar Meter zu ersteigen; er schwankte in der Luft und mußte wieder zurück. Daniel knüpfte hierauf in das Seil mehrere Knoten, und Anton unternahm einen neuen Versuch, wieder ohne Erfolg. Der Ueberhang war nicht zu überwinden. Im Abstieg erklärte Anton, es bedürfe einer Leiter. Drei Tage später stieg Rey mit den Maquignazleuten auf den Matterhorngipfel unter Mitnahme zweier Strickleitern. Vom Gipfel aus stiegen sie über den Furggengrat hinab. Sie befestigten die Strickleiter am Felsen, ließen sie über den Ueberhang baumeln und kletterten hinab.

So blieb denn der Furggengrat zwar erforscht, aber unerstiegen. Erst zwölf Jahre später fanden Mario Piacenza mit den Führern Johann-Josef Carrel und Joseph Gaspard einen Weg über den Südhang und gelangten nach ungeheuren Schwierigkeiten am 4. September 1911 über den Furggengrat auf den Gipfel. So haben Italiener, Leute aus Valtournanche, zwar nicht als erste das Matterhorn erstiegen, aber den schwierigsten Aufstieg zum Gipfel gemacht.

Nach Mummery, Rey und Piacenza erreichte die berühmteste Mannschaft zu Beginn unseres Jahrhunderts die Bergschulter des Furggen: die Engländer G. und W. Young mit ihren bekannten Führern aus St. Nicolas J. Knubel und den Brüdern Josef und Gabriel Lochmatter. Nachdem der direkte Angriff auf den schwindelerregenden Grat sich wegen Steinschlag als ungangbar erwiesen hatte, nahm die Expedition nicht den von Piacenza gewählten Weg, der dem Ueberhang auswich und die Klippe über eine kleine bröckelnde Schieferabdachung benutzte. Wegen der Gefahr dieses Weges bevorzugte sie den 20 Jahre früher von Mummery eingeschlagenen Weg, eine allerdings schwierige Ueberkreuzung gegen den Hörnligrat zu, die «eine sehr konzentrierte Aufmerksamkeit fordert».

1929. Herr E. R. Blanchet führt mit Kaspar Moser den ersten Abstieg vom Grat mit vielen Abseilungen durch.

1930. Herrn E. Benedetti mit den Führern Luigi Carrel und Maurice Bich gelang die zweite Besteigung des Furggengrates auf dem Wege Piacenzas.

1941. Einer Partie, geleitet von Luigi Carrel mit Giacomo Chiara (zweiter Führer) und Herrn Enzo Périno, gelang die direkte Ersteigung der Ueberhänge des Furggen. Es wurden viele Haken benutzt und sehr viel Zeit verwendet. Es ist dies in der Tat die erste und einzige direkte Besteigung des Grates. Wir besitzen leider keinen ausführlichen Bericht über diese große alpinistische Leistung, deren Gelingen dem Sohn Johann Josef Carrels, des Führers Mario Piacenzas, zuzuschreiben ist.

Wenn auch der Alpinismus unter allen Sportarten am wenigsten nationalistisch ist, gewahren wir doch schon in dieser Epoche einen gewissen Einschlag dieser Art. Guido Rey ist vom Bestreben geleitet, den Furggen wegen des guten Rufes des italienischen Alpinismus zu meistern, um dem steigenden Ruhm der Engländer die Wage zu halten. Dieser fortschrittliche Geist förderte auch die Meisterung der übrigen Fronten des Matterhorns. Guiseppe Mazotti schreibt darüber: «Die Geschichte des Matterhorns ist die eines langen, leidenschaftlichen Kampfes, wie ihn kein anderer Gipfel aufzuweisen hat. Auf jeden Sieg, der dem Norden zuteil wurde, antworteten die Italiener mit einem ebenbürtigen Erfolg, und in der Liste der Eroberer ist jeder zweite Name ein italienischer: Whymper, Carrel, Mummery, Penhall, Guido Rey, Piacenza.»

R. L. G. Irwing stellt sich gegen solche nationale Rivalitäten, die nicht bis in die blendenden Gipfel der Hochalpen hineingetragen werden sollten.

«Als ich mich mit F. Marullaz, L. Flory und R. Aubert am 20. August 1943 auf den Weg machte, war der große Grat bereits längst gemeistert. Er interessierte uns darum nicht weniger, da er der letzte dieses schönen Berges war, den wir noch nicht bestiegen hatten. Wir waren noch etwas unentschlossen angesichts der erwarteten Schwierigkeiten und der für das Matterhorn charakteristischen Steinschläge, die schon Mummery gereizt, Piacenza behelligt und Young, Ryan und ihre Führer veranlaßt haben, den Umweg über die «Kravatte» zu machen. Aber zwei Tage, bevor wir uns auf der Schulter des Furggen finden sollten, haben wir die Südwand des Taeschhorns erstiegen, und ich kann versichern, daß wir dabei noch ganz anderes zu bestehen hatten als die paar Steinaufschläge, die uns beim Furggen

in den Ohren widerhallten. Wir waren vielleicht ganz einfach gepackt von dieser Art Sport.»

Unseres Erachtens hat jedoch nur die Mannschaft Luigi Carrels den Furggengrat bewältigt, weil alle andern mehr oder weniger große Abschweifungen nach der Süd- oder der Ostseite des Kammes gemacht haben. Dafür war die Carrel-Mannschaft wahrscheinlich auch durch Steinschlaggefahr weniger behindert, der in der Regel die Profilseite eines Grates weniger ausgesetzt ist als die Frontseite. Es sei noch bemerkt, daß die einzigen Steinschläge, die unsere Mannschaft beobachtet hat, diejenigen vor der Schulter waren.

Ein Jahr nach unserem Aufstieg, 1944, haben drei Karawanen den Furggen bewältigt. Man muß sich angesichts dieser Besteigungen fragen, ob der widerspenstige Kamm klassisch geworden sei. Wir glauben es nicht: die Schwierigkeiten und Gefahren werden mit den sich mehrenden Ersteigungen kaum abnehmen. Der Furggen wird eine Hochtour von Rang bleiben.

Wir lassen die von den sechs Expeditionen auf den Spuren Piacenzas beschrittenen Wege folgen. Es scheint, daß alle ungefähr die gleiche Orientierung genommen haben und sich bloß in Einzelheiten unterscheiden. 1)

Die folgenden technischen Notizen dürften einen Begriff der Schwierigkeiten vermitteln und zugleich die Abweichungen in den Wegrichtungen der einzelnen Besteigungen aufzeigen. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die atmosphärischen und Geländeverhältnisse jedesmal die Wegwahl beeinflussen. So wurde unsere Seilschaft durch Felstrümmer, Nebel und Schnee in der Wahl des Weges bestimmt.

Die Besteigung von Loulou Boulaz und Pierre Bonnant wurde während eines Weekends von Genf aus gemacht.

Diese historische Skizze würde nicht vollständig sein, ohne der Versuche des großen italienischen Alpinisten Gabriel Boccasatte zu gedenken, der durch einen Steinschlag auf dem Triolet getötet wurde.

Nicht unerwähnt bleibe auch die Großtat Vittorio Sellas, der im März 1882 als erster durch eine Winterbesteigung des Matterhorns Schule

1) Siehe «Die Alpen» 1944. Seite 94.

machte. Der Elan dieser winterlichen Ersteigungen ist besonders bewundernswert, da sie oft unter den schwierigsten Verhältnissen vor sich gehen.

Heute kann man wohl die Erforschung des Matterhorns als abgeschlossen betrachten. Es werden höchstens noch einige neue Wegvarianten zu den vier Graten und Fronten hinzukommen. Wie überall in unseren Hochalpen werden die neuen Wege immer schwieriger und gefahrvoller. Letztlich erschöpfen sich auch diese.

Was werden nun die Liebhaber des Unentdeckten unternehmen? Die höchsten Gipfel der Erde werden noch eine Zeit lang Probleme aufgeben, aber im allgemeinen fehlen zu ihrer Lösung die finanziellen Mittel. Also bleibt uns der Vorschlag eines geistvollen Alpinisten: «Machet Rundtouren um die Berge!» Wenn diese Idee auch nicht gerade Schule macht, so schlägt sie doch ein. So lesen wir:

«Herr Albert Deffeyes hat mit Luigi Carrel und Pietro Maquignaz eine Tour um die Matterhorn Gipfel durchgeführt. Die Schulter des Hörnlikammes zum Ausgangspunkt nehmend, querten sie die Kopfseite bis zur Furggenschulter. Sie folgten hierauf der Piacenza-Fährte des Furggenkammes, um die Südfront zu gewinnen, über die hinweg sie auf den italienischen Bug gelangten. Durch die Galerie Carrel überquerten sie hierauf die Westfront bis zum Zmuttkamm. Schließlich nahmen sie in einer Höhe von 4200 bis 4300 m auf schwierigem Glatteis den Weg über die Nordfront und erreichten wieder ihren Ausgangspunkt auf dem Hörnlikamm.»

Bibliographische Notizen

Für den historischen Teil dieser Skizze wurden die nachfolgenden Publikationen benutzt. Die Wegnotizen sind von André Roch gesammelt worden.

The Alpine Journal, Bd. XXVI 1912 (Benedetti).

The Alpine Journal, Bd. XLIII 1913 (Benedetti).

Les Alpes, Dezember 1930 (E. R. Blanchet).

Les Alpes, Mai 1944 (Dittert R.).

Alpinisme, No. 61, Dezember 1941.

La Patrie Suisse (Dittert R.).

Rivista Mensile 1911 (Piacenza).

Boccalatte Gabriel, «Piccolo e Grandi Ore Alpine», Ripalta, Milano.

Irwing R. L. G., «La Conquête de la Montagne», Payot, Paris.

Mazotti Giuseppe «Dernières victoires au Cervin», V. Attinger, Paris et Neuchâtel.

Mummery A. F., «Mes escalades dans les Alpes et le Caucase», Didier et Richard, Grenoble.

Rey Guido, «Le Mont Cervin», Librairie Dardel, Cambéry.

Die 5. Besteigung des Furggenkammes (die 3. auf der Piacenza-Fährte)

am 3. August 1943 durch René Aubert, René Dittert, Léon Flory und Francis Marullaz.

Von der Furggenschulter weg eine fast horizontale Querung von etwa 30 m, dann die schwindelerregende Wand empor, links der Schulter (solider Fels mit guten Griffen, schwierig). Man erreicht eine ziemlich geräumige Verschneidung, wo sich noch ein dicker Mauerhaken findet, der von der Expedition Piacenzas (1911) herrührt. Nach Ueberholung der Senke des Furggenüberhangs gelangt man auf eine erdige, von der Schmelze der Südfront feuchte Verschneidung, überspringt einen Winkel und faßt vorsichtig Fuß in einer felsigen Zone auf weniger hartem Schnee am Südfuß des Matterhornhauptes. Es folgt ein vertikaler Aufstieg von 20 m, worauf man sich rechts durch schneeige Verschneidungen dem Furggenkamm nähert, am Fuß der letzten Wand des Matterhornhauptes.

Wenige Meter vor dem Kamm verläuft ein rauher Kamin etwas nach links, um in ein vereistes Couloir zu münden, das sich vertikal über die Bänder der Südfront herabsenkt. In diesem Kamin empor, gelangt man über Rillen in den von Eis verstopften Korridor. Man folgt rechts einer ansteigenden engen Verschneidung von 6 bis 8 m, die plötzlich abbricht. An ihrem Ende erklettert man mit Hilfe von Mauerhaken und Steigbügeln eine Wand von 4 m (äußerst luftig und schwierig). Weiter steigend überspringt man einige kleine Ueberhänge, um eine Schulter des Furggenkammes zu erreichen. Nunmehr folgt man dem Kamm ohne Schwierigkeit bis zum Gipfel.

Unsere Zeiten:	Aufbruch von der Hütte	4.00 Uhr
	Furggenschulter	10.50 Uhr bis 11.15 Uhr
	Gipfel	18.25 Uhr bis 18.40 Uhr
	Solvay	20.05 Uhr

Die 6. Besteigung des Furggenkammes (die 4. auf der Piacenza-Spur)

am 13. August 1944 durch Otto Gerecht und Hermann Wächler

Vom Breuiljoch (3357 m) (5 Uhr) möglichst dem Grat entlang bis zur Schulter (4300 m) (9.30 Uhr bis 11 Uhr). Von der Schulter horizontaler Quergang 30 m nach links in die Südwand. Dann über eine senkrechte Wandstufe 4 m hinauf auf ein Band. Längs diesem Band weiter nach links in die Südwand. (Wir stießen beim Beginn dieses Bandes auf einen großen Ringhaken, wahrscheinlich von der Partie Piacenza 1911 herrührend.) An einem Kamin, der unmittelbar neben dem großen Ueberhang auf den Grat hinaufführt, vorbei bis zu der Stelle, wo die Wand einen Vorsprung aus brüchigem, gelbem Gestein bildet. Etwa 10 m rechts von diesem Vorsprung (schwierig) die teilweise überhängende Wand hinauf zu einem guten Sicherungsplatz. Weiter schräg nach links aufwärts über eine senkrechte, schwarze (zur Zeit der Besteigung wasserübertonnene) Plattenwand zu einem kleinen Stand (Hakensicherung). Querung der Plattenwand durch einen 30 m langen horizontalen Quergang (schwierig) nach links zu einem guten Stand. Die hier etwas weniger geneigte Plattenwand direkt hinauf zu einem erkerähnlichen Wandvorsprung (15 Uhr). Dieser Erker bezeichnet das Ende der senkrechten Wandstufe, welche den Furggenüberhang links flankiert. Die Umgehung des Ueberhangs ist damit vollendet, der Wiederanstieg zum Grat erfolgte über das breite, sich nach rechts hinaufziehende Band in der Südwand (17 Uhr). Von nun an sich stets am Grat haltend, zum Gipfel (20 Uhr).

H. Wächler

Siehe Tafel 14-16

Die 7. Besteigung des Furggenkammes

am 17. August 1944 durch Alfred Suter und Alexander Graven, André Roch und Georges de Rham

Von der Hörnlhütte aus gelangte man auf das Breuiljoch, nachdem man den ausgedehnten Gletscher am Fuß der Matterhornfront überquert und links des vom Gebirgspaß sich herunterziehenden Eissturzes über Felsen und leichte Abstürze hinaufgestiegen war. Der erste Ansprung zur Kammhöhe führt durch einen Kamin und über Rinnen links vom Grat (nicht schwierig). Bis zur Bergschulter auf dem Wege zum Kamm ist die Kletterpartie leicht und ohne Steinschlaggefahr. Hier wurde ein halbstündiger Halt eingeschaltet, um der Sonne Zeit zu lassen, die dünne Schneedecke vom Vortag ein wenig zu schmelzen. Weiter ging es nach rechts über eine Schnee- und Eiszunge, wo man eine Weile der Gefahr von Steinschlägen ausgesetzt war, sodann nach links über weniger leichte Felsen (schwieriger wegen Neuschnee) querend, erreichte man den Grat, der zur Furggenschulter emporführt.

Von der Bergschulter an bildete man eine einzige Seilschaft unter der bewunderungswürdigen Führung Alexander Gravens. Von der Schulternaht und der obern Wand führt ein zerrissenes Band waagrecht nach Westen. Nach kurzer senkrechter Steigung wird das Vorrücken gegen West fortgesetzt und führt zu einem dicken Eisenhaken. Weiter geht's hinab und wieder hinauf über schwierige überhangende Felsen. Schließlich hinderten Schnee und Eis, welche die Felsen überziehen, das Vorrücken nach Westen. Mit Hilfe eines Hakens mußte eine Stockhöhe überwunden und eine schwierige Rinne überquert werden. Jenseits starren die Eis- und Schneehänge des Südwestabhanges des Berges. Dieser Abhang mußte erstiegen werden, der uns, von riesigen Felsüberhängen überdacht, mit kleinen Eisstücken überschüttete. Man erreichte eine Nische am Fuße der obern Felswand, rechts von einem Korridor, der jenseits der Ueberhänge bis zum Kamm zu verlaufen schien. Von der Nische aus: Ueberquerung nach rechts, senkrechte, heikle Erklommung eines kurzen Kamins, dann wieder nach links bis an einen gewölbten Felsen, der unter schwierigem Einsatz mit Hilfe zweier Mauerhaken erklimmen werden mußte. Noch eine kleine Steigung, eine Querung nach rechts, und der Kamm war erreicht, von wo der Weg ohne weitere Schwierigkeit zum Gipfel führte.

Unsere Zeiten:	Ab Hörnli	4.15 Uhr
	Furggenschulter	9.30 Uhr
	Gipfel	12.45 Uhr bis 13.30 Uhr
	Rückkunft Hörnli	15.30 Uhr

G. de Rham

Die 8. Besteigung des Furggenkammes am 20. August 1944 durch Loulou Boulaz und Pierre Bonnant.

Um 4 Uhr morgens vom Hörnli aufbrechend, wandte sich die Seilschaft gegen das Furggenjoch auf dem gewöhnlichen Wege unter Benützung der obern Partie des Theodulgletschers. Sie erreichte in 1½ Stunden den Paß über eine östlich desselben sich hinziehende Felsenrippe.

Der Aufstieg zum Kamm beginnt über einen steilen und steinigen Pfad und verläuft in der Gratlinie, hie und da über dem Abhang, bis auf 100 m unter der Bergschulter. An dieser Stelle verliert sich der Grat in der Ostwand. Zur Linken verläuft ein rauhes Couloir, reingefegt von ständigen Steinschlägen. Es wurde über gradgerichteten Rinnen überquert

und die Bergschulter um 8 Uhr erreicht. Die Kälte war sehr streng, und Nebel begrenzte die Sicht.

Nach einem halbstündigen Halt wurde der weitere Aufstieg der Südwand entlang durch eine Spalte von 5 m Höhe fortgesetzt, die in ihrem oberen Teil überhangend ist. Ihr Ausgang ist ziemlich heikel, da Griffmöglichkeiten nicht vorhanden sind. Eine Querung nach links führte zu einem losgemachten, sehr charakteristischen Block, der zur Sicherung einer weitem, heiklen Querung in der gleichen Richtung über abschüssige, mit Glatteis und Kies bedachte Rinnen benutzt werden konnte. Am Ende dieses Durchganges befindet sich der Haken von Piacenza.

Ueber eine senkrechte Steigung und eine Aufeinanderfolge gradgerichteter, glatteisiger Rinnen, die, wegen ihrer Grifflosigkeit sehr heikel, hie und da Sicherungshaken nötig machten, erreichte die Seilschaft die oberen Partien der Südwand, wo sie, von links kommend, die Spuren der Gravenschen Seilschaft fand. Sie folgte denselben bis an den Fuß der Saumwand, indem sie sich in der Richtung des ersten Kamins links des Kammes bewegte. Sie stieg diesen Kamin etwa 10 m hinauf, querte sodann horizontal auf einer 50 m langen, sehr schwierigen Passage die Wand und erreichte den Furggenkamm an der Stelle, wo sich die Reste der Leiter Guido Reys befanden.

Ein schwieriger Kamin von etwa 30 m durchzieht den letzten Ueberhang. Der Ausstieg aus diesem Kamin ist sehr heikel. Von hier aus erreichte die Seilschaft auf Stufen ohne Schwierigkeit den Gipfel um 12.15 Uhr.

Abstieg über den Nordkamm zum Hörnli (14.30 Uhr).

Boccalatte hatte die Absicht, den Furggenrat im Winter zu besteigen.

Bei kaltem Wind erreichen wir das Furggenjoch um 18.15 Uhr und gehen weiter zur Hörnlihütte. Der Schnee ist schlecht, tief sinkt man ein; trotz meiner Steigeisen komme ich nur langsam vorwärts; Ski und Rucksäcke sind schwer und hinderlich. Wir beenden die Traversierung im Dunkeln und ziehen die Ski wieder an. Glücklicherweise erhellt der Mond unseren Weg ein wenig. Der Schnee ist stellenweise weich, stellenweise gefroren; am mühsamsten sind die Stellen, auf denen vom Gletscherbruch heruntergefallene Eisblöcke liegen; man rutscht aus und kommt in keinen regelmäßigen Schritt. Im letzten, sehr steilen Stück bricht man sehr tief ein und kommt nur langsam und mit großer Anstrengung vorwärts. Castiglioni, der zurückgeblieben ist, ruft mir zu, ich möge ihm die Ski abnehmen, er steckt bis zum Gürtel im Schnee. Endlich kommen wir bei der Hütte an: es ist bereits 22 Uhr. Wir sind ziemlich erschöpft. Wir machen Feuer im Ofen und essen. Um halb eins legen wir uns schlafen.

12. März 1933. Nach einem üppigen Frühstück lassen wir alles Ueberflüssige liegen und brechen vom Hörnli auf. Es ist 9 Uhr, das Wetter prächtig, die Luft sehr warm. Ueber den Schnee gelangen wir bis unter die Wand, aber da dieser Schnee sehr wenig einladend ist, ziehen wir es vor, den Schweizergrat zu erreichen und für den Anstieg den gewöhnlichen Weg zu benutzen. Mein unsprünglicher Plan war, direkt in die Wand zu steigen, um den Weg abzukürzen, was nur bei Hartschnee möglich ist. Ueber ein Schneecouloir und leichte Felsen gelangen wir zu einer Lücke im Grat. Wir wenden uns nach Norden und erklettern den ersten Vorsprung über steile und sehr morsche Felsen. Dann folgen wir mehr oder weniger dem üblichen Weg. Dann und wann rasten wir, denn es ist heiß, und wir wollen nicht weiter als bis zur Solvayhütte. An einer Stelle finden wir ein Seil und einen Eispickel, beide fast neu; wahrscheinlich hat sie eine Partie hier zurückgelassen und nachher nicht wieder gefunden. Die Felsen sind warm und trocken. Wir kommen an der alten Hütte vorbei, und hier seilen wir uns an, weil das

letzte Stück bis Solvay schneereicher und weniger leicht ist. Man muß hier ein wenig in die Wand hineingehen, wo man eher unstabilen, tiefen und ermüdenden Schnee findet, dem nicht zu trauen ist. Unter der Wetterhütte nötigt uns ein Schneeang mit sehr mehligem Schnee, einen kleinen Graben auszuheben. Am Ende des Hanges gelange ich zu einer kleinen, aber vollkommen glatten Wand. Ueber winzige Griffe schwinde ich mich darüber hinweg, was mit dem schweren Rucksack eine anstrengende Turnübung ist. Wir kehren nach rechts um und erreichen den Grat, den wir ein kurzes Stück benützen. Auf dem Grat bläst kalter Nordwind. Wir traversieren einige Platten, die uns nach links zu den letzten Felsen unterhalb der Solvay-Wetterhütte bringen, dann steigen wir ein kleines Couloir hinauf, indem wir die Griffe längs der rechten Wand benützen, und gelangen so zur Hütte. Es ist fast 16 Uhr. Leider können wir die Hütte nicht heizen. Der Petrolherd funktioniert nicht. Wir verbrennen trockenes Holz, das wir vorfinden und kochen damit Wasser, Suppe und Tee für den folgenden Tag. Da wir das Feuer auf dem Boden angezündet haben, entwickelt sich ungeheuer viel Rauch, aber warm wird die Hütte nicht. Wir schlafen unter einem riesigen Berg von Wolldecken. Das Thermometer zeigt -10° . Gegen Morgen wird es noch kälter. Der Wind macht uns Sorgen, er bläst die ganze Nacht durch aus Norden und wird stündlich heftiger. Er rüttelt an der Hütte und verhindert uns, wie die Höhe, am Einschlafen.

13. März. Am Morgen warten wir auf die Sonne. Es ist bitter kalt, der Wind hat noch zugenommen. Unter diesen Verhältnissen müssen wir auf den Furggengrat verzichten. Immerhin wollen wir den Anstieg beginnen, für den Fall, daß das Wetter sich bessern sollte. Wir verlassen die Hütte um 7.45 Uhr. Wir müssen Handschuhe und Kopfhaube anbehalten. Auf der Gratschneide stürmt der Wind mit erschreckender Wucht auf mich ein. Wir versuchen, die windumpeitschte Gratschneide nach Möglichkeit zu vermeiden. Auf der Schulter ist es eisig kalt. Dort, wo die Schulter die Richtung ändert, muß die richtige Stelle sein, von der aus man die Wand nach Furggen hinüber traversiert. Ich steige ein wenig in die Wand ein, finde es aber dann doch besser, uns auf das Abenteuer nicht einzulassen. Bis zur Furggenschulter zu gelangen, um dort umkehren zu müssen, ist keine sehr verlockende Aussicht, und zudem sieht es gar nicht so aus, als ob die Traversierung unter diesen Umständen leicht wäre. Für die Jahreszeit sind die Verhältnisse gut. Wenig Schnee und wenig Eis, weniger als im Winter 1932. Der Schnee gibt nach, während er vor einem Jahr hart war und den Anstieg mit Steigeisen ermöglichte. (Im Jahre 1932 waren Parcelotte, Gervasutti und Derege in der Ostwand aufgestiegen, dann hatten sie nach links bis zum Furggengrat und zur Furggenschulter gehalten und waren über die Mummery-Traversierung auf die Schweizerschulter zurückgekehrt. Von dort waren sie nach der Solvayhütte abgestiegen, in welcher sie die Nacht des 22. Februar verbracht hatten. Am folgenden Tag gelangten sie wieder auf die Schweizerschulter hinauf und querten zur Furggenschulter hinüber. Sie hielten sich aber zu hoch und gelangten auf Halden von Blauis, in denen keine Sicherung möglich war. Sie gaben es auf, weil sie mit dem Stufenschlagen zu viel Zeit verloren hatten, und kehrten zum Hörnligrat zurück, wo sie ihre Rucksäcke zurückließen, um nach dem Gipfel zu gehen. Das Wetter war prachtvoll, die Temperatur an der Sonne $+5^{\circ}$, im Schatten -12° . Beim Abstieg überraschte sie nicht weit von der alten Hütte die Nacht. Sie kampierten unterm Zelt bei einer Temperatur von -22° , am Morgen sogar von -35° . Am 24. Februar gelangten sie zum Hörnli und am 25. wieder nach Le Breuil.)

Aber kehren wir zu Boccalatte und Castiglioni zurück. «Der Wind nimmt uns jede Begeisterung und auch jeden Willen, die Furggenschulter zu erreichen. Wir warten zwei Stunden betrachtsam im Windschatten. Die Seile tanzen im Wind. Das Geräusch, das sie dabei verursachen, erinnert an jenes der Brandung. Castiglioni möchte den Anstieg zum

Gipfel auf dem gewöhnlichen Weg vornehmen, doch finde ich, es sei besser, ihn auf den folgenden Tag zu verschieben, da die Zeit heute zu vorgeschritten ist. Traurig kehren wir zur Hütte zurück (12.45 Uhr). Indem wir Feuer anzünden, stecken wir sie beinahe in Brand. Ein Schneesturm setzt ein, später hellt das Wetter wieder auf und wir genießen einen prachtvollen Sonnenuntergang.

14. März. Der Wind bläst die ganze Nacht, legt sich aber ein wenig gegen Morgen. Es ist sehr kalt. Die Verhältnisse sind für den Furggengrat gar nicht günstig, für den braucht es warmes, ruhiges Wetter, wie damals, am 18. März 1929, als Boccalatte das Matterhorn zum erstenmal im Winter bestieg. Trotz allem steigen sie auf dem gewöhnlichen Weg zum Gipfel. Der Aufbruch erfolgt um 7.50 Uhr mit dem Sonnenaufgang. Es ist noch kälter als am Vortag, aber wenigstens bläst der Wind nicht so stark. Der Gipfel wird um 9.50 Uhr, somit in zwei Stunden, erreicht. Die Aussicht ist märchenhaft. Boccalatte und Castiglione verlassen den Gipfel um 10.10 Uhr und sind um 12.10 Uhr wieder in der Solvayhütte. Es ist warm, an der Sonne sogar heiß. Sie verlassen die Wetterhütte und sind um 18.30 Uhr, beim Einnachten, in der Hörnlühütte. Der 15. März ist ein schöner, ruhiger, warmer Tag: für den Furggengrat wie gemacht. Aber die italienischen Bergsteiger haben die Hörnlühütte um 10 Uhr verlassen und sind zum Furggenjoch hinuntergestiegen. In Plan Maison nehmen sie die Seilbahn und in Le Breuil das Postauto. (Nach Castiglioni.)

Weitere Besteigungen des Furggengrates

1945: 23. Juli: Dr. Hans Oertli und sein Sohn Hans, von Basel, mit Alexander Taugwalder und Theodor Perren.

24. Juli: Alfred Tissières und Ruedi Schmid.

2. August: Dr. Wyß-Dunant von Genf mit Alexander Taugwalder, Anstieg zur Schweizer Schulter, Traversierung zur Furggenschulter, Aufstieg zum Gipfel und Abstieg auf dem Schweizergrat.

3. August: Otto Nünlist von Luzern mit Alexander Taugwalder, Ami Henry und Louis Botti von Montreux mit Truffer.

27. August: Herr und Frau Wenzel von Zürich mit Alexander Craven und Alexander Taugwalder, Abstieg über den italienischen Grat.

Zeiten: Aufbruch von Hörnli	4.00 Uhr
Breuiljoch	04.50 Uhr
Furggenschulter	07.40 Uhr
Gipfel	11.00 Uhr bis 12.00 Uhr
Tyndallspitze	13.10 Uhr
Savoiahütte	14.40 Uhr bis 15.20 Uhr
Col du Lion	15.55 Uhr
Breuiljoch	18.10 Uhr
Hörnli	19.05 Uhr bis 20.15 Uhr
Zermatt	23.00 Uhr

Beglückwünschen wir diese Partie zu ihrem schönen Erfolg!

8. September: Karl E. Weber mit Alexander Craven und Eugen Hediger mit Alexander Taugwalder. Aufstieg von Hörnli zum Gipfel in 6,40 Stunden.

18. September: Robert Droz und Willy Graf aus Chaux-de-Fonds mit Alexander Craven und Alexander Taugwalder, Abstieg über den italienischen Grat.



Dom, Südostwand

- Route Foster-Walker-Anderegg-Baumann, 20. Juli 1869
- Route Williamson-Pollinger-Fuchs, 3. August 1907
- . - . - Route R. und J. Farner-Mischol und Walther-Imseng,
6. August 1945
- Route Wetzstein
- Route Bethmann-Hollweg
- A. und W. Puckle-Petrus-Noti, 3. September 1875
- Mme. Deferr-Imseng-Tischhauser, 14. August 1942
- Biwak



Oben: **Nordend** von N-W
 Links: Santa Caterina-Grat, 1., 2.,
 3., 4. Aufschwung
 Route Graham Brown-
 Graven-Aufdenblatten,
 14. Juli 1933
 - - - Route Vogt-Petrig-Perren

Unten: **Santa Caterina-Grat**
 Die vier Aufschwünge.
 Rechts: Variante Mme. Kuhn-Loch-
 matter-Fuchs

Photo F. Merullaz



Santa Caterina-Grat

- Links oben: Senkrechte Stelle, die schwierigste des 1. Aufschwunges
 unten: Beginn des vertikalen Durchstiegs des 1. Aufschwunges
 Rechts unten: Ausstieg des 3. Grataufschwunges
 oben: Ausstieg des 4. Grataufschwunges



Santa Caterina-Grat, erster Grataufschwung

--- Aufstiegsroute
... Variante Marullaz-Dittert-Aubert-Marx, 28. Aug. 1944
Die Pfeile zeigen den Standort der Kletterer

Die Cresta di Santa Caterina am Nordend

Dr. Hans Oertli

Vom Oberen Findeler Rothorn her sah ich vor drei Jahren zum ersten Mal die Nordseite des Monte Rosa und die Schönheit des Grates, der sich vom Nordend zum Jägerjoch senkt. Sanft geneigte Firnfelder führen zu einem gezackten Felsabsturz, der in der edel gerundeten Linie des schneebedeckten Joches endet. Diese wundervolle Kontur, wie ein Faltenwurf von Raffaels Hand, bewegte mich tief. Das gleiche Bild sah ich ein Jahr später im Aufstieg zum Rimpfischhorn am frühen Morgen. Im rötlichen Gold der ersten Sonne strahlend, schwebte der Monte Rosa fern und hoch über den dunklen, nebligen Tiefen, dem Himmel näher als der Erde.

Das waren wunschlose Freuden der Augen und des Herzens, ohne jeden alpinistischen Nebengedanken; denn daß ich den Berg eines Tages von Norden her besteigen könnte, ahnte ich nicht einmal. Auch als mir mein Freund Alexander Taugwalder vorschlug, aufs Jägerhorn zu gehen, dachte er selbst erst im geheimen an den Monte Rosa. Mir lag nur die geliebte Ostwand im Sinn und der Wunsch, einmal dem mächtigen Felsenfuß des Nordend nahe zu kommen, dem nördlichen Abschluß des Monte Rosa, wie er sich vom Gornergrat aus darbietet. Der erste Versuch endete weit unter dem Jägerjoch im tiefen Schnee und dicken Nebel. Aber ihm folgte ein wolkenloser Tag auf dem Jägerhorn. Lange verweilten wir oben und konnten uns nicht satt sehen am Wunder der Ostwand. Dank ihrer leichten Einbuchtung, die durch die vorgeschobene Lage der Signalkuppe und des Jägerhorns entsteht, gewährt dieser kleine, verborgene Berg aus nächster Nähe eine unvergleichliche Schau auf die größte und schönste Wand der Alpen. Doch immer wieder und immer mehr fes-

Siehe Tafel 18–20

selte der Grat meine Augen, der gerade vor uns vom Jägerjoch zum Firn des Nordend aufspringt: in riesigen Sätzen, wie zu Granit erstarrte Wasserwogen, scharf und steil, oft senkrecht, manchmal überhängend, zur Linken in ungeheurer Flucht hinabschießend in die Tiefe des Val Anzasca. «Eine schwindelnde Brücke, hinausgebaut in die leere Luft,» nennt es Kugy. Für mich war es vorerst nur eine erregende Vision, denn ich bemerkte nicht sogleich, daß Alexander den Grat mit den begierig forschenden Augen des Bergsteigers betrachtete. Zudem stand die Einsicht in die Grenzen meiner «Kletterkunst» in schroffem Gegensatz zum Aspekt des Grates und zur Angabe von Marcel Kurz im Walliserführer: «Plus difficile que tout ce qui a été fait dans le massif du Mont Rose jusqu'à présent.»

Selbst als wir vom Jägerjoch über den leichten Schnee- und Felsgrat bis gegen den Fuß des ersten Absturzes hinaufgestiegen waren und ich, fröstelnd im kalten Wind, zu seinem überhängenden Dach hinauf sah, wagte ich kaum zu hoffen, daß mir diese «schwierigste» Tour am Monte Rosa einmal beschieden sein werde. Aber Alexanders passioniertes Verlangen, sie zu versuchen, übertrug sich ganz allmählich auf mich, und meine Bedenken zerstreudend, erklärte er sich sogar bereit, einen zweiten kleinen Alpinisten mitzunehmen, meinen fünfzehnjährigen Sohn Hans, der sich bereits an der Nordwand des Breithorns bewährt hatte. Es wurde nur eine einzige Bedingung gestellt, nämlich, daß noch ein zweiter Führer mitkomme. Dieser war in Alexanders Schwager Karl Biner schnell gefunden, und so wanderten wir vier am 16. Juli 1944 in die Bétempshütte, mit vergnügten Sinnen und in jener freudigen Erregung, wie sie die Spannung am Vorabend einer großen Fahrt erzeugt. Ich möchte sie fast mit der erwartungsvollen Seligkeit des Kindes vor Weihnachten vergleichen, vielleicht ein ganz klein wenig gemischt mit der halb angenehmen, halb gruselige Ungewißheit vor dem «Samichlaus».

Am nächsten Morgen beflügelte wohl die Ungeduld unsere Schritte auf dem schon vertrauten Weg zum Jägerjoch. Um 2 Uhr verließen wir die Hütte, querten, nach einem kurzen Aufstieg gegen das Obere Plattje, in dunkler Nacht die apere Zunge des Monte Rosa-Gletschers und legten das Seil erst an, nachdem wir das felsige Grätchen «Ob See» überschritten hatten, das den Monte Rosa-Gletscher vom oberen Gornergletscher trennt. Als wir auf dem harten Schnee seiner weiten,

welligen Hänge flott aufwärts stiegen, erschien über uns die schmale Sichel des abnehmenden Mondes, der grade erst aufging, als schon die erste Dämmerung den Himmel erhellte und die dunkle, schwere Granitbastion des Nordend zu unserer Rechten sich rötlich färbte. Die hohen Regionen des Berges sind dem Auge vorerst noch verborgen, und doch ahnt es aus diesem gewaltigen Fundament seine ganze Größe.

Erst unter dem Jägerjoch hielten wir an, denn jetzt trafen die Strahlen der Morgensonne den Monte Rosa, langsam ergoß sich ihr Glanz über die Eis- und Felsflanken des Nordend, daß sie geheimnisvoll, wie von innen her, aufleuchteten. Gen Osten reichte unser Blick über das Fillarjoch in weite Fernen; plötzlich trat aus ihrem Dunst die lohende Sonne hervor, zeichnete auf dem ebenen Firnfeld vor uns ein goldig glitzerndes Band und überflutete die Cresta di Santa Caterina mit Licht. Ohne zu verweilen strebten wir zum Joch, das wir schon vor 6 Uhr erreichten, und stiegen sogleich bis unter die erste Gratstufe. Hier banden wir uns in neuer Reihenfolge ans lange Seil. An der Spitze Alexander, als einziger in Kletterschuhen, mit Mauerhaken und Karabinern. Wir verwendeten vielleicht deren vier, alle am ersten Ressauf und nur zur Sicherung. Hinter Alexander kam Karl Biner mit dem schwersten Sack, auf den er an den schwierigsten Stellen noch den leichteren seines Schwagers lud, dann ich, der als bescheidenen Beitrag an die Tour den Transport von drei Pickeln übernahm, und zu hinterst der kleine Hans als unbeschwertes Glückskind.

Etwa um halb sieben Uhr gingen wir weiter und standen nach wenigen Schritten vollends am Fuß des turmhoch aufragenden Grates. Achtzig Meter baut sich dieser Turm hinauf und steigt so steil in die Höhe, daß man den Kopf stark zurückbiegen muß, um seine überhängende Spitze zu sichten. Von ihr fällt zur Linken eine glatte Wand fast lotrecht in den Abgrund von Macugnaga, und nicht weniger steil und glatt ist die Kante des Turmes, während die Felswand zur Rechten von Bändern und Rissen durchzogen ist, ohne welche selbst der geschickteste Fassadenkletterer keinerlei Möglichkeit einer Besteigung fände.

Zunächst führten uns ansteigende Traversen nach rechts und entzogen einen Teil der Ostwand unserem Blick, aber die Nähe und Ferne ringsum ist von einer Großartigkeit ohnegleichen. Immer wieder schweift

der Blick zum Weißhorn und verliert sich in den unermeßlichen Weiten Italiens. Ueber uns leuchtet blau und weiß der gewaltige Eisgürtel, der sich um das Nordend schlingt, und bezaubernd schön ist der vielfarbige Fels, in dem wir klettern. Die mächtigen Blöcke, Pfeiler und Platten sind wie für die Ewigkeit gebaut und gefügt, und schillernd ist die Pracht ihrer Ecken und Kanten, die sich vom tiefblauen Himmel abheben. Mein Bub und ich haben Muße, die Lust des Schauens auszukosten, während Alexander langsam hinauf- und vorwärtsdringt. Steil ist zwar die Wand, und der Platz, auf dem wir stehen, oft nur schmal, aber unerschütterlich wie der rauhe Fels, an den wir uns lehnen, ist das Vertrauen in die Meisterschaft unserer beiden Führer. So fühlen wir uns sicher und genießen sorglos den eigentümlichen Reiz, die Welt aus Adlerhöhe zu betrachten, während wir für die freudvollen Mühen des Kletterns Atem schöpfen.

Auf bisweilen heikle Quergänge mit kleinsten Griffen und Tritten folgen steilste, anstrengende Aufstiege, einmal, hoch oben schon, über eine sehr schwierige Platte. Gerade hier bewies uns ein alter, rostiger Haken, mit welcher Sicherheit Alexander die Route wählte. Dieser Haken, ein Paar eingefrorene Steigeisen und ein Tuchfetzen, den mein Bub als Reliquie mitnahm, waren die einzigen menschlichen Spuren in der sonst unberührten Wand. Neben allen anderen Freuden erfüllte die Spannung des Ungewissen und das eigentümliche Glück des «hors des chemins battus» unsere Herzen. Es strahlte wohl auch aus dem Lächeln Biners, wenn er mit der wolligen Kappe und dem verbrannten Gesicht – wie ein Tibetaner anzuschauen – vor dem Himmel hoch über mir mit geduldiger Nachsicht den behutsamen Kletterer betreute.

Nach der schweren Stelle hielt uns eine tückische Verwicklung des Seiles lange auf. Selbdritt auf engstem Raum zusammengedrängt, mühten wir uns um die Entwirrung der Schlingen und Knoten. Dann leiteten uns leichtere, jedoch mit Schnee und Eis bedeckte Platten zurück zum Grat und auf die Höhe seiner ersten Riesenstufe. Fast drei Stunden hatten uns ihre achtzig Meter gekostet, ohne Säumen setzten wir unseren Weg fort.

Nach der jähren Wand schien uns der Grat leicht und nicht gar steil; sogar die zweite kleine Stufe, die uns wieder ein wenig nach rechts abdrängte, bemerkten wir kaum. Aber keinen Augenblick verliert

die «schwindelnde Brücke» ihren großen Charakter, und in phantastischer Bergarchitektur sind die gewaltigen, rohen Granitblöcke geformt und getürmt. So schön ist alles, daß keine Steigerung mehr möglich scheint, und doch... Noch einmal bäumt sich der Grat leidenschaftlich zu einem turmartigen Schloß auf. Es ist zwar nur halb so hoch und nicht so schwierig wie das erste, aber noch viel mehr «hinausgebaut in die leere Luft». Das freundliche Joch liegt jetzt tief und viele Stunden weit unter uns, und wir weilen nun in anderen, rauhen Bezirken der Bergeinsamkeit. Unnahbar ragt der Gipfel in den Himmel, die fast überirdische Klarheit der großen Höhen umleuchtet uns, während wir mit schwerem, strebendem Bemühen im prachtvollen Fels langsam emporsteigen in eine wilde, zugleich erhabene und unheimliche Stille: immer nahe dem Grat oder auf seiner Kante, von wo die Ostwand 2000 Meter tief hinunterstürzt in das oberste Val Anzasca.

Kein Ton dringt aus der Tiefe mehr zu uns empor. Nur der Aufschlag fallender Steine unterbricht die tiefe Stille des Mittags, dessen Wärme die winterlich verschneite Ostflanke des Nordend auftaut. Der Anblick dieser Felsenwildnis ist von einer beklemmenden Großartigkeit: ein Chaos steilster Rippen und Wände, zwischen denen schwindelnde Couloirs in den Abgrund schießen, bald enge Risse, bald riesige, tief in den Berg eingegrabene Rinnen. Umso bedrückender wirkt dies Bild auf uns ein, als ein Teil der Wand uns noch überragt. Aber das leise Gefühl des Gruselns, das sie erregt, wird gemildert durch die Schönheit der funkelnden Séracmauer über ihr, der wir jetzt so nahe gekommen sind, daß wir den ganzen Reichtum ihrer Eisskulpturen mit bloßem Auge sehen können. Ueber dem blendenden Weiß breit ausladender Wächten leuchtet der tiefblaue Himmel Italiens. Weithin dehnt sich das gesegnete Land unter einem lichten Dunst, in dem die Konturen zahlloser Berge und Hügel sich abzeichnen, Seen blitzen und blenden in unendlichen Fernen auf, und in einem fast unheimlichen Glanz erstrahlt die Gletscherpracht des Colle delle Loccie. Hoch über dieser vielgestaltigen Welt nimmt uns die Spitze des Turmes zur ersten geruhigen Rast auf. Nur ein schmaler Felsvorsprung dient uns als Sitzplatz, gleichsam schwebend über der gähnenden Tiefe der Ostwand. Eine fast übermächtige Fülle der Gesichte und Gefühle bedrängt uns, gesteigert durch das selige Bewußtsein des

Gelingens unserer Fahrt. Das Schwerste wissen wir nun hinter uns. Dankbar die Wärme genießend, die uns ein Klettern ohne Handschuhe erlaubte, werden wir plötzlich und gerade zur rechten Zeit durch einen kalten Höhenwind aus unserem wunschlosen Frieden aufgeschreckt.

Der Gang über den Firngrat, der an den Fuß der letzten Stufe hinaufführt, ist wie ein mildes, ruhevolleres Interludium zwischen den leidenschaftlichen Passagen der Felsen, und doch ist auch diese Partie schön und groß wie alles an der Cresta di Santa Caterina. Daß nichts an ihr unbedeutend ist, verleiht ihr die unvergleichliche Großartigkeit gegenüber anderen großen Gräten der Alpen.

In den guten Stufen Alexanders – wir hatten des Gewichtes wegen nur ein einziges Paar Steigeisen mitgenommen – streben wir auf dünner Firnbrücke hoch über den Abgründen der Ostwand zur Basis des letzten Felsenturmes, der uns noch einmal zum Ausweichen in die Risse und Bänder zur Rechten zwingt. Nach allem, was vorangegangen, erscheinen sie uns nicht mehr schwierig. Ein seltsamer Augenblick war es, als wir aus der schwindelnd schmalen und steilen Welt des Grates emportauchten und plötzlich die weite Ebene des Nordendfirns betraten, wo wir uns wieder frei, und ohne auf unsere Tritte zu achten, bewegen konnten. Vom Grat sahen wir jetzt nur noch die in die Luft hinaushangende Spitze des dritten Turmes. Denn der ganze untere Teil ist so steil, daß er sich dem Blick entzieht; erst die 450 Meter tiefer gelegenen Schneehänge jenseits des Jägerjoches treten wieder in Erscheinung. Ein unvergleichlich phantastischer Blick als Lohn für ein schwieriges Tagwerk unserer Vierergemeinschaft. Fast acht Stunden hatte uns der Grat in Atem gehalten. Aber gerade die lange Mühe und Anstrengung hat uns die Cresta di Santa Caterina unvergeßlich in die Seele geprägt.

Die Freude, einen solchen Weg gemeinsam mit meinem Bub machen zu dürfen, dessen blühende Jugend mein eigenes Leben wärmend überstrahlt, danke ich Alexander, dem guten Freund und Kameraden. Nach einer kurzen Rast stiegen wir über die Firnfelder auf den Gipfel, durften aber leider auch hier nicht lange verweilen; denn der Grat zum Silbersattel hinunter, der sonst den nächsten und schnellsten Abstieg vermittelt, bestand aus Eis. So wäre das Problem der acht Füße und zwei Steigeisen nur durch einen zeitraubenden Stufenpfad zu lösen gewesen, daher entschlossen wir uns zum längeren, doch

sicheren Heimweg über die Nordwestbastion, die wunderschöne Route, über die ich ein Jahr zuvor mit Alexander und Hans hinaufgestiegen war.

Nebel brandeten aus den heißen, südlichen Tälern zum Monte Rosa empor, während wir heimwärts schritten, und hüllten uns bald in ein lähmendes Grau, das die breiten Firnhänge uferlos machte. Dank Alexander und Karl fanden wir zwar nach einem kleinen Irrweg den Abstiegsgrat. Aber schon hatte uns das Einsinken im weichen Schnee des späten Nachmittags so sehr ermüdet, daß mein Bub und ich das Auf und Ab der Graffelsen den unangenehmen Umgehungstraversen in der abschüssigen, rutschigen Schneeflanke der Nordwestbastion vorzogen.

Noch lieber als die leichteste Kletterei wäre uns jetzt ein braver und guter Weg gewesen, auf dem wir träumend hätten wandern können; denn die Nebel waren gewichen, und unter uns lag der unendlich ruhig fließende, breite Strom des Gornergletschers. Doch waren wir noch nicht am Ende unserer Mühen. Ueber die warmen Felsen einer niederen Wandstufe mit erquickenden Bächlein stiegen wir vom Grat zum Monte Rosa-Gletscher hinunter, der, durch und durch aufgeweicht und überreich an Spalten, besonders von unserem jüngsten Bergsteiger einen letzten Aufwand von Energie und Aufmerksamkeit forderte, bis wir uns auf dem festen Boden des Oberen Plattje des Seiles entledigen konnten. Die Sonne war untergegangen und die große, stille Nacht der Berge schon herabgesunken, als vier müde Wanderer endlich die Hütte erreichten.

Unsere Zeiten:

Hütte	2.00 Uhr
Jägerjoch	5.50 Uhr
Am Fuß des ersten Aufschwunges	6.30 Uhr
Spitze desselben	9.30 Uhr
Am Fuß des dritten Aufschwunges	11.15 Uhr
Spitze desselben	12.45 Uhr
Ende der Cresta	14.15 Uhr
Gipfel	15.15 Uhr
Hütte	20.55 Uhr

Ersteigung des Nordend über den Grenzgrat des Jägerjoch, auch Santa Caterinagrät genannt

14. August 1944 – Gabel Chevalley, Alfred Tissières, André Roch
und Georges de Rham

Eine gute Beschreibung des Anstiegweges findet man im dritten Band des Führers durch die Walliser Alpen, S. 198–199 (Route 216). Der schwierigste Teil besteht in der Bezwingung der äußerst steilen Granitwand des ersten Steilaufschwunges. Von ihrem Fuß auf dem Grat steigt man zunächst schräg nach rechts längs Platten und Rissen, dann erklettert man nacheinander zwei Kamine, die weit offen und zum Teil überhängend sind (sehr schwierig). Ein ansteigendes Felsband führt nach rechts zu einer Platte (Mauerhaken), die man schräg nach rechts emporklimmend überwindet (sehr schwierig), bis man auf anderen, weniger schroffen Platten (die mit einer soliden Schneeschicht bedeckt waren) Fuß faßt, über welche man unweit vom zweiten Steilaufschwung den Grat erreicht. Der Abstieg erfolgt über den Morsheadsporn. Dieser Weg scheint für diejenigen Seilpartien besonders empfehlenswert, die keine Steigeisen und auf je zwei Mann nur einen Pickel mit sich führen, der Silbersattelgrat dagegen besteht völlig aus Eis, und der unter dem Silbersattel liegende Gletscher ist in schlechtem Zustand.

Dieser Grat wurde im Sommer 1944 mindestens fünfmal beim Anstieg erklettert, während er bis dahin im ganzen nur dreimal erstiegen worden sein soll. Es ist ein einzig schöner Kletterweg, auf dem sehr schwierige Felspartien in prächtigem Granit mit leichten Schneepartien wechseln.

Unsere Zeiten:	Aufbruch von der Bétempshütte	2.00 Uhr
	Jägerjoch	6.30 Uhr
	Fuß des ersten Steilaufschwunges	6.45 Uhr bis 7.30 Uhr
	Gipfel	11.40 Uhr
	Rückkehr zur Hütte	16.00 Uhr

Georges de Rham.

Geschichtlicher Ueberblick der Besteigungen des Santa Caterinagrates des Nordend (Nordgrat)

Dieser Grat wurde im Abstieg zum ersten Mal begangen von Walter Flender mit Heinrich Burgener (Sohn von Alexander Burgener) und Ferdinand Furrer am 5. September 1899 in 9 Stunden vom Gipfel bis zum Jägerjoch (Biwak im Jägerjoch).

Der zweite Abstieg erfolgte Mitte August 1901, die Partie setzte sich zusammen aus E. Christa, Hans Pfann und Dr. F. Pfann. Sie brachen von der Regina Margheritahütte auf, überschritten den Monte Rosa und stiegen über den Nordgrat des Nordend hinunter, auf dessen Mitte ungefähr sie biwakierten.

Der dritte Abstieg war jener von Dr. G. Leuchs und A. Schulze im Jahre 1902.

Der erste Aufstieg wurde von V. J. E. Ryan mit Franz und Joseph Lochmattler im Jahre 1906 durchgeführt.

Etwas im Jahre 1910 brachten Führer und Träger aus Macugnaga Seile herüber, die den Weg über den Nordgrat erleichtern sollten. Der Plan wurde nicht ausgeführt und die Seile in den ersten Felsen des Morsheadsporns zurückgelassen, wo sie noch heute zu sehen sind. Die zweite Besteigung wurde von Frau Luise Kuhn und Franz Lochmattler mit dem Träger Albert Fux am 31. Juli 1923 durchgeführt. Den ersten Steilaufschwung umging Franz Lochmattler durch Schleife nach rechts unten, aber er empfiehlt die Variante nicht, da sie dem Steinfall zu sehr ausgesetzt sei.

Am 15. August 1925 gingen A. Matschunas und W. Welzenbach den Grat hinunter (4. Abstieg); der zweite Bergsteiger kletterte jeden Abschnitt nochmals hinauf, um sich von seiner Schwierigkeit Rechenschaft zu geben. Er verfaßte darüber einen Bericht, der jenem des Führers durch die Walliser Alpen III. 2 zugrundeliegt.

Am 24. Juli 1935 wurde der Nordend durch eine Partie erstiegen, die sich aus den Herren C. S. Houston und F. Graham Brown und den Bergführern Alexander Graven und Theodor Biner zusammensetzte. Die Partie erreichte den Gipfel von der Marinellihütte aus über den Brioschiweg der Ostflanke und verließ ihn über den Nordgrat (Santa Caterinagrates, 5. Abstieg). Der Aufstieg nahm 9 Stunden in Anspruch, der Abstieg $9\frac{1}{2}$. Es war eine Großtour, die von der Marinelli- bis zur Bétempshütte im Ganzen $19\frac{3}{4}$ Stunden dauerte.

Im gleichen Jahre 1935 gelang einer italienischen Partie, die von Remo Minazzi geführt war, die Besteigung des ersten Steilaufschwunges des Grates. Wegen einbrechendem schlechten Wetter mußte sie aber den Rückzug antreten.

Zwei Jahre später, am 8. und 9. August 1937, gelang Mario Pinardi, Giacomo Molinatto, Giacinto Cristofaro und Remo Minazzi die dritte Besteigung des Santa Caterinagrates, die zugleich die erste ohne Bergführer war. Sie brachen um 2.30 Uhr von der Eugenio Sellahütte auf und erreichten den Fuß des Grates um 10.00 Uhr. Sie biwakierten in 4300 m Höhe am Fuß des 3. Steilaufschwunges und erreichten um 16.00 Uhr des folgenden Tages den Gipfel, von dem aus sie zur Bétempshütte hinunterstiegen. Sie bezeichnen diese Tour als die schwierigste auf der ganzen Macugnagaseite des Monte Rosa.

Im Jahre 1944 kam der Grat wieder in Mode; mehrere Bergsteiger und Bergführer hatten den Wunsch, diese schöne Tour zu wiederholen. Die ersten waren Dr. Oertli und sein Sohn Hans mit Alexander Taugwalder und Karl Biner (17. Juli 1944; 4. Besteigung). Dann folgten zwei Damen: Edith Haffer mit Alexander Taugwalder und Annelies Lohner mit Alexander Graven (12. August 1944; 5. Besteigung).

Am 14. August 1944 führten Eugen Hediger mit Alexander Taugwalder, und Alfred Suter mit Alexander Graven die Besteigung in äußerst kurzer Zeit durch. Sie verließen die Monte Rosahütte um 2.00 Uhr und kehrten schon am Mittag zurück, nachdem sie bis zum Gipfel des Nordend vorgestoßen waren (6. Besteigung). Am gleichen Tag erkletterten die Herren Gabriel Chevalley, Georges de Rham, André Roch und Alfred Tissières den Grat (7. Besteigung).

Francis Marullaz, René Dittert, René Aubert und Felix Marx bezwangen ihn am 23. August 1944. Bei der Erkletterung des ersten Steilaufschwunges führten sie eine kleine Variante durch (siehe Photos, 8. Besteigung).

Und zuletzt wurde der Grat am 5. September 1944 von Carl. E. Weber mit Alexander Graven und Alexander Taugwalder erstiegen. Die Verhältnisse waren schlecht, da viel Schnee auf den Felsen lag (9. Besteigung).

Am 25. Juni 1945 stiegen zwei junge Zermatter Führer, Walter Perren und Edmund Petrig, auf Ski bis zum Fuß des Santa Caterinagrates und erkletterten diesen bis zum Schnee Grat des 4. Steilaufschwunges. (Aufbruch von der Monte Rosahütte 5.30 Uhr; Rückkehr zum Gletscherende, wo der Pfad nach Rotenboden beginnt, 14.00 Uhr. 10. Besteigung).



Oben: **Jäghorn** und **Breitlauhorn** vom Blanchet-Grat aus, im Hintergrund das Bietschhorn

Unten: **Gredetschhörni**, Südwand
- - - Route, . . . Schlüsselstelle



Rutsche an Steilhängen, durch starke Strahlung hervorgerufen

Photo E. Meerkämper



Große Frühlingsrutsche

Photo E. Meerkämper



1. Turm

2. und 3. Turm

4. Turm
(Narvalspitze)

5. Turm

Baltschieder-Stockhorn, Südgrat, vom üblichen Weg aus

Der Pfeil zeigt auf die Pendelstelle
... unsichtbare Partien der Route

Neue Wege und interessante Besteigungen in den Walliser Alpen

Aiguille d'Argentière. Vollständige Ueberkletterung des Nordostgrates

13. August 1944 — R. Dittert und F. Marullaz

Von der Saleinazhütte aus und über den gleichnamigen Gletscher gewinnt man den Fuß des Nordostgrates der Aiguille d'Argentière und wählt eine Stelle 30 m links vom großen Couloir, das den Fuß des Sporns in zwei Teile teilt (2 Stunden). Man steigt ungefähr 50 m über schroffe Platten, Tafeln und Rillen steil empor. Dort, wo die Platten sich aufrichten, hält man sich nach links, um den Anstieg über die Südostwand des dem Tour Noir gegenüberstehenden Sporns fortzusetzen. Nach links ansteigende Bänder führen in ein Couloir, man überquert dieses und steigt längs seines rechten Ufers fort, bis man den Grat des Sporns bei einer Gratscharte erreicht, sie befindet sich oberhalb des wichtigen Nordostcouloirs, das den unteren Teil des Sporns zweiteilt (4 Stunden). Die Erkletterung des unteren Teils des Nordostgrates, der sich vom Saleinazgletscher fast senkrecht erhebt, ist schwierig, der Fels besteht jedoch aus fast durchwegs gutem Granit.

Von da an folgt man der wenig geneigten Gratkante, indem man mehrere Grattürme überschreitet, worauf man über einen kurzen, steilen Schneegrat ohne große Schwierigkeit zum Gipfel gelangt. Von der Saleinazhütte bis zum Gipfel 8½ Stunden.

Mitteilung von Francis Marullaz

Die erste vollständige Ueberschreitung von der Aiguille d'Argentière bis zur Tour Noir wurde am 3. Juli 1942 durch Jean Maurice Gros und René Coquoz erschlossen. (Eine Schilderung dieser Traverse wird in der nächsten Nummer der «Berge der Welt» publiziert.)

Am 17. Oktober 1943 wurde eine direkte Variante in der Ostflanke der Cime de l'Est der Dents du Midi durch René Aubert, Pierre Bonnant und A. Roch eröffnet (5 Stunden Klettern).

«Die Alpen», November 1944, S. 321

Eine direkte Variante wurde in der Nordflanke des Eperon der Dents du Midi am 18. September 1945 von A. Bernard, Mordasini und Rossi in 11 Stunden Klettern erschlossen.

«Die Alpen», Oktober 1945, Varia S. 857

Der Nordnordwestgrat des Petit Combin wurde am 9. Mai 1945 von Frl. Meta Sieber und den Herren R. Schmid und A. Tissières in 8½ Stunden von der Brunethütte bis zum Gipfel auf Skiern erstiegen.

Die erste Besteigung der Ostwand des Mont Dolent erfolgte durch Loulou Boulaz und Pierre Bonnant am 12. Juli 1942, in 5½ Stunden vom Bergschrund bis auf den Gipfel. Siehe Tafel 8.

Die Ostflanke des Combin de Zessettaz (4078 m) wurde am 19. August 1943 von R. Fellay und Marchoud in 7½ Stunden von der Alpe de la Liaz bis zum Gipfel erstmals erstiegen. Schlechter Fels, Steinschlag, zweimal Steigbaum im Schulterstand.

Die Sainte Vierge de la Pierre à Voir wurde am 3. Juni 1945 von M. Nicollet und zwei Gefährten in 3 Stunden erklettert. 30 m von größter Schwierigkeit.

«Die Alpen», Juli 1945, Varia S. 159

Die Westwand des Mont Pleureur wurde durch Fellay und Fiorina in 1945 durchstiegen.

«Die Alpen», 1945, Alpine Chronik, S. 229

Die Nordwestwand der Tsa de l'Ano (3374 m) wurde von Pierre Desaulles am 22. August 1944 in 4 Stunden als Alleingänger erklettert.

«Die Alpen», 1945, Varia, S. 69

Die Südwestwand der Couronne de Bréonne (3164 m) wurde ebenfalls von Pierre Desaulles am 30. August 1944 in 2½ Stunden erklettert.

«Die Alpen», 1945, Varia S. 70

Am 3. August 1944 wurde die Dent Blanche über das große Couloir der Westflanke von R. Gréloz, A. Roch und J. Weiglé in 10 Stunden von der Rossierhütte bis zum Gipfel erklettert (15 m von größter Schwierigkeit, 10 Mauerhaken).

«Die Alpen», Dezember 1945

Winterbesteigung der Dent d'Hérens über den Finchweg (4180 m) Siehe Tafel 13

26. April 1943 – H. Wächter und J. Zimmermann

Die Nordflanke der Dent d'Hérens wird fast in ihrer ganzen Breite von einer Eisterrasse durchzogen, welche gegen Norden von einer Eiswand durchschnitten wird. Diese Terrasse senkt sich längs der Wanddiagonale gleichmäßig von Osten nach Westen und endet in einem Eishang von ungefähr 50° Neigung, dessen Fuß sich in der Höhe von Punkt 3130 m am dem Tiefenmattengletscher befindet. Von der Terrasse aus läßt sich über einen kurzen, aber steilen und exponierten Eishang Punkt 4060 m des Ostgrates des Berges gewinnen. Der Gedanke, den Weg, den Finch am 2. August 1923 eingeschlagen hatte, auf Ski zu wiederholen, kam mir während einer Besteigung des Obergabelhorns über den Arbengrat im Jahre 1937. Sechs Jahre vergingen bis ich den Plan verwirklichen konnte.

Am Ostermontag, 4 Uhr morgens, verlassen wir die Schönbühlhütte und wandern den Tiefenmattengletscher bis zum Punkt 3130 m am Fuß des Nordwestgrates hinauf (7 Uhr morgens). Hier schnallen wir die Ski auf den Rucksack und schneiden Stufen, um über den Hang die Finchterrasse direkt zu gewinnen. Die Terrasse wird um 09.30 Uhr erreicht;

sie liegt unter tiefem Pulverschnee, ein Fortkommen ohne Ski wäre unmöglich. Nach anderthalb Stunden gelangen wir zum Fuß des Hanges, der, zwischen der Schulter und dem Steilaufschwung des Gipfels, die Terrasse mit dem waagrechten Teil des Ostgrates verbindet. Dieser Hang beginnt mit einem steilen Stück, das wir vereist vorfinden. Wir stecken die Ski ein und gehen weiter hinauf. Nach einigen Seillängen wird der Hang etwas weniger steil und das Eis verwandelt sich in Harsch, der den Anstieg sehr ermüdend macht. Um 13 Uhr erreichen wir den Anfang des Eishanges, der zur Schulter des Ostgrates führt. Zwei volle Stunden sind nötig, um diesen exponierten Hang zu überwinden. Um 15.30 Uhr stehen wir auf der Schulter (4060 m).

Auf die Besteigung des Gipfels müßen wir wegen der vorgeschrittenen Stunde verzichten. Somit kehren wir um und stehen um 17 Uhr bei unseren Ski, die Abfahrt auf der Terrasse beansprucht 20 Minuten. Um 19 Uhr, nach 12 Stunden, stehen wir wieder bei Punkt 3130 m, am Fuße der Wand.

Hermann Wäffler

Dent d'Hérens über die Nordflanke (9. Besteigung) Siehe Tafel 13

17. Juli 1945. — J. Hajdukiewicz und M. Mischke

Schon im Jahre 1943 hatten wir, nach einigen erfolgreichen Bergfahrten in den Alpen, große Pläne geschmiedet, unter anderem auch den der Besteigung der Dent d'Hérens über die Nordflanke, aber seine Verwirklichung gelang uns erst 1945. Nach einer tüchtigen Vorübung im Eis der Glarner Alpen und einer durch das schlechte Wetter bedingten Wartezeit von zwei Tagen, die uns erlaubte, die Wand genau zu studieren, brachen wir am 17. Juli auf. In unserer Begleitung waren Frl. Mittelholzer, Otto Furrer, Gentinetta und ein weiterer Bergführer, aber diese erstiegen die Dent d'Hérens über den Westgrat, stiegen dann über den Ostgrat ab, und überschritten am andern Tag das Matterhorn, im Aufstieg über den italienischen, im Abstieg über den Zmuttgrat.

Den Tiefenmattengletscher begeht man am besten, indem man ihn am Südende der Moräne betritt, und nicht erst nach dem Stockje.

Um 4 Uhr morgens stehen wir am Fuß der Wand. Bis unter dem Eisbruch der Finchtterrasse, die wir um 6 Uhr erreichen, sind die Felsen leicht und angenehm. Die einsturzreifen Eistürme und das wiederholte Krachen im Eisbruch waren bedrohlich, aber das Eis war ausgezeichnet. Wir haben den Eisbruch von links nach rechts erstiegen, ohne eine einzige Stufe zu schlagen. Finchtterrasse von 08.30 bis 09.45 Uhr.

Die Felsen der Schlußwand erreichten wir über einen guten Schneeshang gegen den dreieckigen schwarzen Fleck hin. 11.45 Uhr. Die Felsen waren trocken und ungefähr vom dritten Schwierigkeitsgrad, aber da sie alle vereist waren, boten sie keine natürliche Sicherungsmöglichkeit. Nach jeder Seillänge mußten wir einen Sicherungshaken einschlagen. Der Anstieg über diesen 60° geneigten Hang, von dem aus der Gipfel dauernd sichtbar bleibt, war ermüdend. Der Gipfel wurde um 17.15 Uhr erreicht, somit 13¹/₄ Stunden nach dem Einstieg. Diese Besteigung ist die großartigste von allen, die ich bis heute gemacht habe.

Für den Abstieg war der untere Teil der Nordwestflanke unbenützlich. Wir fanden Spuren und stiegen bequem über eine links vom gewöhnlichen Weg befindliche Nebenrippe hinunter.

M. Mischke

Ski-Besteigung der Schulter des Zinal-Rothorns

Diese Tour wurde am 1. April 1945 unternommen, dabei wurde den Anregungen von Marcel Kurz (Führer durch die Walliser Alpen, Bd. II) gefolgt. Teilnehmer waren Koni

Brunner, Ruedi Schmid und Ali Szepešy, alle drei Mitglieder des Akademischen Alpenklubs Zürich.

Nach einem Biwak in den Sennhütten der Alpe d'Arpitetta (P. 2091 m Siegfriedatlas), erreichte die Partie in vier Stunden das Momingplateau (P. 3322). Am Vortag war bis zu diesem Punkt gespurt worden. Die Schulter (4065 m) zu erreichen, war mühsam, sechs Stunden lang mußten wir im tiefen Schnee spuren. Die Ersteigung des Gipfels unterblieb des unsicheren Wetters und der tief verschneiten Felsen wegen.

Wegbeschreibung: Von den Alphütten steigt man gegen Süden in das Tälchen hinunter, dieses wandert man nach Osten hinauf, indem man bis zum unteren Plateau den Felsen nordwärts einer großen Moräne entlanggeht. Vom untern Plateau aus steigt man südwestlich (Richtung Bessofelsen), damit wird der Eisbruch des Momingplateaus umgangen. Man wendet sich wieder nach Osten und erreicht die Terrasse, die sich unterhalb des Momingkammes bis zur Schulter hinzieht. Man erklimmt erst ein steiles Stück, dann überquert man die Terrasse bis zu den Felsen. Die Ski können bis 45 m unterhalb der Schulter benützt werden. Die Abfahrt erfolgte in zwei Stunden.

Da sich die ganze Route über Gletscher hinzieht, werden die Verhältnisse von Jahr zu Jahr und je nach Jahreszeit verschieden sein.

Die Seilpartie Brunner-Schmid-Szepešy konnte den Eisbruch unter dem Momingplateau links (im Sinne des Aufstieges) von den auf der Karte eingezeichneten Felsen überwinden und brauchte nicht bis gegen den Besso zu queren. Die Ski konnten während des ganzen Anstieges benutzt werden.

Ali Szepešy

Ski-Hochtouren

Vom 5. bis 19. Juni 1945 haben Frau Behrens und die Bergführer Otto Furrer und Alexander Graven eine Reihe interessanter Hochtouren, teilweise auf Ski, durchgeführt.

Den Lyskamm über den Rotengrat (Südgrat, 5. Juni).

Die Cresta Rey im Monte Rosa (7. Juni).

Den Younggrat am Breithorn (Ski bis zum Fuß des Grates, Rückkehr auf Ski über das Schwarztor, 8. Juni).

Die Dent d'Hérens (12. Juni).

Das Zinal-Rothorn von der Mountehütte aus. (Die Ski wurden bis zur Schulter getragen, der Gipfel über den Nordostgrat erstiegen, dann wurden die Ski wieder angelegt, um über die Momingterrasse und über das Momingjoch, den Hohlichtgletscher, das Aeschhorn und das Trifttal nach Zermatt zu gelangen, 15. Juni).

Die Ueberschreitung des Matterhorns von Schönbühl über das Tournanchejoch, den italienischen Grat und den Hörnligrat nach Zermatt (ohne Ski, 18./19. Juni).

Mitteilung von Alexander Graven

Die winterliche Erstbesteigung des Obergabelhorns über den Arbengrat gelang am 1. April 1945 den Herren H. Wäffler und J. Zimmermann. Der Anstieg war infolge der tief verschneiten Felsen sehr ermüdend.

Das Zinal-Rothorn über den Südostgrat, den sogenannten Kanzelgrat (Route Blanchet-Mooser mit Variante) Siehe Tafel 12.

12. August 1944 – Gabriel Chevalley, Alfred Tissières und Georges de Rham

In Wiederholung des von E. R. Blanchet mit C. Mooser am 30. Juli 1928 eröffneten Weges (siehe «Hors des chemins battus,» Seite 119–147), verließen die Bergsteiger das Trifttal

und folgten dem gewöhnlichen Rothornweg bis jenseits des Schneegrates, wo er nach links in Richtung der Gabel abbiegt, hier setzten sie den Anstieg direkt gegen die Kanzel fort. Es ist eine schöne Kletterei auf glitzerndem roten Granit, teils auf dem Gratkamm, teils in seiner Nähe in der Südwestflanke. Oberhalb einer Schneezunge veranlaßte ein wenig einladender Steilaufschwung die Partie, in die Ostflanke hinüberzugehen, wo ein waagrechtes Bandgesims sie jenseits einer Felskante zum Fuß eines offenen Kamins führte, dessen Erklatterung sich als ziemlich waghalsig erwies; dieses Kamin wird nämlich durch einen Ueberhang abgeriegelt, der eine Querung nach rechts und einen schwierigen Streckstütz erfordert. Man gewinnt dann den Grat und gelangt, teils auf, teils längs der Kante, auf der Südwestflanke bis zur Steilwand der Kanzel. Von hier aus wurde nicht, wie Blanchet und Mooser (unter größten Schwierigkeiten, wie Blanchet berichtet), auf einer schrägen Fläche hinuntergestiegen, um die Ostflanke und über diese den Gipfel zu erreichen, die Partie stieg vielmehr schräg nach links hinauf und gelangte, nach Ueberwindung eines exponierten Stückes unter einem Ueberhang, auf den gewöhnlichen Weg links von der Kanzel, oberhalb der Platten der Westwand (des Daches) Diese Variante war von Blanchet selbst vorausgesehen worden (vgl. loc. cit., Seite 125). ¹⁾

Sehr schöne, kurze Klettertour auf vorzüglichem Fels, ohne Mauerhaken.

Unsere Zeiten:	Aufbruch vom Lager beim Trift	4.00 Uhr
	Punkt, wo der gewöhnliche Weg verlassen wurde	9.30 Uhr
	Punkt, wo dieser wieder erreicht wurde	11.30 Uhr
	Gipfel	11.40 Uhr

Georges de Rham

Dieser Grat wurde mehrere Male wieder erstiegen, von Partien, die von Alexander Graven, Alexander Taugwalder und Theodor Perren geführt wurden.

Der erste Abstieg erfolgte am 6. August 1945. Ausführende waren R. Gréloz, R. Schmid und A. Roch.

Direkte Erklatterung der Ostwand des Zinal-Rothorns Siehe Tafel 12

6. August 1945 — Robert Gréloz, Rudi Schmid und André Roch

Vom Zelt aus, das um 1.30 Uhr oberhalb Trift aufgeschlagen wurde, erreichte die Seilpartie über das Oberäschihorn den Fuß der Wand Die Wand ist 800 m hoch Ein langes Couloir durchzieht sie rechterhand und mündet in den Nordgrat bei der Sphinx. In der Mitte der Wand bildet eine Rippe den Schnitt zwischen einer senkrechten Mauer links und schrägen Platten rechts. Diese Platten bilden äußerst steile Bänder, die bis 20 m unterhalb des Gipfels emporstreben.

Man beginnt den Anstieg im großen Couloir, dem man auf seinem rechten (verschneiten) Ufer ein Stück weit folgt; dann gewinnt man links vom Couloir rasch an Höhe, indem man auf einer Art Rippe von bröckeligen, steilen Felsen weiterklettert.

Bevor man den Fuß der großen Mauer erreicht, muß man über wulstige Bänder schräg nach rechts hinaufsteigen. Man gelangt so zum Fuß einer senkrechten Wand von etwa

1) Der Bergführer Kaspar Mooser war dieses Stück hinunter und wieder hinauf geklettert.

30 m Höhe, die die Schlüsselstelle des ganzen Anstiegweges darstellt. (2 Stunden seit dem Einstieg, sehr rascher Anstieg!) Diese Passage wird durch eine Aueinanderfolge von Querungen nach rechts und senkrechten Anstiegen bezwungen (nur spärliche Griffe, aber für Mauerhaken sich gut eignende Spalten. Sechs Mauerhaken, wovon einer zurückgelassen). Zwanzig Meter vom Ausgangspunkt entfernt gelangt man zu einer Art Nische, in der man die Nachfolgenden gut sichern kann. Man schlüpft aus der Nische nach links über einen kurzen, aber senkrechten Abschnitt hinüber. Man gelangt damit an das untere Ende der Rippe, welche die Wand links, von den Platten rechts trennt (ungefähr 1 Stunde für die Bezwingung der Schlüsselstelle).

Man steigt zunächst über eine Geröllhalde, dann rechts über schlechte Felsen und kommt weiter oben links zur Rippe zurück. Man gewinnt den Fuß einer gelblichen Wand von ungefähr fünfzig Meter Höhe, die äußerst steil ist und die man direkt erklettert (gute Griffe). Es folgen mehrere schroff abstehende Tafeln. An einer bestimmten Stelle erlaubt ein großer, unterwaschener Block das Weiterkommen. Weiter oben wird eine Platte durch einen Ueberhang abgeriegelt, man quert schräg nach links, um das Hindernis oberhalb der großen Wand links zu überwinden. Man gelangt so zu einer Art Erker, über dem sich ein Ueberhang erhebt, und der eine ausgezeichnete Raststelle bildet, in der man vor dem Steinfall geschützt ist.

Ueber Platten klettert man rechts von der Rippe weiter hinauf und erreicht schließlich die Stelle, wo diese Platten sich mit der Steilwand schneiden, die sich bis zum Nordgrat erhebt. Man erklettert das hier sich bietende, nach links geneigte, offene Kamin über manchmal sehr wackelige Felsen, bis man an der Lotlinie des Gipfels, der wie ein Adlerschnabel hervorsteht, vorbei ist. Zwei Risse durchfurchen senkrecht die Wand; man steigt in den linksseitigen Riß ein, stemmt sich darin empor und verläßt ihn durch ein eisgefülltes Loch auf dem Südgrat, wenige Meter unterhalb des Gipfels (7½ Stunden nach dem Einstieg). Von der Schlüsselstelle bis zum Gipfel wurden sechs Sicherungshaken verwendet.

Unsere Zeiten:	Aufbruch vom Biwak	2.30 Uhr
	Einstieg	5.20 Uhr bis 5.30 Uhr
	Gipfel	13.00 Uhr

Abstieg über den Kanzelgrat in mehreren Abseilungen von 20 und 15 m in 2 Stunden bis zum Schneeegrat des gewöhnlichen Weges von Zermatt.

Die Ersteigung der Wand ist wunderbar, führt allerdings stellenweise über recht unsichere Felsen, die aber mit ausgezeichneten Griffen versehen sind, was auf dieser äußerst steilen Bergflanke einen raschen Anstieg ermöglicht. Leider stellt der Steinschlag eine ernste Gefahr dar. Während unseres Aufstieges war die Wand vollkommen trocken. Es ist möglich, daß bei teilweise zugeschnittenen Bändern der Steinfall sich weniger bemerkbar machen würde.

André Roch

21. August 1907 G. W. Young, C. D. Robertson mit Joseph Knubel und Heinrich Pollinger erklimmen den Sporn, der rechts vom großen, bei der Sphinx in den Nordgrat mündenden Couloir verläuft.

31. Juli 1928 E. R. Blanchet und K. Mooser gelingt die Erstbesteigung des Kanzelgrates.

28. August 1930 E. R. Blanchet und R. Mooser führen die Zweitbesteigung des Young-Sporns durch.

14. – 15. September 1932 E. R. Blanchet und K. Mooser versuchen die Ostwand, sie werden von der senkrechten Mauer zurückgewiesen, weichen schräg nach links aus und gelangen am 15. September, um 1 Uhr morgens, an den Fuß des Kanzelgrates.

28. August 1933 E. R. Blanchet, K. Mooser und Richard Pollinger steigen wieder in die Ostwand ein und beendigen den Aufstieg nach links durch die Erkletterung des Kanzelgrates. Sie erreichen den Gipfel um 18 Uhr.

Am 27. Juli 1930 versuchten zwei deutsche Bergsteiger, Fritz Hermann und Hugo Fickert, die Erkletterung dieser Wand, sie verschwanden, ohne Spuren zu hinterlassen.

Der südwestliche Sporn des Sattels (nahe der Pointe Dufour)

Der Kamm dieses Felsspornes, der vom Grenzgletscher zum Punkt 4354 aufsteigt, wurde am 2. September 1919 wenigstens im Abstieg von Eugen Hauser und H. Hafers de Magalhaes begangen. (Siehe Guide des Alpes Valaisannes, vol. VIII a, S. 180.)

Am 8. August 1944 waren es die Herren C. de Bourgnecht, Gabriel Chevalley, Robert Mercier, Georges und Michel de Rham und Alfred Tissières, die von der Bétemps-Hütte aus zu diesem Grat aufstiegen. Ueber den Nordhang des Grenzgletschers steigend, überwandten sie zunächst eine von Rinnen durchzogene Mauer, erstiegen einen vereisten Corridor und überquerten schließlich eine wegen Neuschnee schwer zu meisternde Felswand. So erreichten sie die Scharte, bei der sich die Gesellschaft teilte. Tissières und Georges de Rham folgten dem Kamm bis zum Sattel über Punkt 4359, während die andern, nach einem leichten Abstieg auf den Südhängegletscher, in die Felsen südlich des Grates stiegen, um diesen nahe Punkt 4359 zu erreichen.

Von der ersten Scharte aus gelangt man an eine zweite, jenseits eines kleinen Gendarms durch einen schwierigen Kamin voll wackelnder Blöcke und weiter über die Nordflanke. Felsplatten erlauben ein weiteres Steigen, in dem man leicht nach rechts quert, bis zu einer überhangenen Nische. Es folgt ein sehr schwieriger Uebergang, wonach die Spitze des Turmes leicht erreicht wird. Von hier geht es zur nächsten Scharte, über die 1919 der Abstieg erfolgte. Die Kletterei wird sodann dem Kamme entlang fortgesetzt, erst nach Ueberwindung einer schwierigen, vertikalen Mauer erreicht man den Gipfel.

Unsere Zeiten:	Aufbruch Bétemps-Hütte	5.15 Uhr
	Frühstückshalt	8.30 Uhr bis 9.30 Uhr
	erste Scharte	13.30 Uhr
	Gipfel des Sporns	16.30 Uhr bis 17.00 Uhr
	Ankunft in der Hütte	18.30 Uhr

Georges de Rham

Erstbesteigung des Nordend über einen Sporn der Nordflanke Siehe Tafel 18

11. August 1944 – Armin Vogt mit den Bergführern Walter Perren und Edmund Petrig von Zermatt

Aufbruch von der Monte Rosa-Hütte um 3½ Uhr. Man überquert den Monte Rosa-Gletscher und erreicht den oberen Teil des Gornergletschers, wobei man den Nordwestsporn des Nordend bis zur ersten nördlichen Bastion umgeht (3½ – 4 Stunden). Der Fuß des Sporns

ist überhängend. Man umgeht ihn nach links und steigt unmittelbar nach der Randkluft ein. Man steigt zwei Seillängen auf senkrechten, immer schwieriger werdenden Felsen schräg links hinauf, dann kommt man während der nächsten drei Seillängen leicht nach rechts zurück. Diese drei Seillängen sind sehr schwierig und erforderten 2 Sicherungshaken. Dann quert man auf einem Band über Platten 20 bis 25 m waagrecht nach rechts und erreicht einen fast senkrechten Riß, der leicht nach rechts hinaufführt, und durch den man den Grat auf dem Gipfel des überhängenden Teils gewinnt (3½ Stunden nach dem Einstieg, 11 Uhr morgens). Man steigt über Tafeln rechts des abgerundeten Grates. Die Kante wird immer steiler, schließlich geht sie in den letzten Steilaufschwung über. Um diesen zu überwinden, quert man ungefähr zwanzig Meter nach links und steigt steil hinauf über sehr schlechte, schroffe Felsen (2 Stunden, um 1 Uhr nachmittags wurde P. 3986 erreicht). Man folgt vier Seillängen einem scharfen Schnee Grat und gelangt auf das Gletscherplateau des Nordend. Abstieg durch Abseilung östlich des Nordheadsporns. Ankunft in der Hütte um 17.30 Uhr.

Die Erklöterung des ersten Teils dieses 600 m hohen Sporns ist schwieriger und exponierter als die des Santa Caterinagrates. Die größten Schwierigkeiten würden sich umgehen lassen, wenn man über das Couloir hundert Meter weiter links einsteigen würde, in diesem Falle wäre man aber durch Stein- und Eisfall gefährdet.

Mitteilung von Walter Perren und Edmund Petrig

Schon früher, am 14. Juli 1933, hatten T. Graham Brown mit Alexander Graven und Alfred Aufdenblatten die Nordflanke des Nordend erklettert, indem sie ostwärts vom oben erwähnten Sporn einstiegen. Es war eine erstklassige Tour und eine interessante Kletterei auf ausgezeichnetem Fels.

Das Alpine Journal Do. 45, S. 372, berichtet, daß laut *Pioneers*, 2. Auflage, S. 168, Lord Conway mit Ferdinand P. Imseng diese Wand zwischen 1870 und 1880 schon bestiegen hätte. Lord Conway soll diese Besteigung im Jahre 1894 mit Gurkhas wiederholt haben. Man gewinnt aber den Eindruck, daß alle diese Besteigungen südlich des nordwestlichen Sporns erfolgten.

Ein zum Teil neuer Weg in der Ostflanke des Mischabeldoms wurde am 6. August 1945 von Rudolf Farner (Horgen) mit Ed. Walther (Saas-Bidermatten), Christian Mischol (Wiesen) und Albert Imsteg (Saas-Fee) entdeckt.

Nach einem Biwak in 3600 m Höhe wurde der Gipfel in 5 Stunden erreicht.

Neue Route an der Ostflanke des Mischabeldoms Siehe Tafel 17

13. August 1942 — Frau M. Deferr mit Joseph Imseng und Hans Tischhauser

Die Schwierigkeiten begannen, kaum daß wir das Biwak (3600 m) verlassen hatten. Die meiste Zeit sahen wir einander kaum, und ich war genötigt, Griffe zu suchen und mir selber zu helfen.

Die Ueberquerung des Couloirs nach Verlassen des Biwaks war schon sehr heikel gewesen, wir mußten Stufen schlagen, und dauernd regnete es Steine. Meinen Gefährten habe ich bei dieser Gelegenheit ungewollt einen großen Schrecken eingejagt. Während ich noch in der Eissrinne stand, krachten Steine herunter, die nach einer höchst eindrucksvollen Luftfahrt alle um mich herum aufschlugen. Daß keiner mich traf, war ein Wunder. Ein Cognac, der aus Herrn Imsengs Rucksack zum Vorschein kam, stellte uns wieder her. Die Eissrinne ließen wir dann links liegen, doch dauernd hörten wir Steine durch die Luft pfeifen.

Der Fels war im allgemeinen wenig zuverlässig. Die Sicherung an den exponiertesten Stellen fand ich nicht sehr vertrauenerweckend.

Meinem Führer hingegen vertraute ich vollkommen, ich zweifelte keinen Augenblick am Erfolg unseres Unternehmens. Die schlimmste Stelle war der letzte Kamin, der uns dann auf den Gipfelgrat brachte. Griffe gab es hier sozusagen keine, der Kamin gähnte senkrecht in die Tiefe hinunter.

Ich habe gar kein Verdienst daran, daß die Sache gelang, ich war nur vom Glück begünstigt. Im ganzen habe ich nicht den Eindruck, schwierigere Stellen gefunden zu haben, als zum Beispiel bei gewissen Teilen der Ostwand der Dent Jaune der Dents du Midi, oder der Südwand der Cime de l'Est, die ich mit André Bernard gemacht habe. Was die Schwierigkeiten erhöhte, war natürlich die Müdigkeit. Wir schleppten das gesamte Biwakmaterial mit uns, von dem ich allerdings nur einen kleinen Teil trug.

Marguerite Deferr

Erste Begehung des Alphubels über den Westgrat

27. Juli 1945 – Dr. Ed. Wyß-Dunant mit Alfons Lerjen und Pius Mooser

Von der neuen, am Fuß des letzten Ausläufers des Rosengrates in 2700 m Höhe gelegenen Clubhütte quer man das Thäli und gewinnt längs dem unteren Teil des Rotengrats an Höhe, dann überschreitet man den Weißgrat, um auf den Weingartengletscher wieder hinunterzusteigen, den man bis zu P. 3242 – bei dem der Westgrat beginnt – schräg hinaufwandert (ca. 2 Stunden, auf dem neuen Weg wird man nur noch ca. 1 Stunde brauchen).

Man umgeht den Sporn und steigt in die Nordflanke ein, der Anstieg ist leicht bis zu einem ersten zugespitzten Turm, der überklettert wird. Bei ca. 3800 m versperrt ein Grat-turm den Weg, man erklettert ihn durch Streckstützen über seine senkrechte Südflanke. Man gewinnt dann den Grat und folgt diesem bis P. 4000 m, wo man vor einer großen, gegen Norden geneigten Platte von 30 m Höhe steht. Diese erklettert man und dringt in die Südflanke ein, in der man sich über eine Anzahl offener und geschlossener Kamine bis zu den Schneehängen des Nordgipfels emporarbeitet (8 Stunden nach dem Einstieg, 11 Stunden nach dem Aufbruch von der Täschalp). Schöne Klettertour in ausgezeichnetem Fels.

Am 8. August 1879 waren Richmond Powell und seine Bergführer Peter Taugwalder und Abraham Imseing durch ein Couloir der Westflanke, das steinfallgefährdet war und südlich vom Westgrat verlief, zum Nordgipfel emporgestiegen.

Erster Abstieg über die Nordostwand der Lenzspitze

ist am 17. August 1944 von Herrn E. Fischer mit Hans Zurbriggen ausgeführt worden. Diese Schneewand wurde schon einigemal erstiegen: am 7. Juli 1911 durch Dietrich von Bethmann-Hollweg mit Oskar und Othmar Supersaxo, am 20. Juli 1933 durch Hans Frei allein, im Sommer 1935 durch Friedl Comtesse, Fritz Fröhlich und Guido Piderman, und im Sommer 1941 durch die Offiziere M. Gabus und C. Bourknecht.

Technische Überlegungen zum Problem der Lawinenbildung

Von Edwin Bucher

In technischer Hinsicht läßt sich die winterliche Schneedecke am besten mit einer, in mehreren Schichten wechselnder Konsistenz aufgetragenen, zähen Masse vergleichen, welche auf geneigter Unterlage langsam dem Talgrund zufließt. Die Fließgeschwindigkeit, beziehungsweise die Relativbewegung von Korn zu Korn, ist einerseits von den Viskositätsverhältnissen und andererseits von den innern Kräften abhängig. Da die Spannungen und Deformationen im plastischen Material durch bekannte Naturgesetze miteinander verknüpft sind, muß es möglich sein, die innere Beanspruchung des Schnees aus einem experimentell (durch Kriechmessungen) festgestellten Fließvorgang zu berechnen. Wir erhalten dadurch die infolge des Schnees Eigengewichtes bzw. seiner Uebertragung in die verschiedenen Auflagerungsmöglichkeiten entstehende Spannungsverteilung, welche aber mit Rücksicht auf die Veränderlichkeit des Materials ebenfalls ständig variiert. Für unsere generelle Betrachtung wollen wir uns nicht etwa eine derartige, äußerst komplizierte Rechnung zum Ziele setzen, sondern lediglich betonen, daß in jedem Körperelement der unregelmäßig aufgelagerten Schneedecke Zug-, Druck- und Scherspannungen auftreten, deren Größenverhältnisse vom Eigengewicht der Schneedecke, ihrer Plastizität und den durch das Terrain diktierten Auflagerbedingungen abhängen. Solange diese Kräfte unterhalb eines, durch das Material selbst diktierten Grenzwertes seiner Festigkeit liegen, verhält sich die Schneedecke stabil; umgekehrt ist überall dort der Bruch unvermeidlich, wo die innere Spannung die Festigkeitsgrenze erreicht.

Unsere Stabilitätsuntersuchung muß sich also zum vornherein auf gewisse Zonen konzentrieren, in welchen die relativ zur Festigkeit größten Spannungen auftreten. Sind diese bekannt, so läßt sich die Beurteilung der Lawinengefahr anhand eines Diagrammes, welches den Spannungs- und Festigkeitsverlauf der betrachteten Gefahrzone

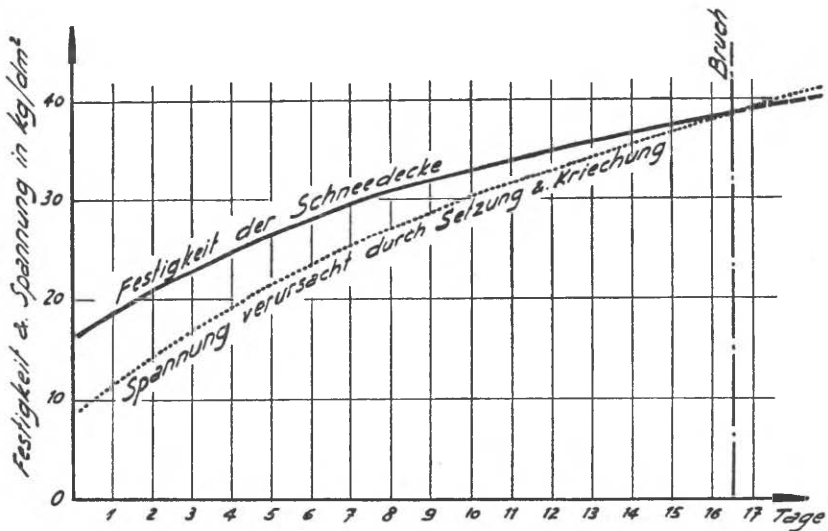


Fig. 1 Stabilitätsdiagramm

als Zeitfunktion darstellt, vornehmen. Im Schnittpunkt der beiden Kurven wird die innere Festigkeit des Materials, bzw. seine Adhäsion zur Terrainoberfläche überwunden: der Schnee verliert seinen Zusammenhang und schießt, der Schwerkraft folgend, in größeren oder kleineren Paketen dem Talgrund zu. Je mehr umgekehrt die beiden Kurven voneinander divergieren, umso stabiler verhält sich die betrachtete Schneedecke. Dazwischen liegt der interessante und in der Natur relativ häufig eintretende Grenzfall, bei welchem sich die Spannungskurve sehr nahe derjenigen der Festigkeit bewegt und deshalb eine kleine Ueberlastung durch den Skifahrer, ein Geschoßeinschlag, ein Pferdehuf auf der Talstraße oder gar der Flügel-schlag eines Vogels genügt, um den Anbruch auszulösen (Fig. 1).

Damit wäre die ganze Problemstellung klargelegt und die Beurteilung des Sicherheitsgrades jeder beliebigen Schneedecke auf ein einfaches, statisches Kriterium zurückgeführt. Infolge der verschiedenartigen und stetig ändernden äußeren Einflüsse, welche den Verlauf der beiden Zeitfunktionen bestimmen, wird es jedoch dem Praktiker auch unter Anwendung verschiedenartigster Meßmethoden kaum möglich sein, das in Frage stehende Diagramm aufzuzeichnen. Dies wollen wir ihm auch gar nicht zumuten, sondern lediglich diejenigen Faktoren analysieren, welche eine Annäherung der beiden Kurven begünstigen und damit zu einer kritischen Situation führen können. Zu diesem Zweck ist es vorteilhaft, die Veränderlichen – Ort und Zeit – als Parameter aufzufassen und bei der Stabilitätsuntersuchung jeweilen eine der beiden Größen festzuhalten, bzw. als Konstante zu betrachten.

Wenden wir uns zunächst dem Einfluß des Ortes, also der Spannungsverteilung zu. Die auf unregelmäßig geneigtem Terrain liegende zähe Masse versucht, der Schwerkraft folgend, in Richtung der Fallinie abzufließen. Diesem Vorgang wirken eine Reihe von Widerständen entgegen, so vor allem die Rauigkeit der Unterlage, aber auch seitliche, durch Felsrippen und dergleichen gebildete Verankerungen, ferner die Stauzone des Ueberganges der Hangneigung in die Talsohle, sowie Zugkräfte, welche das Schnee-Eigengewicht in höher gelegene Verankerungen überleiten. Da sich dabei die inneren Spannungen summieren, entstehen in den Verankerungsstellen hochbeanspruchte Zonen, in welchen Anbrüche zu befürchten sind.

Wie allgemein bekannt ist, stellt Schnee ein stark kompressibles Aggregat dar. Aus diesem Grunde nehmen die Druckspannungen in unserer Betrachtung eine Sonderstellung ein. Durch die fortschreitende Verdichtung nimmt nämlich auch die Festigkeit des Materials zu, so daß Druckzonen im allgemeinen als ungefährlich betrachtet werden können. Unser Hauptaugenmerk der Stabilitätsuntersuchung muß sich deshalb auf Zug- und Scherkräfte richten.

Die entsprechenden Festigkeitswerte sind innerhalb des Schneeprofiles sehr verschieden. Je nach der kristallographischen Beschaffenheit haben wir es mit äußerst lockern, oder aber dicht gelagerten

Aggregaten zu tun. Dabei spielen die meteorologischen Verhältnisse und ihre Veränderungen in der Funktion der Zeit eine wesentliche Rolle.

Um diese Einflüsse klar herauschälen zu können, wollen wir den Ort festhalten und eine Zone betrachten, in welcher relativ große Spannungen auftreten. Wie aber verhält es sich mit den hier auftretenden Festigkeitswerten?

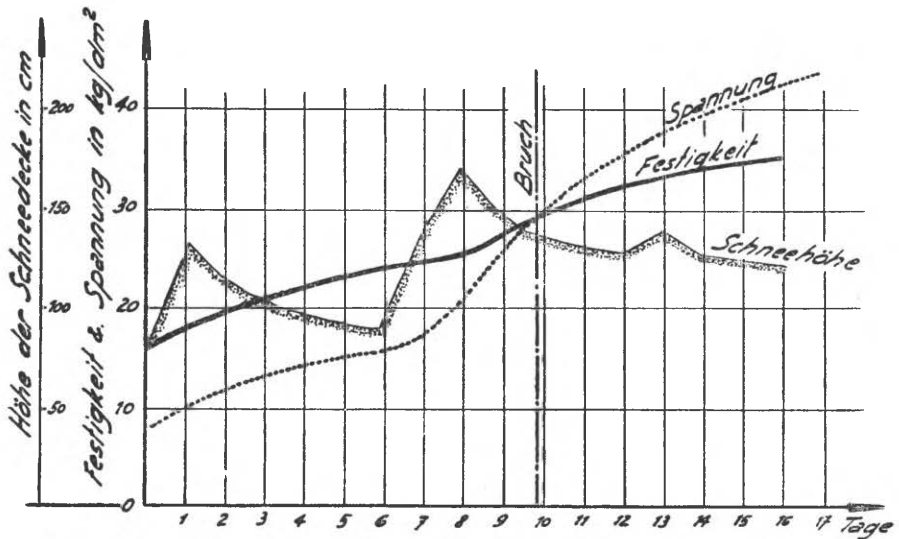


Fig. 2 Einfluss der Schneehöhe auf die Spannungskurve.

Das Schneeprofil gibt Aufschluß über die allgemeine Beschaffenheit des Materials, dessen Tragfähigkeit wir untersuchen wollen. Darin lassen sich diejenigen Schichten erkennen, welche infolge hier nicht näher zu beschreibender Ursachen eine Abnahme der inneren Festigkeit erleiden. Kristallographische Veränderungen können zu einer fortschreitenden Auflockerung gewisser Schneeschichten führen, ein Vorgang, der sich hauptsächlich in den Frühwintermonaten abspielt, wobei infolge Materialumsatz innerhalb der Schneedecke einzelne oder mehrere Schichten zu grobkörnigem, kohäsionslosem Schwimmschnee umgewandelt werden. Diese Metamorphose ist

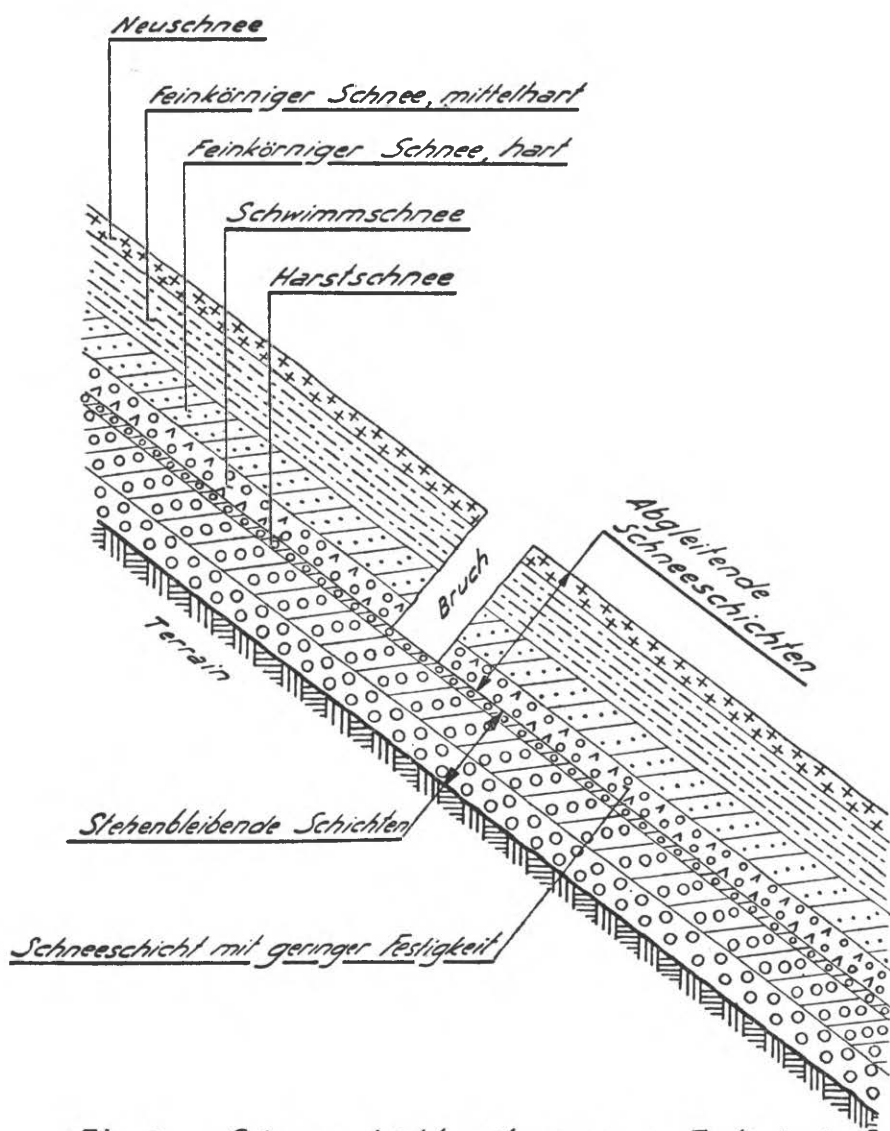


Fig. 3 Schneesicht mit geringer Festigkeit
gibt Anlass zur Lawinenbildung.

durch große Temperaturgradienten bedingt, indem tief liegende, relativ warme Schneeteilchen verdampfen und nach kurzem Transport an kältere Partien wieder ausgefällt werden. Eine intensive Schwimmschneebildung ist deshalb immer an große Temperaturgradienten, d. h. kleine Schneehöhen und tiefe Außentemperaturen gebunden. Diese Bedingungen sind dann erfüllt, wenn das Einschneien der Berge im Frühwinter wenig ausgiebig war und der Temperatenausgleich zwischen dem als Wärmequelle dienenden Boden und der schon kalten Außenluft in dünner Schneeschicht erfolgen muß. Ausgesprochene Nordhänge sind für die Schwimmschneebildung besonders prädestiniert.

Da diese Aggregate eine relativ geringe innere Festigkeit aufweisen, bilden sie den ganzen Winter über ein gewisses Gefahrenmoment (Fig. 3). Obwohl das allgemeine Lawinenbulletin auf derartige Entwicklungen aufmerksam macht, ist es in Zweifelsfällen ratsam, am gegebenen Ort eine Sondierung durchzuführen und das vorliegende Schneeprofil auf seine Schichtfolge zu untersuchen. Die überaus gefährlichen Schwimmschneesichten sind durch grobes Korn und äußerst lockere Lagerung gekennzeichnet. In diesem Bereiche sind die Festigkeitswerte äußerst gering und damit die Gefahrenmomente entsprechend hoch. **Vorsicht vor Schwimmschnee!** Ein großer Teil unserer Frühwinterlawinen in der Zeit von Dezember bis Februar basiert auf diesen Ursachen. Erschreckend viele Opfer sind auf diese äußerlich nicht erkennbaren aber am Schneeprofil deutlich zu Tage tretenden Gründe zurückzuführen. Neben der Schwimmschneebildung kommt auch der Auflösung von Harsch-Schichten eine gewisse Bedeutung zu. Lange an der Oberfläche liegende, den Einwirkungen von Sonnenstrahlen und warmen Luftströmungen ausgesetzte Schichten können zu Eislamellen verharschen, welche nach erfolgter Eindeckung mit Neuschnee in ihre einzelnen Körner zerfallen. Es entsteht dabei eine grobkörnige Zwischenschicht mit sehr geringer Kohäsion.

In diesem Zusammenhang sind wir genötigt, für die oft kritisierte Piste eine Lanze zu brechen. Während nämlich die Schneedeckenentwicklung an unbefahrenen Hängen normal vor sich geht, wird die Metamorphose längs der ständig befahrenen Pistenstrecke unterbunden und das ganze Gerüst verfestigt. Es ist somit auch aus diesen

Gründen während des Hochwinters besser, sich an befahrene Routen zu halten, es sei denn, der Lawendienst gebe die «Bahn frei», wie dies normalerweise im Spätwinter, wenn das ganze Schneeprofil infolge seines Eigengewichtes eine gewisse Verfestigung erfahren hat, der Fall ist.

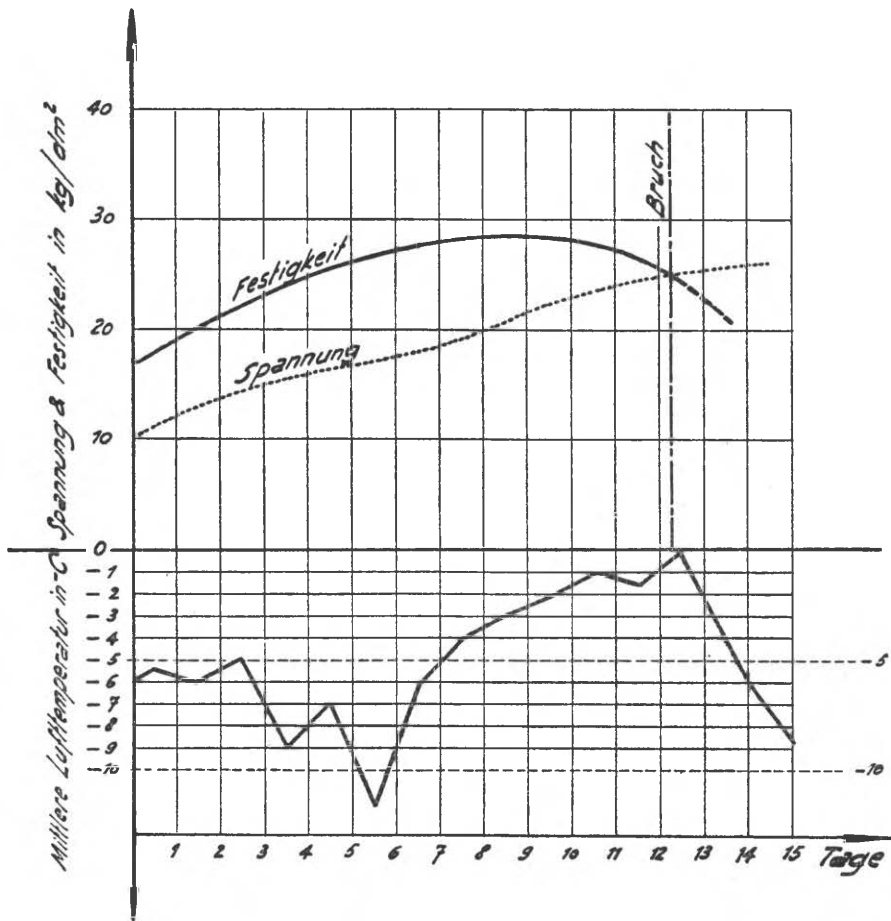


Fig. 4 Abfall der Festigkeitskurve infolge
plötzlicher Erwärmung.

Zahlreiche Versuche mit verschiedenen Schneearten haben ferner gezeigt, daß die Festigkeit des Materials mit zunehmender Temperatur wesentlich abnimmt. Hohe Außentemperaturen haben bei längerer Dauer immer eine gewisse Erhöhung der Schneetemperatur und damit eine Abnahme der inneren Festigkeit zur Folge. Gefährliche Situationen entstehen somit regelmäßig bei Föhneinbrüchen, besonders dann, wenn die Verbandsfestigkeit infolge Regeninfiltration eine zusätzliche Verminderung erfährt. Bei diesen Verhältnissen erleidet die Festigkeitskurve einen starken Abfall (Fig. 4) und führt dadurch den Anbruch von feuchten oder gar nassen Schneebrettlawinen herbei (Fig. 5). Umgekehrt haben Kaltlufteinbrüche eine Abkühlung der Schneedecke und damit ein Anwachsen ihrer Festigkeit zur Folge. Dabei muß aber die hohe Isolationsfähigkeit des Schnees berücksichtigt werden. Bekanntlich weisen alle Materialien mit kleinem Raumgewicht und feiner Aufteilung des darin enthaltenen Luftvolumens auch geringe Wärmeleitzahlen auf. Beim Schnee sind diese Bedingungen sehr weitgehend erfüllt, das weiße Lockeraggregat stellt ein ideales Isoliermaterial dar, welches die relativ warme Erdoberfläche gegen Frostwirkungen schützt. In der Grenzschicht zwischen Atmosphäre und Lithosphäre vollzieht sich der Temperatúrausgleich. Innerhalb der Schneedecke sind deshalb verschiedene Temperaturen festzustellen (Fig. 6). Normalerweise betragen diese am Boden 0 Grad, um dann mit konstantem Gefälle gegen den Wert der Außentemperatur hin abzufallen. Der dabei auftretende Gradient ist umso größer, je kleiner die Schneehöhe und je tiefer die mittlere Temperatur der Außenluft ist. Aus diesem Grunde haben Neuschneefälle unter konstanten Temperaturverhältnissen immer eine gewisse Erwärmung der alten Schichten zur Folge (Fig. 7).

Der Strahlungseinfluß tritt hinter demjenigen der Temperatur zurück, indem dadurch lediglich die obersten Schneeschichten erfaßt werden. Immerhin verdienen auch intensive Einstrahlungen, wie sie im Frühjahr regelmäßig auftreten, eine gewisse Beachtung. Durch die lokale Erwärmung der Schneeoberfläche nimmt die Plastizität der obersten Schichten stark zu, so daß in diesem Fall häufig Rutschungen

Fig. 5 siehe Tafel 23

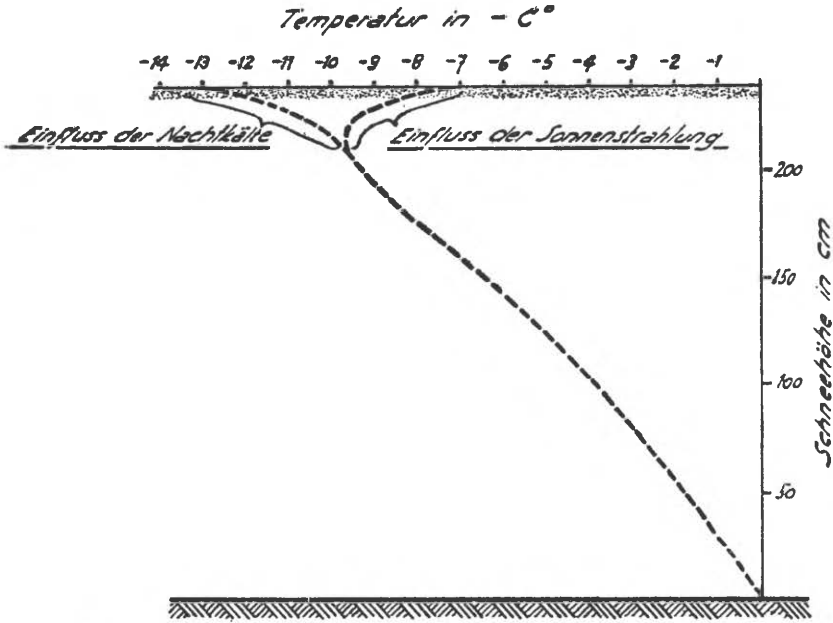


Fig. 6 Temperaturprofil der natürlichen Schneedecke.

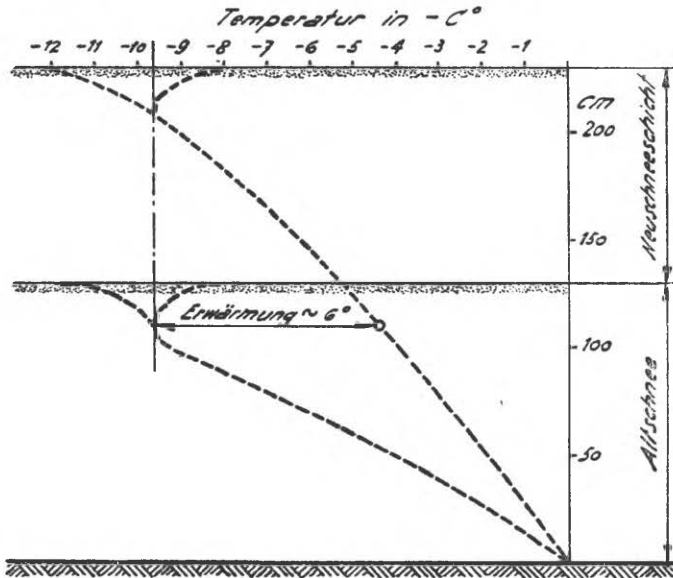


Fig. 7 Einfluss der Schneehöhe auf den Temperaturgradienten.

punkten, welche eine rasche Zuflucht ermöglichen. Damit diese im gegebenen Moment auch wirklich ausgenützt werden können, soll bei Lawinengefahr die erste Reaktion im Falle eines Anbruches immer zum vornherein überlegt werden. Damit ist schon viel gewonnen, denn auch hier gilt das alte Rezept «Vorbeugen ist besser als Heilen», und gar manches junge Leben hätte bei Befolgen dieser Ratschläge erhalten werden können.

Neue Wege im Baltschiedertal

Stockhorn – Südgrat (3212 m) Siehe Tafel 24

17. Juni 1945. – R. Aubert, A. Collini, R. Dittert, R. Lambert, F. Marullaz, G. de Rham, C. Thévenaz, A. Tissières und J. Weiglé.

Der Südgrat des Stockhorns, der in einer Höhe von 600 bis 700 m emporragt, besteht aus einer Aufeinanderfolge von waghalsigen Türmen, die von mehr oder weniger tiefen Einschnitten voneinander getrennt werden. Der zweite, dritte und vierte Turm, von ungefähr gleicher Höhe, überragen den ersten Turm um etwa 100 m. Der fünfte Turm, der einen eindrucksvollen Steilaufschwung von etwa 150 m aufweist, stellt den schwierigsten Teil dieser schönen Klettertour dar. Vom fünften Turm bis zum Gipfel nehmen die Schwierigkeiten ab, obschon der Grat noch immer einige durch kleine Scharten getrennte Felszacken aufweist.

Es ist eine höchste Anforderungen stellende, sehr schwere Klettertour auf ausgezeichnetem Granit; Schuhwerk mit Gummisohlen oder Kletterschuhe sind unerlässlich.

Wegbeschreibung

Von der Martinschüpfe (1937 m Baltschiedertal) folgt man während 30 Minuten dem Baltschiederklausenweg, dann gewinnt man nach Nordwesten an Höhe und erreicht den Fuß eines schmalen und tiefen Grascouloirs, das sich in der Wand, die den Fuß des Stockhorns unterstützt, links von einem Wasserfall, nach rechts hinaufzieht. Man steigt ohne Schwierigkeit in diesem Couloir hinauf und erreicht die Gras- und Geröllhänge, die sich am Fuß der Südostwand des Stockhorns, zwischen dem Ost- und dem Südgrat, ausdehnen. Hierauf gelangt man zum Fuß des Südgrates (1 ½ Stunden).

Erster Turm

Man steigt etwa 100 m auf ansteigenden Bändern und leichten Geröllkaminen. Sobald die Wand steiler wird (schöne Platten), ist es, entgegen dem ersten Anschein, besser, auf der gerundeten Gratkante zu bleiben und dieser bis zu einer kleinen Scharte zu folgen. Man klettert auf mählich schroffer und schwieriger werdenden Platten steil hinauf. Ungefähr 30 m unter dem Gipfel weicht man einer glatten Platte nach rechts aus und gewinnt ein äußerst schmales Band. Man erklettert direkt einen mit senkrechten Griffen versehenen Riß, der zum Gipfel des ersten Turmes führt (1 ½ Stunden). Die 100 letzten Meter sind schwierig.

Abstieg über den Westgrat, worauf eine fast waagrechte Gratpartie folgt, die zu einer Scharte am Fuß des zweitens Turmes führt (¼ Stunde). Es ist auch möglich, den Gipfel des ersten Turmes nach Westen zu umgehen und damit die Schwierigkeiten des letzten Aufstieges zu vermeiden.

Zweiter Turm

Er besitzt eine Wand, die in ihrer Mitte von einem schmalen Riß durchzogen wird, auf den ein schöner Kamin und ein Couloir folgen. Von der Scharte aus quert man 5 m.

nach links und gewinnt den Grat durch direkte Erklammerung, man folgt der Gratkante bis zum Fuß des schmalen Risses, der 15 m hoch ist und eine glatte Platte durchschneidet. Man klettert diesen RiB hinauf (der Ausgang oben ist überhängend, ein Mauerhaken) und gelangt in das untere Ende des Kamins (sehr schwierig). Der Kamin selbst bietet keine Schwierigkeiten, immerhin muß man oben dem Ueberhang ausweichen, indem man nach links austritt. (Vom unteren Ende des Risses aus lassen sich sowohl RiB als nachfolgender Kamin vermeiden, indem man einige Meter nach links quert und zwei sehr schwierige, schwindlige und nicht zu empfehlende Stellen bezwingt.) Wenige Meter eines leichten Anstieges trennen uns von einem Couloir, das sich im Verlauf nach oben verflacht, man folgt diesem Couloir und traversiert nach rechts, sobald sich dieses überhört. So gelangt man zu einem luftigen Grat, der als prächtiger Kletterweg zum Gipfel führt. (1 ¼ Stunden.)

Vom Gipfel aus erreicht man, über einige Blöcke und indem man sich etwa 10 m abseilt, die Scharte vor dem dritten Turm. (10 Minuten, Abseilung nicht unbedingt notwendig.)

Dritter Turm

Man folgt der Gratschneide und erreicht in einer schönen Kletterei den geräumigen Gipfel des dritten Turms. Steile Felsen führen auf die folgende Scharte hinunter, Abseilen überflüssig (½ Stunde).

Vierter Turm oder Narwalzahn

Man folgt mühelos dem Grat bis zur Nähe des Gipfels, die letzten Meter sind etwas schwieriger (1 Mauerhaken). Durch zweimaliges Abseilen gelangt man in die Lücke zwischen vierten und fünften Turm (20 m und 10 m; 45 Minuten).

Der vierte Turm wurde am 1. September 1945 von Frau Deferr und den Herren R. Gréloz und A. Roch erstiegen. Die Partie der ersten Ersteiger hat den vierten Turm über den Westhang umgangen, indem sie einen schrägen Abstieg von etwa 40 m ausführte und ein Couloir erreichte, das von der Lücke zwischen vierten und fünften Turm herführt und sich mühelos bis zur Lücke ersteigen läßt. Die Seilschaft vom 15. Juli 1945 ist bis zur Gipfelnähe gelangt; sie ist aber unterhalb der Nadel 7 bis 8 m quergegangen, um sich dann direkt in die Lücke abzuseilen.

Fünfter Turm

Oberhalb der Lücke ist die Wand vollkommen glatt und senkrecht. Man wirft das Seil über einen sehr unsicheren Felsaken, der sich oben, rechts der Wand befindet und pendelt zu einigen Rissen hinüber, die in 8 m Entfernung rechts der Lücke verlaufen, nachdem man sie mühsam erklettert hat, gelangt man auf eine gute Kanzel, auf der man ein Seil derart anbringt, daß den andern das Pendeln erleichtert wird. Da der direkte Anstieg zum Gipfel des fünften Turms nicht möglich scheint, benützt der Anstiegsweg von hier an einen Sporn rechterhand, der in der Ostflanke des Grates vom Gipfel herunterkommt. Auf einem leichten Band geht man etwa 25 m nach rechts und gelangt über Risse und eine 10 m lange, sehr schwierige Keilrinne zum erwähnten Sporn, den man über Platten und Risse (Mauerhaken) bis zu ungefähr 50 m unterhalb des Gipfels ersteigt. An dieser Stelle endet er in der Gipfelwand. Man quert 2 m nach rechts und klettert bis zu einem kleinen Band am Fuß einer senkrechten, 15 m hohen Mauer. Von der Lücke bis zu diesem Band ist der Anstieg fortwährend äußerst schwierig.

Die zuletzt erwähnte Mauer nimmt man direkt, indem man Rillen benutzt, die aus senkrechten Rippen gebildet werden und verschwindend kleine Griffe haben, auf diese Weise gelangt man zu einem Ueberhang, der den Weg versperrt. Man quert in sehr exponierter

Lage 4 m nach links, indem man niedrige Griffe benützt, die eine Gegenstellung zur Wand erlauben, dann kommt man nach rechts zurück und zwar über eine Platte, von der aus man mittelst Mauerhaken sichern kann (ungünstige Einsteckstelle). Dieser Uebergang ist äußerst schwierig und exponiert (3 Mauerhaken). Eine Platte links erlaubt, die Gratkante zu gewinnen (kleine Griffe), es folgt ein 10 m langer Riß, der von rechts nach links die Wand durchzieht, und der zu einer guten Sicherungsstelle führt. Dieser letzte Ueberhang ist schwindelerregend, aber etwas weniger schwierig als der vorige. Nach einer kleinen Mauer von 6 bis 7 m steht man auf dem fünften Turm. Von hier an bietet der Weg keine großen Schwierigkeiten mehr (4 ½ Stunden).

Vom fünften Turm zum Gipfel

Man steigt in die nachfolgende kleine Scharte hinunter und erklettert den anschließenden Steilaufschwung über die Risse seines Westhanges. Dann folgt man dem Grat, der noch einige ziemlich schwierige Stellen aufweist, und gelangt auf den Gipfel des Stockhorns (1 Stunde).

Vom Fuß des Berges bis zum Gipfel: 8 bis 10 Stunden.

Mauerhaken wurden anlässlich einer am 20. Mai 1945 durchgeführten Rekognosizierung des Grates unter dem Gipfel des zweiten Turmes aufgefunden, im übrigen war keine Spur einer früheren Besteigung wahrzunehmen.

Variante für die Ersteigung des fünften Turmes

Von der Lücke zwischen viertem und fünftem Turm gewinnt man in direktem Anstieg ungefähr 10 m Höhe. Die Griffe sind sehr klein. Erst hält man sich ein wenig nach links, dann genau in der Senkrechten (2 Mauerhaken stecken hier, die man nicht zu entfernen bittet! A. Roch). Man quert 4 bis 5 m nach rechts unter Benützung einer dünnen Rippe und erhebt sich dann bis zu einer guten Sicherungsstelle. Diese sehr schwierige Kletterei erlaubt, das Pendeln zu vermeiden.

Eine andere Möglichkeit besteht darin, daß man sich östlich der Lücke 20 m zu einem tiefen Couloir abseilt, worauf man wieder ohne Schwierigkeit bis oberhalb der Pendelstelle gelangt. Anstatt dann bis zum östlichen Nebensporn des fünften Turms zu queren, klettert man etwa 30 m hoch in der Wand zwischen diesem Sporn und dem abgerundeten Südgrat, bis man zu Bändern und Kanzeln kommt, die es erlauben, nach links zu queren, um den Westhang des Turmes zu erreichen. Nun klettert man schräg nach links hinauf über Wände und Rillen (ein Mauerhaken) bis zu einem Felscouloir, das man rechts hinaufgeht und das ungefähr 6 m unterhalb der Stelle, wo der östliche Sporn endet, in den Grat mündet. Mit Ausnahme des ersten Teiles, der das Pendeln zu umgehen erlaubt, ist diese Variante weniger schwierig als das Erklimmen des Turmes über den östlichen Sporn.

Trudi Vögeli und André Roch (15. August 1945).

Notiz über die Ersteigungen des Südostgrates des Bietschorns Siehe Tafel 25, 26, 27, 28

Nach dem Alpine Journal 1933, S. 141, betragen die Höhen: Südöstliche Schulter 3535 m, erster Turm oder Gipfel des großen Steilaufschwungs 3715 m, überhängender Gendarm 3782 m, pilzförmiger Gendarm 3870 m.

Die Erstbesteigung führten W. Stöber und F. Kast am 9. bis 11. August 1932 durch.

Im Jahre 1931 hatten sie einen Versuch gemacht, indem sie vom Bietschtal über einen Südgrat den Fuß des Südostgrates, Punkt 3535 m, gewannen, von hier aus waren sie bis zum Fuß des überhängenden Gendarmen (3782 m) hinaufgelangt.



Bietschhorn
Oben: Ostwand

Unten: Südwand
 Rechts: Route Sygmondi
 --- Links: Route Dessaules, 1945

Photo Swissair



Bietschhorn, Südostgrat von Osten

Der Große Aufschwung (links unten) und der überhängende Gendarm (Bildmitte)

Photo G. de Rham



Bietschhorn, Südostgrat

Route über den überhängenden Gendarm
O = Mauerhaken



Bietschhorn, Südostgrat, der überhängende Gendarm

Einstieg am Ende des Doppelseils, dann Traverse
nach links über eine Platte

Im Jahre 1932 brechen sie um 02.00 Uhr vom Baltschiedertal auf und erreichen über die südliche Abzweigung des Grates um 05.30 Uhr den Fuß des Südostgrates (3535 m). Sie biwakieren ein erstes Mal am Fuß des großen Steilaufschwunges. Am 10. August erreichen sie um Mittag den Fuß des überhängenden Gendarms (3782 m). Auf dem Gipfel dieses Gendarms verlieren sie einen Rucksack, der ihr Geld, Schuhzeug usw. enthält. Sie klettern auf dem Osthang hinunter, um die verlorenen und verstreuten Sachen einzusammeln und gelangen um Mitternacht wiederum auf den Grat, wo sie ein zweitesmal übernachten. Am 11. August führen sie die Besteigung zu Ende. Es ist schwer zu entscheiden, ob sie den letzten Turm, aus dem sich der pilzförmige Gendarm erhebt (3870 m) erstiegen haben. Der in «Die Alpen» erschienene Bericht ist in dieser Hinsicht zu mangelhaft, in einer im Alpine Journal 1933, S. 142, veröffentlichten Notiz sprechen sie von einem, in einer Scharte sich befindenden pilzförmigen Gendarm. Sie erkletterten diesen Gendarm durch Steigbaum und gelangten über einen Riß linkerhand bis zum Gipfel des Turmes (3870 m). Somit hätten sie diesen pilzförmigen Turm erstiegen, der von allen folgenden Partien bis heute links liegen gelassen wurde.

Weitere Ersteigungen:

30. Juli 1943: Gabriel Chevalley, Georges de Rham, André Roch, Alfred Tissières (Technische Notiz).
25. Juli 1944: Fräulein Loulou Boulaz mit Pierre Bonnant und Albert Collini, René Dittert, Francis Marullaz, Charles Thevenaz; in 10 Stunden von der Baltschiederklause zum Gipfel.
2. August 1944: René Aubert und Victor Bressoud in 6 Stunden von der Baltschiederklause zum Gipfel.
17. Juli 1945: J. Fatton und Alfred Tissières.
6. August 1945: Georges de Rham und Jean Weiglé.

Diese Tour stellt sicher eine der schönsten Gratkletterwanderungen der Schweiz dar.

André Roch

Bietschhorn — Südostgrat Siehe Tafel 25, 26, 27, 28

30. Juli 1943. — Zweitbesteigung: André Roch, Alfred Tissières, Gabriel Chevalley und Georges de Rham.

Von der Baltschiederklause folgt man dem kleinen Pfad bis zum Baltschiedergletscher. Man begeht diesen Gletscher in weitem Kreisbogen und indem man unter dem Ostsporn des Bietschhorns vorbeizieht, hierauf steigt man die Gletscherabzweigung zwischen dem Ost- und dem Südostgrat des Berges hinauf. Nach einem recht steilen Eishang erreicht man den Fels an einer Stelle, die von der Klause aus gesehen sich auf der Lotlinie befindet, die sich vom Gipfel des ersten großen Steilaufschwunges des Südostgrates herunterzieht. Man erklettert diese ziemlich verwitterten aber unschweren Felsen erst steil hinauf; später hält man sich nach links und bewegt sich dem unteren Rand eines Schneebandes entlang, bis man mühelos den Südostgrat unterhalb des ersten großen Steilaufschwunges gewinnt.

Diese erste große Zacke wird nahezu steil erklettert, erst über schroff abstechende, mit Rillen versehene Platten, dann über einen Kaminriß, in den man etwas rechterhand einsteigt, und der oben leicht nach links zurückkommt, bis man zu einer Stelle gelangt, die einen äußerst schwierigen Ueberhang aufweist. Oberhalb dieses Ueberhanges erreicht man in wenigen Schritten den Gipfel (3715 m), auf dem man die nachfolgenden Gefährten leicht sichern kann.

Nach einem kurzen leichten, fast waagrecht en Abschnitt gelangt man zu einem entzükenden überhängenden Gendarm (3782 m) von 25 m Höhe, der an seinem Fuß schmaler ist als in halber Höhe. Auf seiner Vorderseite steigt man ungefähr 8 m steil hinauf bis zu einer Platte, die nach links zu queren erlaubt. Von hier aus zieht man sich einigemal an überhängenden Blöcken empor und erklimmt so den Gipfel. (Diese luftige, aber nicht besonders schwierige Kletterei ist eine der hübschesten, die ich kenne.)

Der nachfolgende Grat ist noch immer sehr schwindlig. Ein kleiner, schmissiger, schräger Gendarm wird links umgangen. Kurz darauf erreicht man den Gipfel des höchsten Gendarms des ersten Teiles. Man turnt nach Süden hinab und seilt sich zuletzt 8 bis 10 m ab, wodurch man auf einen Sattel gelangt, der sich oberhalb eines ungeheuren Couloirs befindet, das links in die Tiefe stürzt.

Von dieser Stelle aus ist der Grat einige Seillängen weit weniger schwierig und weniger schwindlig. Leichte, verfirnte Felsen führen ohne weiteres nach rechts in die Ostflanke. Nun bieten sich zwei Lösungen: Entweder begibt man sich auf einem Band nach rechts, um jenseits einer Gruppe hart abstechender, recht abweisender Gendarmen den Grat wieder zu erreichen, oder man gelangt zum Fuß des ersten dieser ungemütlichen Gendarmen, indem man einen eis- und schneeführenden Couloir-Kamin hinanstiegt.

Wir versuchten erst die zweite Möglichkeit, der Grat wird erreicht, und der Seil-Erste erklettert nicht ohne Mühe den ersten Gendarm, der etwa 25 m hoch ist. Er befindet sich nun in der Nähe des folgenden Gendarms, der eine pilzförmige Gestalt hat (3870 m), nach allen Seiten überhängt und so beschaffen ist, daß ihn zu umgehen so ziemlich ausgeschlossen scheint. Ein Riß auf seiner linken Flanke ist das einzige, was einen leichten Hoffnungsschimmer erwecken könnte. Aber diese Hoffnung ist trügerisch und die Zeit zu fortgeschritten, deshalb seilt sich der Kletterer zum Fuß des Gendarmen zurück und benützt lieber die zweite Variante.

Das Band erlaubt, die Ostflanke der Gendarmengruppe zu erreichen, nachdem man rechterhand ein vereistes Kamin-Couloir, eine äußerst steile Felswand erklettert hat, gelangt man auf den Grat.

Von da an gibt es keine Schwierigkeiten mehr, der Grat besteht aus verfirnten Blöcken, er vereinigt sich bald mit dem Ostgrat und führt wenige Meter weiter oben zum Gipfel. Die Rückkehr nach der Baltschiederklause erfolgte über den Ostgrat, der dem ziemlich vereisten und unbehauenen Nordgrat vorgezogen wurde, da die vier Bergsteiger nur über zwei Eispickel verfügten und keine Steigeisen bei sich hatten.

Uebersaus schöne Klettertour, die keine eigentlichen Gefahren aufweist. Nützlich sind Gummisohlen und Mauerhaken.

Unsere Zeiten:	Aufbruch von der Hütte	2.00 Uhr
	Südostgrat, Fuß der ersten Zacke	6.00 Uhr bis 7.00 Uhr
	Gipfel	14.00 Uhr bis 15.00 Uhr
	Rückkehr zur Hütte	19.00 Uhr

Georges de Rham

Bietschhorn - Erstbesteigung über die Südwestwand Siehe Tafel 25

17. August 1945 - Edouard und Pierre Desaules

Von der Bietschhornhütte aus steigt man auf den Schafberg. Den kleinen Bietschgletscher überquert man nach Südosten. Auf der Höhe der Moräne umgeht man einen Felsvorsprung, quert waagrecht über den Firn nach Osten und gelangt kurz vor Punkt 3050 zum Fuß eines

großen Couloirs, das unten flach ist und von einer tiefen Rinne durchfurcht wird (2 ½ Stunden ohne Schwierigkeit).

Man steigt den sehr steilen Schneehang direkt hinauf, bis man am Fuß einer hohen Felswand steht. Erst kommt ein breiter Bergschrund (P. 1). Eine tiefe enge, fast senkrechte Runse, die oft vereist ist, führt von hier in die Höhe (P. 2 – schwierig und wegen Eis- und Steinschlag gefährlich.)

Man verläßt das Couloir und erreicht links durch einen guten Kamin eine Reihe von Stufen, die von Platten überragt werden, auf die eine glatte, unzugängliche Wand folgt (P. 3). (Man vermeide es, sich auf die Platten rechts zu begeben.)

Man quert waagrecht nach links, überschreitet zwei kleine Rinnen und einige Erker und gelangt zu einem Schneefleck. Die Wand wird erklettert, indem man eine Platte mit winzigen Griffen benützt. Man kriecht sodann in einen schmalen, senkrechten Riß, in dem ein wackeliger Felsbrocken verkeilt ist, über dessen Rücken man hinweg muß. Ein griffarmer Ueberhang führt zu einer bequemen großen Kanzel (schwindlig und sehr schwierig). Ueber eine Reihe leichter Stufen gewinnt man einen Felsattel, einen charakteristischen Punkt der Südwestwand (P. 4). Man folgt dem rechten Ufer des großen Couloirs, indem man nacheinander eine Anzahl Firnflücke, Platten und Risse überwindet, und befindet sich hierauf in der Nähe des Roten Turms (P. 5). (Steiler, mühsamer Hang, von mittlerer Schwierigkeit, aber steinschlaggefährdet.)

Man quert nach rechts, überschreitet das Couloir und verläßt es. Man steigt etwa 100 m in sehr schlechtem, bröckeligem Fels und gelangt zum Hauptgrat nicht weit vom Gipfel. (Dieser letzte Teil zwischen P. 5 und P. 6 ist sehr schwindlig und überaus heikel und gefährlich. – Schwierig.)

Von P. 6 bis zum Gipfel folgt man mühelos dem Grat.

Es ist angezeigt, diese Besteigung nur bei trockenem Fels auszuführen. Je nach den Verhältnissen muß man von P. 1 bis zum Gipfel 8 bis 10 Stunden rechnen.

Pierre Desaulles

PS. Bei unserem ersten Aufstieg brauchten wir 12 Stunden, aber wir verloren mehr als eine Stunde zwischen P. 3 und P. 4 und fast ebensoviel, weil wir zwischen P. 4 und P. 5 das große Couloir verließen.

Jäghorn – Nordgipfel Siehe Tafel 21

31. Juli 1944 – Erstbesteigung über die Ostwand – René Aubert, Victor Bressoud, Francis Marullaz, Roger Regad.

Die Ostwand des Jäghorns wird von einer schmalen Wasserrinne durchzogen, die in ihrem oberen Teil in ein Couloir mündet. Dieses Couloir beginnt bei einer kleinen Scharte, die sich nicht weit vom Gipfel in den Nordgrat einschneidet. Dieser Nordgrat sinkt zum Joch hinunter, der sich zwischen dem Nordgipfel und Turm III öffnet. Die Wasserrinne sammelt das aus der Wand sickernde Wasser; diese Rinne und das nachfolgende Couloir bilden im allgemeinen den Anstiegsweg.

Von der Baltschiederklause erreicht man über den Innern Baltschiederfirn den Fuß der Ostwand (1 Stunde), in die man senkrecht unterhalb des Gipfels einsteigt, ungefähr 30 m links der Wasserrinne. Man gewinnt über Platten und aufwärts offene Risse 200 m Höhe, bis man vor überhängenden Platten steht. Nun hält man sich nach rechts, um den Rand der Wasserrinne zu erreichen. Dieser Teil ist sehr schwierig und erfordert zahlreiche Sicherungshaken.

Ueber eine heikle Stelle, die man am sichersten so meistert, daß man das Doppelseil durch einen Karabiner zieht, faßt man Fuß in der Wasserrinne, in dieser Rinne klettert man zu einem kleinen Firnfleck hinauf, der sich am Fuß der großen Schlußplatten befindet, man muß dabei zwei feuchte und schwierige Ueberhänge bezwingen. (Steinschlag in der Rinne, vom Wasser verursacht.) Bis zu diesem Punkt ausgezeichnete Granit.

Vom Firnfleck an verwandelt sich die Rinne in ein Couloir, man klettert auf seinem linken Ufer 50 m empor und gewinnt rechts eine Gratscharte, die das erstiegene Couloir vom großen, beim XXX-Joch beginnende Couloir trennt. Man erklettert den ersten, sehr schroffen Steilaufschwung über seine Nordflanke und folgt der Gratkante bis zur Scharte im Nordgrat. Vom Firnfleck bis zum Nordgrat ist der Fels im allgemeinen mittelmäßig, aber leichter als im unteren Teil.

Den Gipfel erreicht man durch eine kurze, aber herrliche Kletterei in dem großartigen Granit des Nordgrates.

Unsere Zeiten:	Baltschiederklause	6.30 Uhr
	Einstieg	7.30 Uhr
	Firnfleck	11.40 Uhr bis 12.20 Uhr
	Gipfel	14.45 Uhr

Francis Marullaz

Gredetschhörnli – Erstbesteigung über die Westwand Siehe Tafel 21

29. Juli 1943 – Gabriel Chevalley, Georges de Rham und Alfred Tissières

Von der Baltschiederklause gewinnt man den Innern Baltschiederfirn und überquert ihn, bis man vor dem Fuß der Westwand des Gredetschhörnli steht.

Der Fuß dieser Wand besteht aus einer bauchigen Felsmauer, die sich senkrecht vom Gletscher erhebt. Zwei Kamine scheinen die einzigen möglichen Anstiegswege zu sein. Auf einer am Vortag vorgenommenen Erkundung hatten sich die Bergsteiger für den rechtsliegenden Kamin entschieden (den südlichen, deutlich südwärts vom Gipfelot verlaufenden). Ein mit Schutt bedeckter Schneekegel führt zu seinem Ende. Die ersten Meter sind sehr schwierig, da der Kamin leicht überhängend ist. Zwei Mauerhaken sind erforderlich. Der Vorauskletternde konnte dann in das Innere eines schmalen Kanals eindringen, in dem Wasser floß, durch mühsames Stemmen gelang es ihm einen vorspringenden Block zu erreichen, der oben einen guten Sicherungsplatz bot. Der Kamin geht hier in ein weniger steiles Couloir über, das leicht zu bewältigen ist. Man verläßt es bald nach links und quert in nördlicher Richtung eine Zone von Felsen und Geröll, die sich unterhalb eines kleinen Firns erstreckt, und gelangt zu einem Couloir, das schräg nach Norden zu einem kleinen Joch zwischen der Wand und einem Gendarmen führt. (Da der Grund des Couloirs vereist war, hielten sich die Bergsteiger auf den Felsen des linken Ufers.)

Vom kleinen Joch aus führt ein winziges waagrechtes Band quer durch die senkrechte Wand. Hinter einer Felskante quert man hinüber und gelangt zu einer Stelle unterhalb eines ungeheuren, vom Gletscher aus gut sichtbaren Felsblockes. Man erklettert den schwierigen Kamin rechts dieses Blockes und steigt senkrecht in das auf den Kamin folgende Couloir weiter, bis man am unteren Ende eines 40 m hohen Kaminrisses eine Nische erreicht.

Das Erklettern dieses Kaminrisses war ungeheuer schwierig und stellte die Hauptleistung der ganzen Tour dar. Die ersten Ueberhänge ließen sich trotz des abfließenden Wassers noch durch Stemmen überwinden. Weiter oben aber nahmen die Schwierigkeiten zu,

der eigentliche Kamin ging in offene Rillen und unterbrochene Risse über. Ungefähr 30 m über der Nische bildete der obere Teil eines bauchigen Felsklotzes rechts vom Kletterweg einen winzigen Rastplatz, auf dem die ersten zwei Kletterer sich gemeinsam ausruhen konnten. Die Mauerhaken, die man bis hierher nur zum Sichern benötigte, dienen von nun an für den eigentlichen Anstieg. Man gewinnt Höhe, indem man leicht nach links abweicht und dauernd Mauerhaken einschlägt (ein einziger wurde von der Partie zurückgelassen) und erreicht einen kleinen Riß, in den sich die Hand einklemmen läßt; er führt zu einem ziemlich behaglichen Felsrand, der 8 m weiter oben liegt.

Von hier an bietet der weitere Anstieg keine Schwierigkeiten mehr. Man erklimmt eine senkrechte, mit guten Griffen versehene Wand und steigt in ein breites, trichterförmiges Couloir, das eine Reihe von Stufen aufweist, bis zum Südgrat des Berges hinauf.

Unsere Zeiten:	Aufbruch von der Hütte	5.30 Uhr
	Fuß der Wand	7.00 Uhr bis 7.30 Uhr
	Erklettern des 40 m-Kamins	10.30 Uhr bis 16.40 Uhr
	Gipfel	18.00 Uhr bis 18.30 Uhr
	Zurück in der Hütte (über den Nordwestgrat, das Gredetschjoch und die Baltschiederlücke)	20.30 Uhr

Georges de Rham

Die Erstbesteigung des Ostanges des Breitlauihorns wurde am 12. Juli 1945 von Alfred und Otto Amstad ausgeführt. Siehe Tafel 21

Die Partie erstieg das Couloir, traversierte die mittlere Rippe und gelangte, etwas links davon, zur Gipfelnähe. In den verschneiten Felsen waren die Verhältnisse wenig günstig. Die erste Ueberschreitung von der Baltschiederlücke bis zur Gredetschlücke erfolgte am 5. August 1945 durch Georges de Rham und Jean Weiglé.

In umgekehrter Richtung war die Ueberschreitung schon gemacht worden, das Haupthindernis bildete ein großer Gratturm, von dem man sich abseilte. Der Seilpartie des Jahres 1945 gelang der Aufstieg auf den erwähnten Gratturm von dieser Seite.

Ueberschreitung der Jäghörner von Süden nach Nord Siehe Tafel 21

24. Juli 1942 — Casimir und Georges de Rham und Alfred Tissières

Von der Baltschiederklause über das südliche Jäghorn zum nördlichen Jäghorn folgt man der Route 90 und im oberen Teil den Routen 89 und 87 des Berner Führers, Bd. III. Abstieg über den Nordgrat, mit kleiner Schleife in die Westflanke, bis zu einer ersten Scharte; Ueberschreiten des nördlich von dieser Scharte sich erhebenden Turmes und Abstieg auf den äußeren Baltschiederfirn. 7 ½ Stunden von der Hütte und zurück, das Rasten nicht inbegriffen. Hübsche Kletterei.

Die Nordostwand des Finsteraarhorns (4274 m)

von Hermann Wäffler

In der Besteigungsgeschichte der großen Wände, in denen die Viertausender des Berner Oberlandes nach Norden abfallen, nimmt die Nordostwand des Finsteraarhorns den ältesten Platz ein. Schon im Jahre 1904, mit zwanzigjährigem Vorsprung gegenüber dem allgemeinen Nordwandansturm, wurde diese steilabfallende, düstere Flanke erstmals durchstiegen. Der Weg, auf dem Gustav Hasler und sein Führer Amatter den Gipfel erreichten, ist durch den Aufbau der Wand vorgezeichnet und stellt in seiner strengen Einhaltung der Gipfelfalllinie zugleich die schönste Lösung dieses alpinen Problems dar. Die Seilschaft Hasler-Amatter verfolgte die markante Rippe, welche, in 3300 m Höhe aus dem Finsteraarfirn aufsteigend, in ungebrochener Flucht die ganze Wand durchzieht und unmittelbar neben dem höchsten Punkt im Nordgrat ausläuft, bis zu einer Höhe von etwa 4000 m. Hier zwang sie ein 25 m hoher, unersteigbarer Turm – wegen der gelbgrauen Farbe seines Gesteins von Hasler als «grauer Turm» bezeichnet – zum Verlassen der Rippe. Durch Abseilen gelangte die Partie in die zur Linken der Rippe liegende Wand und suchte sich in dieser, in schwerer Kletterei, einen Weg zum Gipfel. Zwei Jahre später, am 12. und 13. August 1906, erfolgte die zweite Begehung durch W. A. Fynn und O. Brüderlin. Die Wegführung dieser Partie ist im unteren Wanddrittel von der Route der Erstbegeher gänzlich verschieden, erreicht diese in der Höhe des Oberstuderjochs (3416 m) und stimmt von da an mit ihr überein. Der dritte erfolgreiche Durchstieg gelang der Partie Miß O'Brien mit Führer Adolf Rubi und Träger Fritz Rubi am 2. September 1930. Rubi hielt sich bis etwa 80 m oberhalb des grauen Turms an den Weg der Erstbegeher. Um der

Siehe Tafel 29–31

großen Steinschlaggefahr zu entgehen, verließ die Seilschaft hier die Wand und erkletterte wiederum die Rippe. Ein schwieriger Quer- gang führte die Seilschaft von da in die rechte Wandhälfte hinüber, in welcher sie über sekundäre Rippen und Rinnen anstieg und den Nordgrat zwei Seillängen unterhalb des Gipfels erreichte.

Von der vierten Begehung schließlich, die Otto Gerecht und mir in der Zeit zwischen dem 27. und 29. August 1944 gelang, soll auf den folgenden Seiten erzählt werden.

*

Es war drei Uhr nachts und stockfinster, als wir die Strahlegghütte verließen. Nach kurzem Suchen fanden wir das Weglein, das in den Flanken der Strahlegghörner über Schutt, Felsen und Schnee zum Finsteraarjoch führt. Der anfänglich gut ausgetretene Pfad verlor sich nach einiger Zeit zwischen den Felsen, sodaß wir aufs Geratewohl weitergehen mußten. Bald tauchten auch die Felsen im Schnee unter, in einem geröllübersäten, herbstlichen Schnee, der zusehends in Eis übergang. Auf diesem rauhen Eis faßte Gerechts Tricounibes- chlag noch leidlich, ich dagegen glitt auf meinen Vibramsohlen fort- während aus. Als dann bei einer hastigen, der Erhaltung des Gleich- gewichts dienenden Armbewegung zu allem Ueberfluß auch noch die kaum angebrauchte Kerze aus dem Halter meiner Laterne heraus- glitt und den Weg in die Tiefe nahm, war es um meine gute Laune geschehen. Mit verbissener Wut hackte ich mir kleine Tritte ins Eis, ließ meinem Aerger über des Kameraden Vorschlag, zur Gewichts- ersparnis die Steigeisen zu Hause zu lassen, freien Lauf und ver- wünschte den Hüttenwart, der mir abgeraten hatte, den bequemen aber weiteren Weg über den Gletscher zum Finsteraarjoch zu wählen. Der Abstand zwischen dem Gefährten und mir vergrößerte sich immer mehr, schließlich nahm aber auch er seine Zuflucht zum Hacken, sodaß ich ihn nach und nach einholen konnte. Wieder vereint, ergingen wir uns in zwar tiefsinnigen, beim tatsächlichen Stand der Dinge jedoch ziemlich zwecklosen Betrachtungen über die Konsistenz des herbstlichen Eises und die Nützlichkeit der Steig- eisen in dieser vorgerückten Jahreszeit. Mittlerweile war die Morgen- dämmerung angebrochen und wir erkannten in ihrem schwachen Licht, daß der größere Teil des Weges noch vor uns lag und wir deshalb gut daran täten, mit unsern Kräften sparsam umzugehen.

Als wir nach mehrstündiger Hackarbeit schließlich im Finsteraarjoch standen, leuchtete uns von Osten bereits die Sonne entgegen. Zu unsern Füßen lag das Firnbecken, aus dem die Nordostwand des Finsteraarhorns emporsteigt. Ein steiler, etwa 80 m hoher Schneehang führt zu ihm hinunter. Dieser Hang verliert sich zur Linken in dem Gletscherbruch, mit welchem das Joch zum Strahleggfirm abfällt, und setzt sich rechts in der Wand fort, in die wir von unserm Standort aus einen guten Einblick hatten. Sie lag jetzt unter den wärmenden Strahlen der Morgensonne und bot den Anblick eines wilden, unheimlichen Lebens. Soeben sauste ein großer Block durch die Wand, schlug zweimal auf, löste dabei eine Lawine kleinerer Steine aus und nahm mit seinen Trabanten den Weg in die Tiefe. Unablässig knatterten die Steinsalven, Lawinen glitten donnernd zu Tal, und in den Rinnen gurgelte das Schmelzwasser. Nur die große Rippe, die einige Seillängen oberhalb des Bergschrunds beginnt und sich ohne Unterbruch bis zum Gipfel erstreckt, blieb außerhalb der Flugbahn der Geschoße. Sie tritt weit aus der Wand hervor, und wer sich auf ihr befindet, kann das Schauspiel der Zerstörung, der die Natur ihr eigenes Werk anheimfallen läßt, in voller Sicherheit genießen. Mit dieser beruhigenden Gewißheit traten wir den Weiterweg an, durchstiegen auf Umwegen den Gletscherbruch zur Linken und erreichten gegen 10 Uhr das Firnbecken. Im letzten Teil unseres Weges hatten wir uns nicht mehr beeilt, denn so lange die Wand in der Sonne lag, erschien uns der Einstieg nicht ratsam. Auf der Rippe wären wir zwar in Sicherheit gewesen, doch zwischen dem Bergschrund und den ersten einigermaßen geschützten Felsen liegt ein Eishang, in welchem man dem Steinschlag preisgegeben ist. In kurzer Zeit mußte die Rippe ihren Schatten auf die rechte Wandhälfte werfen. So lange wollten wir warten, um die Felsen dann von dieser Seite zu gewinnen.

Ich liebe es nicht, vor Beginn einer schweren Fahrt zu rasten. Die körperliche Untätigkeit läßt mich die nervöse Spannung, diese Mischung aus Neugier und Furcht vor dem Kommenden, verstärkt empfinden. Auch jene zwei Stunden, die ich am Fuße des Finsteraarhorns zubrachte, standen unter dem Druck einer geheimen Unruhe. Die weite Fläche des Lauteraargletschers flimmerte in der Mittags-sonne. Im Osten zeigte sich, so weit auch der Blick reichte, keine Wolke am Himmel. Doch an der Spitze unseres Berges bildeten sich zarte,

weiße Schleier, lösten sich ab, segelten über unseren Köpfen hinweg und zerflossen in der warmen Luft des Lauteraars. Ich ermittelte aus ihrer Bahn die Windrichtung, es war genau Südwest. Erstaunt hielt ich die Hand gegen die Sonne: in weitem Kreis um die so abgedeckte leuchtende Scheibe ließ sich der charakteristische Hof, das nur selten trügende Zeichen eines nahenden Wetterumschlags, erkennen. Jetzt wußte ich, auf was wir gefaßt sein mußten, und eine unbestimmte Vorahnung dessen, was uns da oben erwartete, überschattete für einen Augenblick mein Bewußtsein.

Die Sonne näherte sich dem Zenith, ihre Strahlen streiften noch die östliche Wandhälfte, die rechte westliche lag bereits im Schatten. Das Krachen des Steinschlags verstummte allmählich, nur im großen Couloir, das sich zur Linken der Rippe bis zur Höhe des Hugi­sattels hinaufzieht, rollte und rieselte es unablässig weiter. Die Zeit zum Aufbruch war gekommen, wir schulterten die Säcke, ordneten das Seil und machten uns auf den Weg.

Eine Viertelstunde nach zwölf überschritten wir auf einem Lawinenkegel den Bergschrund und begannen mit der Ersteigung des Eis­hanges. Nach einstündiger Hackarbeit waren die untersten Felsen erreicht, gutgriffige, leichte Felsen, in welchen wir mühelos anstiegen. Die Rippe bricht, bevor sie in der eisigen Schwelle des Berges versinkt, in einer hohen senkrechten Wand ab. Diese Wand, die zu erklimmen wir jetzt im Begriff standen, hat die Form eines riesigen Dreiecks, dessen Spitze die Höhe des Studerjochs um weniges überragt. Es war prächtiger Kletterfels, steiler, aber vielfältig gestufter, grauer Hochgebirgskalk, in dem wir uns jetzt in beglückendem Zusammenspiel aller Glieder emporarbeiteten. Gegen vier Uhr nachmittags hatten wir die Spitze des Dreiecks erreicht und betraten die eigentliche Rippe. Von hier an ändert sich der Charakter der Kletterei. An Stelle der steilen und festgriffigen Felsen tritt jetzt ein unheimlich verwitterter Stein. Die Rippe ist in ihrem untersten Teil noch breit und ragt nur wenig aus der linken Wandhälfte heraus. Ihre linke Flanke durchziehen mehrere flache, gut gestufte Rinnen, die rechte, welche nie einen Sonnenstrahl empfängt, ist hoch, steil und schneebedeckt. Nach einigen Seillängen wird die Rippe ausgeprägter und bildet einen beidseitig schroff abfallenden, scharfen Grat. Haushohe Blöcke und bizarr geformte Türme durchsetzen die Gratkante.

Obschon die Rinnen zur Linken ein rasches Vorwärtskommen erlaubt hätten, zogen wir es, wo immer möglich, vor, an der Kante zu bleiben, da jene Rinnen beständig dem Steinschlag aus den höher gelegenen Teilen der Wand ausgesetzt sind. Die Grattürme lassen sich alle auf den schneebedeckten, teilweise vereisten Platten der rechten Flanke umgehen. In klettertechnischer Hinsicht waren wir bis jetzt auf keine außergewöhnlichen Schwierigkeiten gestoßen, obschon der brüchige Stein und zahlreiche lose Blöcke den jeweils Vorangehenden zu großer Vorsicht nötigten.

Die Anspannung des Kletterns und die Konzentration auf die gerade vor mir liegenden Griffe und Tritte hatten mich bis dahin verhindert, der Veränderung des Wetters, welche sich jetzt mit drohender Deutlichkeit bemerkbar machte, Beachtung zu schenken. Es war halb sechs Uhr abends; wir mochten eine Höhe von nahezu 3800 m erreicht haben. Unmittelbar vor uns wuchs ein etwa 20 Meter hoher, vollkommen glatter dunkler Felsurm aus dem Grat empor. Unter uns verlor sich die Wand in Abstürzen, aus deren Tiefen ab und zu der dumpfe Aufschlag der unter unsern Füßen gelösten Blöcke heraufhallte. Aus diesen Tiefen krochen jetzt dichte weiße Nebel empor, füllten alle Schluchten und Klüfte der Wand und schlugen über unsern Köpfen zusammen. Nach kurzer Zeit steckten wir mitten drin im leichten, lautlosen Tanz der fallenden Schneeflocken. An eine Umkehr, welche hier noch ohne weiteres möglich gewesen wäre, dachte keiner von uns. Wir beschlossen vielmehr, am nächsten geeigneten Platz ein Biwak zu beziehen und dort den folgenden Tag abzuwarten. Den Turm umgingen wir rechts im Schnee der Flanke und verfolgten dann weiter die Gratkante. Unweit oberhalb des Turms bildet die Rippe einen senkrechten Aufschwung, der mit einer glatten Wand beginnt. Am Fuße dieser Wand fand sich ein abschüssiges Plätzchen, das uns erlaubte, Rücken an Rücken zu sitzen, die Füße zwischen einigen Blöcken verstemmt. Eine Durchstöberung der Rucksäcke förderte vor allem die etwas beunruhigende Tatsache zutage, daß unsere Eßvorräte – im Hinblick auf das durch die Wand zu schleppende Gewicht der Ausrüstung ziemlich knapp bemessen – schon zur Neige gingen. So beschränkte sich denn unser Nachtmahl auf ein paar Biskuits, etwas Schokolade und einige Becher auf dem Feldflaschenkocher bereiteter Ovomaltine. Dann schlüpfen wir unter

den Zeltsack. Es dauerte geraume Zeit, bis jeder den andern davon überzeugt hatte, daß er ihm den Löwenanteil des Raumes unter dem Zelt überlassen habe und unmöglich noch mehr hergeben könne, ohne sich dem Erfrierungstod auszusetzen. Schließlich hielt auch in unserer Hülle der Friede der Hochgebirgsnacht seinen Einzug.

Der dieser Nacht folgende Morgen kündete einen trüben, unfreundlichen Herbsttag an. Unsere noch ungebrochene Zuversicht ließ uns dessen ungeachtet auch jetzt noch einige vorteilhafte Aspekte unserer Lage erkennen. Erstens einmal reichte die Sicht von unserem Standort bis ins Tal hinunter, ein Umstand, dem wir die Möglichkeit einer späteren Aufhellung entnehmen zu dürfen glaubten. Zweitens mußte der Schneefall der vergangenen Nacht von sehr kurzer Dauer gewesen sein, denn soweit die Felsen nicht von dem allorts haftenden Altschnee bedeckt waren, erschienen sie vollkommen trocken. So erachteten wir es denn als das Beste, nach einem kurzen, dem Inhalt unserer Proviantssäcke angepaßten Frühstück den Weiterweg anzutreten. Auf der Suche nach einer Ersteigungsmöglichkeit des senkrechten Grataufschwungs wurde unter der glatten Wand in die rechte Flanke hinausgequert. Die Flanke zieht sich in einer Flucht steiler Platten zur Gratkante empor. Während der drei nun folgenden Stunden waren wir damit beschäftigt, diese Plattenwand in schwieriger und anstrengender Kletterei zu überwinden. Für mich, der hier als zweiter ging, wurden diese zweihundert Meter zum nervenaufreibendsten Teil der ganzen Fahrt. Gerechtfertigt befand sich fast ständig senkrecht über mir, und jeder Stein, der sich unter seinen Tritten löste, mußte mich in seinem Fall fast mit Bestimmtheit treffen. Mehrmals mußte ich, selbst auf dürftigem Stand an den Fels geschmiegt, zusehen, wie es ihm nur mit Mühe gelang, einen ausbrechenden Block in seine unsichere Gleichgewichtslage zurückzubefördern, oder ihn schon im Fallen durch einen kräftigen Stoß in eine von der Falllinie abweichende Bahn zu bringen. Wir gewannen nur langsam an Höhe, und ich fand öfters Zeit zur Betrachtung unserer Umgebung. Sie war von einer düsteren Großartigkeit. Der mittlere Teil der Wand bildet zu beiden Seiten der Rippe eine riesige, dunkle Mauer. Steile, von Steinschlagrinnen durchfurchte Schneefelder unterbrechen die senkrechte Flucht dieser Platten. In nahezu regelmäßigen Zeitabständen durchschnitt das unheimliche Summen fallender Steine die

Luft. In tollen Sätzen übersprangen sie die lotrechten Abstürze, glitten rauschend durch den Schnee und verschwanden in der Tiefe. Kein einziges der Geschosse erreichte uns, denn die Rippe tritt überall weit aus der Wand hervor und ist dadurch vollkommen steinschlagsicher.

Endlich war die Gratkante erreicht, der große Aufschwung lag jetzt hinter uns, und es folgte ein leichtes, fast horizontales Stück, das gleichzeitiges Gehen zuließ. Dann standen wir vor einem neuen Hindernis. Ein etwa 20 Meter hoher Kalkklotz mit senkrechten, glatten Wänden erhebt sich unvermittelt aus dem Grat, unterbricht ihn in seiner ganzen Breite und scheint jeden Weiterweg gänzlich zu sperren. Wir waren am Fuße des grauen Turms angelangt. Unter uns lag der Weg, den alle unsere Vorgänger beschritten hatten: Eine Seillänge tiefer als der Fuß des grauen Turms beginnt in der Wand zur Linken eine seichte, fast senkrechte Rinne. Sie endet in der Höhe des Turms unter einem kleinen, geröllbedeckten Sims. Von diesem Sims führen abwechselnd steile, plattige Wandstufen und flache, schwach ausgeprägte Rinnen höher. Um den Spuren der früheren Ersteiger zu folgen, hätten wir in die zuerst genannte Rinne abseilen, diese erklettern und uns dann über die sich anschließenden Platten hinaufarbeiten müssen. Bei günstigen Verhältnissen mag diese Umgehung möglich sein, obschon sie stets schwierig und sehr gefährlich bleiben wird. Doch an jenem Tag wäre dieser Gang ein unverantwortliches, durch nichts zu rechtfertigendes Wagnis gewesen. Die aus den höher gelegenen Teilen der Wand fallenden Steine, welche durch das allenthalben rinnende Schmelzwasser gelöst wurden, nahmen ihren Weg über die Platten und durch die Rinnen, in welchen sich unser Anstieg vollziehen mußte. Unablässig polterte, rutschte und rieselte es in der Wand. So mußten wir uns denn notgedrungen nach einem andern, weniger verzweifelten Ausweg umsehen. Am Fuße des grauen Turms zieht sich durch die rechte Flanke ein horizontaler, mit losen Blöcken gefüllter Riß. Er wird von der hier überhängenden Wand des Turms überdacht und endet nach etwa 10 Metern unter einer tiefen Scharte, welche den Turm von der Fortsetzung des Grates trennt. Wir wußten zwar nicht, wie der auf die Scharte folgende Teil des Grates aussah, aber das einzige, was uns übrig blieb, war ein Versuch, diese Scharte zu erreichen

und von da aus irgendwie die Grathöhe zu gewinnen. Vorsichtig schob sich Gerecht dem Riß entlang in die Flanke hinaus, umging alle losen Blöcke und erreichte die Scharte. Nach kurzer Zeit stand ich neben ihm und betrachtete das neue Hindernis, das sich uns jetzt entgegenstellte.

Hinter dem grauen Turm bricht der Grat in einer 20 Meter hohen, senkrechten Wand zur Scharte ab. Seine linke Flanke besteht aus steilen und glatten Platten. Diese Platten stoßen mit der Wand in einer völlig ungangbaren Kante zusammen. Etwa drei Meter links der Kante zieht sich in der Flanke eine rechtwinklige, zuerst überhängende, dann senkrechte Verschneidung zum Grat hinauf. Diese Verschneidung ist dadurch entstanden, daß sich zwischen ihr und der Kante eine meterdicke Lage des Gesteins von den darunter liegenden Schichten abgespalten hat. Es galt, den obern Teil dieser Verschneidung zu erreichen und ihr dann bis zum Grat zu folgen. Diese Stelle war zweifellos schwer, und ich machte deshalb Gerecht, der schon seit mehreren Stunden geführt hatte und sich dabei öfters stark ausgeben mußte, den Vorschlag, mich vorausgehen zu lassen. Allein ich hatte nicht mit seinem Ehrgeiz gerechnet. Kommentarlos lehnte er mein Anerbieten ab, zog seine Kletterschuhe an und stopfte sich einige Mauerhaken sowie den Kletterhammer in die Taschen. Nachdem wir uns noch mit dem zweiten Reserveseil verbunden hatten, und der Rucksack des Gefährten hinter einem Block verstaute war, begann die Ersteigung der Platte. Meine Schulter bildete einen ersten Tritt, ein leichter Schlag mit dem Hammer löste ein Stück aus der Kante und schuf so einen zweiten, dann arbeitete sich der Kamerad unter Ausnützung der kleinsten Rauigkeiten zu einer engen Felsritze empor und trieb einen Haken hinein. Nun konnte ich ihn durch Seilzug von unten her unterstützen. Vorsichtig querte er zur Verschneidung hinüber, brachte dort zwei weitere Haken an und gewann in unausgesetzt schwerer Kletterei die Gratkante. Dann verlor ich ihn aus dem Blick. Es dauerte einige Zeit, bis er auf dem Grat einen guten Stand gefunden hatte. Schließlich war es so weit, und nachdem der Sack seinem Besitzer nachgefolgt war, kam die Reihe an mich.

Es war jetzt 12 Uhr vorbei, das Wetter, das die hochgespannten Erwartungen des Morgens zwar nicht erfüllt, sich aber anfänglich

doch von wohlwollender Beständigkeit gezeigt hatte, schien sich jetzt endgültig zum Schlechten zu wenden. Schon wirbelten vereinzelte Flocken durch die Luft, als ich meinen Fuß auf die Platte setzte, deren unbarmherzige Glätte auch dem sorgfältigsten Anpressen meiner Sohlen Hohn zu sprechen schien. Ich hatte den ersten Haken erreicht und begann eben, ihn mit dem Kletterhammer zu bearbeiten, als nahes Donnerrollen die Hammerschläge übertönte. Einen Augenblick später prasselte ein Hagelschauer auf mich nieder. Im Nu war der Fels naß und schlüpfrig, und nur das von oben kommende, kräftig angestreckte Seil konnte jetzt mein Ausgleiten verhindern. Mit Mühe brachte ich es fertig, alle Haken zu entfernen und den Grat zu erreichen. Ich fand den Kameraden am Fuße eines kleinen Absatzes auf einem ebenen Platz. Mit voller Wucht entlud sich jetzt das Gewitter in der Wand, die Pickel surrten, und beim Berühren der Felsen verspürte ich einen leichten elektrischen Schlag. An ein Weitergehen war im Augenblick nicht zu denken, wir beschlossen, unter dem Zelt Schutz zu suchen und das Ende des Unwetters abzuwarten. Dieses ließ uns reichlich Zeit zur zweiten Mahlzeit dieses Tages, der wir eine kühle Abwägung unserer Chancen, dieser furchtbaren Wand zu entrinnen, nachfolgen ließen. Daß in dieser Höhe an eine Umkehr nicht mehr zu denken war, darüber war sich jeder von uns im klaren. Vom Gipfel trennte uns ein Höhenunterschied von höchstens 250 Metern, allein wir mußten unsern Weg jetzt in einem noch nie begangenen Teil der Wand suchen und befanden uns hinsichtlich der Schwierigkeiten, die vor uns lagen, völlig im Ungewissen. Ein zweites Biwak schien unvermeidlich. Wenn der Schneefall die Nacht hindurch anhielt, dann mußte sich am nächsten Tag die Schnelligkeit unseres Vorrückens auf einen Bruchteil dessen vermindern, was wir heute zu leisten im Stande gewesen waren. Infolgedessen bedeutete jeder Meter, den wir dem Fels noch heute abringen konnten, einen wertvollen Gewinn, und die Notwendigkeit, noch vor Einbruch der Dunkelheit so hoch als möglich vorzudringen, drängte sich geradezu gebieterisch auf. Deshalb traten wir anderthalb Stunden später, nachdem das Gewitter abgeflaut war, ungeachtet des noch anhaltenden leichten Schneefalls, den Weiterweg an.

Während einiger Seillängen ging es leicht über lose Blöcke und kleinere Gratabsätze, die jetzt mit einer dünnen Schicht nassen

Schnees überzogen waren. Dann aber wurde unserem Vordringen eine endgültige Schranke gesetzt. Unvermittelt richtete sich der Grat auf und bildete eine schmale und steile Kante, die sich, wie die Schneide eines Keils, mit mauerglatt abfallenden Flanken vor uns emporschwang und sich erst hoch oben im trüben Grau einer um die Spitze des Berges lagernden Wolke verlor. Fast verzweifelt suchte ich die Gratschneide nach irgendwelchen Haltepunkten ab. Was ich sah, reichte kaum aus, um auch nur einen schwachen Hoffnungsschimmer aufkommen zu lassen. Trotzdem machte sich Gerecht zu einem verzweifelten Versuch bereit. Etwa drei Meter oberhalb unseres Standorts unterbrach eine fußbreite Kerbe die gleichmäßige Linie der Kante. Der Kamerad stieg auf meine Schultern, faßte die Kante mit beiden Händen und schob sich, die Sohlen an die Flanken gepreßt, zu diesem Tritt hinauf. Doch weiter kam er nicht. Kein in Reichweite liegender Griff, auch keine Ritze, die das Einschlagen eines Hakens erlaubt hätte, ließ sich finden. Langsam kletterte er zurück, und wieder spürte ich das ganze Gewicht seines Körpers auf mir. Diesmal hatte ich dabei für einen Augenblick das Empfinden, wie wenn sich eine schwere, unerbittliche Hand zur Besiegung unseres Schicksals auf meine Schultern legte.

Doch es dauerte nicht lange, bis ruhige Ueberlegung und das in Erfahrungen vieler Jahre erworbene Wissen um ähnliche, letzten Endes doch gemeisterte Situationen wieder die Oberhand gewonnen hatten. Und als der Gefährte nun schweigend und abgekämpft neben mir stand, da war ich mir über den Weg, den zu gehen ich jetzt versuchen wollte, bereits im klaren. Schon bevor Gerecht zu seinem aussichtslosen Versuch, die Kante direkt zu erklettern, angesetzt hatte, war mir eine große Rinne in der Wand zur Rechten unserer Rippe aufgefallen. Diese Rinne nahm in der Höhe unseres Standorts und etwa 30 Meter von ihm entfernt ihren Anfang, zog sich in der Falllinie der Wand empor und endete nach zwei Seillängen unter einem Ueberhang. Noch weiter rechts, dicht neben der Rinne, führte eine sekundäre, schwach ausgeprägte Rippe die Wand hinauf. Zwischen unserem Grat und der Rinne bildete die Wand einen senkrechten Plattenwulst. Mitten durch diesen Wulst zog sich horizontal ein schmaler, verwitterter Sims. Er setzte sich in der Flanke unseres Grates fort und endete am Fuße des Grataufschwunges. Eine meterhohe



Finsteraarhorn, Ostwand

Links: Route der Ostrippe vom Oberstuderjoch, Kohler-Brügger

Mitte: Route über die Nordostrippe, Haßler-Amatter

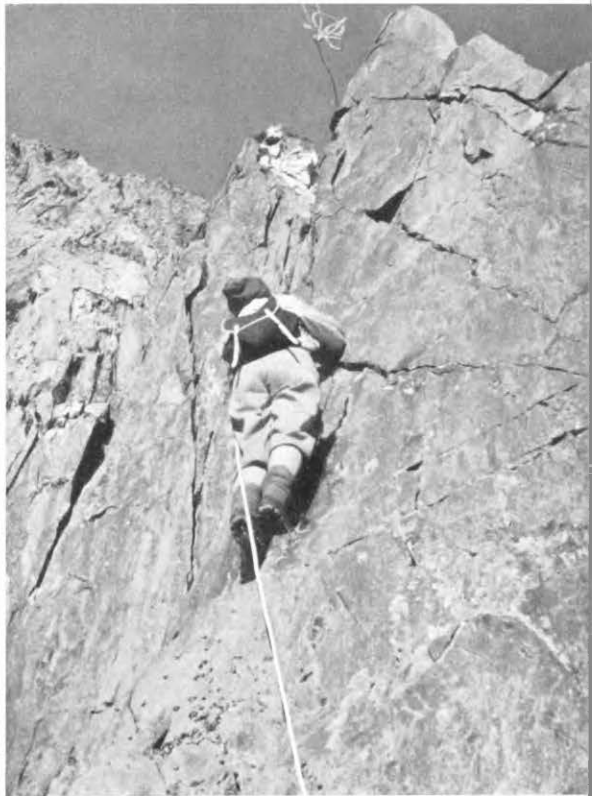
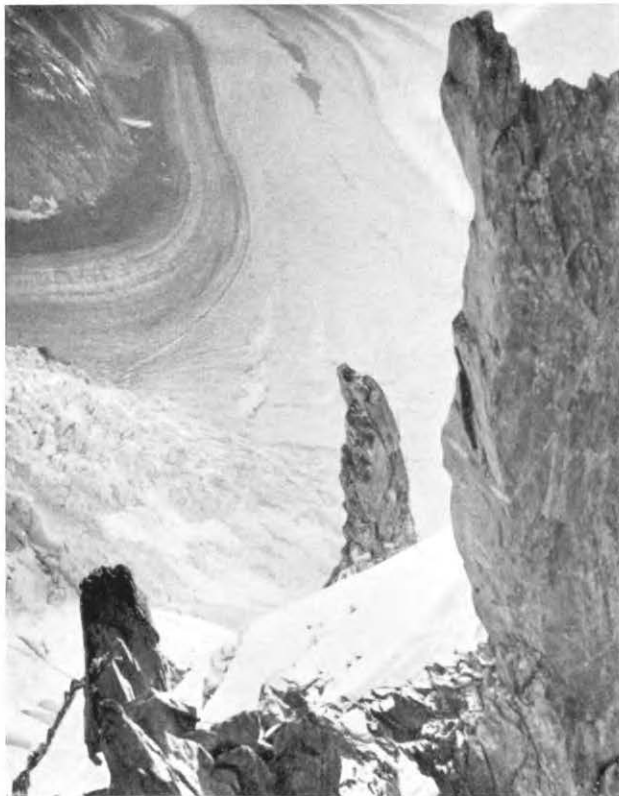
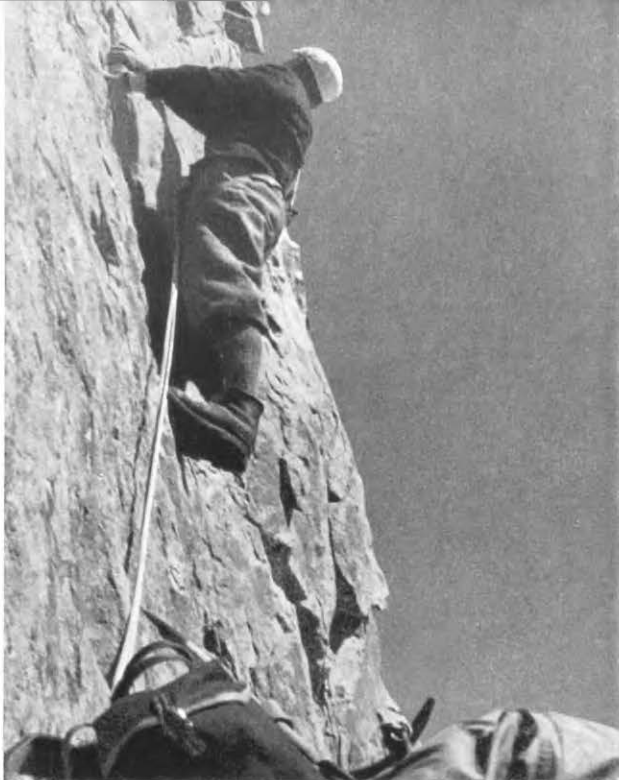
Rechts: Route zum Hugisattel, Haßler-Amatter

× Grauer Turm

Photo E. Gyger



Finsteraarhorn, Ostwand, vom Hugiſattel aus
Obere Partie der Nordostrippe, im Hintergrund das Studerhorn
Links unten: Der Graue Turm
Bildmitte: 40 m Traverse nach rechts



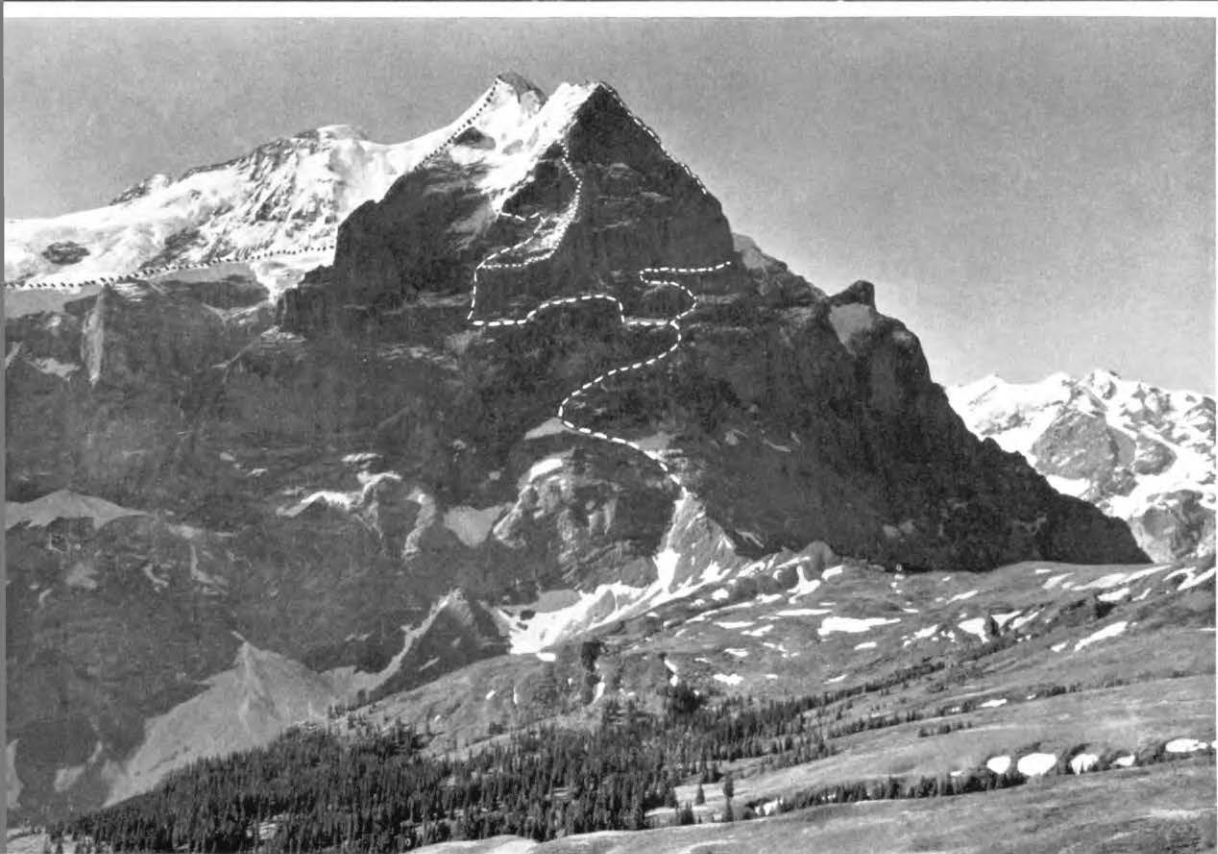
Finsteraarhorn, Ostwand

Aufstieg über die Nordostrippe

Links oben: Schwierige Passage im unteren Teil, Roter Turm
 unten: Türme und Gendarmen im mittleren Teil, im Hintergrund der Finsteraargletscher

Rechts oben: Gendarmen im mittleren Teil

unten: Am Grauen Turm, Alexander Graven wirft Frau Lohner das Seil zu



Oben: **Jungfrau**, Telephoto vom Berner Münster aus
 Links: Nordwandroute, v. Allmen-Schlunegger,
 25. Juli 1945
 Rechts: Route Lauper, 1926

Unten: **Wetterhorn**
 --- Route Finzi-Knubel-Biner, 1929
 Variante Krähenbühl-Pargätzi, 1944
 - - - Neue Route Krähenbühl-Pargätzi, 24. Juni 1945
 links: Neue Route über die Nordostwand, H. und
 E. Etter-Reiß, 20. Mai 1945 (Details siehe Tafel 33)

und fußdicke Schicht des Gesteins war hier aus dem Plattenschild der Wand ausgebrochen. Der untere Rand der Bruchstelle bildete den erwähnten Sims, der obere war weniger deutlich ausgeprägt und verlief in der darüberliegenden Fortsetzung des Plattenwulstes. Stehengebliebene Reste des gelösten Gesteins, scharfkantige Platten aller Größen, waren längs des Simses verteilt. Etwa zwei Meter unterhalb der Bruchzone, die sich wie ein Gürtel um den Plattenbauch legte, wurde die lotrechte Fläche der Wand von einem kurzen, abschüssigen Schneehang unterbrochen und verlor sich dann in Abstürzen, deren Tiefen uns die allmählich hereinbrechende Dämmerung mitleidsvoll verbarg. Wenn es gelang, den Plattenwulst längs dieses Simses zu queren und die große Rinne zu erreichen, in dieser bis zum Ueberhang anzusteigen und dann nach rechts auf die Sekundärrippe hinauszuküchen, so waren damit zum mindesten einige Seillängen an Höhe gewonnen. Vielleicht aber fand sich dort drüben sogar eine Möglichkeit, weiterzukommen.

Vom Kameraden gesichert, querte ich die Gratflanke und erreichte den Plattenwulst. Ein dicker Eisüberzug verlieh seiner Oberfläche die Glätte geschliffenen Kristalls. In Hüfthöhe, am oberen Rand des herausgebrochenen Plattengürtels, fand ich einige dürftige Griffe für die Hände, den Füßen bot der Sims einen unsicheren Halt. Langsam schob ich mich in die Wand hinaus, immer ängstlich darauf bedacht, keine der zwischen ihr und mir sturzbereit an den Fels gelehnten Platten zu berühren: sie hätten mich in ihrem Fall unweigerlich mitgerissen. Mehrfach mußte ich dabei den Körper weit ins Leere hinauslehnen, während die Füße die nasse und schlüpfrige Simskante abtasteten, und die Finger sich in vereiste Kerben preßten. Das Seil war ganz ausgelaufen, als ich endlich ein kleines, eisgefülltes Couloir erreichte. Jenseits des Couloirs führten leichte, schuttbedeckte Felsen zur Rinne hinüber. Hier fand sich ein ebener Platz sowie ein fester, zur Sicherung des Kameraden geeigneter Block. Nach einiger Zeit waren wir wieder beisammen und berieten das weitere. Es war 6 Uhr abends, der Einbruch der Dunkelheit stand bevor und damit auch ein zweites Biwak. Hier befanden wir uns an einem verhältnismäßig bequemen und windgeschützten Platz. Deshalb hielten wir es für das Beste, hier den Morgen abzuwarten; so trafen wir unsere Vorbereitungen für die Nacht.

Nachdem wir bis auf einen kleinen Rest das Wenige, was uns noch geblieben war, verzehrt hatten, überwältigte uns die Müdigkeit. Der letzte, beklemmende Eindruck, den ich aus dieser uns feindlichen Welt in das befreiende Dunkel eines traumlosen Schlafes hinübernahm, war das leise Knistern der auf die gestraffte Hülle des Zeltes niedersinkenden Schneeflocken.

Am folgenden Morgen war meine erste, mich etwas überraschende Wahrnehmung ein Gefühl des Ausgeruhtheits und des Vollbesitzes aller körperlichen Fähigkeiten. Die Felsen im Umkreis trugen einen dünnen Neuschneebeleg, und um die Abstürze zu unsern Füßen flatterte zerfetztes Gewölk. Kurz nach 7 Uhr verließen wir den Biwakplatz und begannen mit der Ersteigung der Rinne. Ihre Felsen erwiesen sich als gutgriffig und fest, sodaß wir sie bald verlassen und unter dem Ueberhang nach rechts auf die Sekundärrippe hinüberwechseln konnten. Die Rippe wurde bald ungangbar, und wir vertauschten sie mit einem völlig vereisten Couloir zu ihrer Linken. Je höher wir kamen, desto mehr nahm auch der Schneebeleg der Felsen zu. Zum Schnee gesellte sich eine starke Vereisung; jeder Spalt, jede Ritze war mit Eis gefüllt. Ich bemerkte in diesem obersten Teil der Wand kaum einen losen Block; alles war festgefroren. Dadurch war auch die Gefahr des Steinschlages gebannt, und wir konnten unsern Weg jetzt zwischen Rinnen und Rippen wählen, wie wir wollten. Langsam gewannen wir an Höhe. Noch manche schwere Stelle war zu überwinden, aber keine hielt einen Vergleich mit den vorangegangenen Schwierigkeiten aus, und keine konnte unser gleichmäßiges Vordringen für längere Zeit aufhalten. Mit jedem Schritt, der mich höher trug, löste sich auch der Druck, der seit dem Beginn dieser Fahrt auf mir gelastet hatte. Und als dann schließlich die Neigung der Wand nachließ, und einige Seillängen über uns die Umrisse des Gipfels unter einem tief umwölkten Himmel auftauchten, da erfüllte die jubelnde Gewißheit des Gelingens alle Räume meines Bewußtseins.

Um halb elf Uhr, dreieinhalb Stunden nach Verlassen des Biwaks, betraten wir den höchsten Punkt. Wir hielten keine lange Gipfelrast. Der Schneesturm, der in der Wand mehr als einmal über uns hereinzubrechen gedroht hatte, entlud sich jetzt mit voller Wucht. Hastig rollten wir das Seil auf und eilten über den leichten Nordgrat

zum Hugisattel hinunter. Auf dem Gletscher folgten wir einer halbverschneiten Spur, die uns zur Finsteraarhornhütte führte. Hier entstand aus einer Handvoll Haferflocken aus des Gefährten und einem halb zerdrückten Suppenwürfel aus meinem Rucksack im Verein mit einer Tasse Reis, die ein unbekannter Spender im Hüttenschrank zurückgelassen hatte, ein herrliches Mahl. Dann brachen wir frischgestärkt zu einer letzten Wanderung auf, die erst um halb zehn Uhr nachts vor dem Eingang des gastlichen Berghauses Jungfrauoch ihr Ende fand.

*

Die Durchkletterung der Nordostwand des Finsteraarhorns ist eine schwere, aber großartige Bergfahrt. Der von uns eingeschlagene Weg, welcher die Hauptrippe erst im obersten Teil der Wand, etwa 100 Meter oberhalb des grauen Turms verläßt, bietet meiner Meinung nach den Vorteil, völlig steinschlagsicher zu sein. Beim Studium eines Berichtes von Miß O'Brien (Year Book of Ladies Alpine Club 1931, pg. 17) der mir erst nach Durchführung der Tour in die Hände fiel, gewann ich den Eindruck, daß diese Partie oberhalb des grauen Turms, nachdem sie die Rippe wieder erklettert hatte, den gleichen Weg einschlug wie wir. Miß O'Briens Beschreibung der Traverse, welche sie von der Rippe in die Rinne hinüberführte, und die sie «als die weitaus schwerste Stelle der ganzen Wand» bezeichnet, paßt bis ins Detail auf den auch von uns zurückgelegten Quergang. Es liegt auf der Hand, daß bei der Wahl dieses Wegs – welcher im Gegensatz zur Route Hasler-Amatter und Fynn-Brüderlin im obersten Wandteil rechts der Rippe verläuft und auf dem Nordwestgrat endet – der von uns eingeschlagene direkte Weg einer Umgehung des grauen Turms durch Abseilen in die linke Wandhälfte mit nachfolgendem Wiederaufstieg zur Rippe vorzuziehen ist, auch wenn er vielleicht technisch schwieriger ist als die früheren.

Unsere Zeiten:	1. Tag	Einstieg	12.15 Uhr	5 $\frac{3}{4}$ Stunden	
		1. Biwak	18.00 Uhr		
	2. Tag	Aufbruch	7.00 Uhr	9 Stunden	
		Gewitter oberhalb des grauen Turms	13.00–15.00 Uhr		
		Biwak	18.00 Uhr		
	3. Tag	Aufbruch	7.00 Uhr	3 $\frac{1}{2}$ Stunden	
		Gipfel	10.30 Uhr		
			Total	18 $\frac{1}{4}$ Stunden	

Geschichtlicher Ueberblick der Besteigung der Ostflanke des Finsteraarhorns (4273 m)

Die Ostflanke des Finsteraarhorns wird durch zwei Rippen oder Sporne senkrecht durchzogen, die sich beim Gipfel vereinigen. Die Rippe rechts ist die längere von beiden. Sie strebt mehr als 1100 m vom Studerfirn bis zum Gipfel empor, wir wollen sie die Nordostrippe nennen. Die andere beginnt beim Oberstuderjoch (3416 m) und überwindet bis zum Gipfel einen Höhenunterschied von 850 m. Wir nennen sie die Ostrippe oder den Ostsporn.

Am 6. und 7. August 1902 unternahmen Miss Gertrud Bell und die beiden Bergführer Ulrich und Heinrich Furrer einen Angriff auf die längere Rippe, die Nordostrippe. Sie waren schon fast bis zum Gipfel gelangt, als ein furchtbarer Schneesturm sie in 4000 m Höhe zu biwakieren zwang, der Abstieg erfolgte am nächsten Tag mitten im wütenden Sturm unter schwersten Bedingungen. Nach einem zweiten Biwak gelang es ihnen endlich, sich von dem Berg zu lösen. Dieser Mißerfolg stellt wahrscheinlich das größte bisher an dieser Wand durchgeführte Unternehmen dar.

Am 8. Juli 1904 erklettert der unternehmungslustige Bergsteiger Gustav Haßler mit Fritz Amatter aus Grindelwald die Felsrippe, die zum Hugiattel (4094 m) hinaufstrebt. Einige Tage später, am 15. und 16. Juli, verlassen Haßler und Amatter die Dollfußhütte, biwakieren am Fuß der Nordostrippe und führen am folgenden Tag die Besteigung der Ostwand des Finsteraarhorns durch. Im oberen Teil umgehen sie den grauen Turm durch einen Abstieg in das Couloir links und steigen dann direkt zum Gipfel hinauf. Das kalte Wetter begünstigte die Bergsteiger, da der Steinfall ausblieb. Sie ließen sich vom Gipfel in die Westflanke hinunter und gelangten über die Grünhornlücke zur Concordiahütte, eine Finsteraarhornhütte gab es damals noch nicht.

Am 12., 13. und 14. August 1904 wurde die Nordostrippe ein zweites Mal, vom Engländer A. Fynn und dem Schweizer A. Brüderlin (beide Mitglieder des AAKZ.), erstiegen. Von unten und von links her erreichten sie die Nordostrippe auf der Höhe des Oberstuderjoches und beendigten den Aufstieg nach einem zweiten Biwak in der Wand.

Die Wand wurde bis zum 29. September 1929 nicht wieder erklettert. An diesem Tag unternahmen Otto Brügger und Hans Winterberger mit dem Bergführer Hans Kohler die Erstbesteigung des Ostsporns. Sie gelang ihnen in 7 ½ Stunden vom Oberstuderjoch bis zum Gipfel. Vom Joch aus erreichten sie den Grat von rechts her und umgingen weiter oben einen Gendarm ebenfalls von rechts.

Am 3. September 1930 folgte die dritte Besteigung der Nordostrippe durch Miss O. Brien, heute Frau Underhill, mit Adolf und Fritz Rubi. Dieser Partie gelang die erste Besteigung ohne Biwak, 17 ½ Stunden brauchte sie von der Strahleggütte zum Gipfel. Der graue Turm wurde links umgangen, oberhalb dieses Turmes führte sie eine gefährliche Querung von ungefähr 30 m nach rechts auf den Nordwestgrat, 60 m unterhalb des Gipfels. Diese Querung wurde seither von allen Partien ausgeführt, die den Nordostsporn erstiegen haben.

Im Jahre 1932 gelang einer von Rudolf Schwarzgruber geführten Seilschaft die Zweitbesteigung der Ostrippe (jene des Oberstuderjoches).

Am 27. August 1944 erkletterten Fred Müller aus Bern und der Bergführer Hans Schlunegger den Ostsporn, der damit zum dritten Mal bezwungen wurde. Sie brachen von der Finsteraarhornhütte auf und erreichten das Oberstuderjoch (3416 m) über die Gemslücke (3342 m), einem Joch im Südgrat des Finsteraarhorns. Dieser Anmarschweg scheint empfehlenswert zu sein.

Im selben Jahr erfolgte die vierte Besteigung des Nordostsporns durch Otto Gerecht und Hermann Wäffler aus Zürich. Durch Gewitter überrascht sahen sich die Kletterer gezwungen, zweimal zu biwakieren. Im oberen Teil bestiegen sie als erste den grauen Turm, indem sie den unteren Aufschwung rechts und den zweiten direkt erkletterten. Hierauf wiederholten sie die Rubi- Traverse nach rechts. Diese Besteigung haben wir oben beschrieben.

Am 21. Juli 1945 führten Frau A. Lohner mit Alexander Graven aus Zermatt und André Roch die fünfte Besteigung der Nordostrippe durch, in 15 ½ Stunden von der Strahlegghütte bis zum Gipfel. Die Rippe wurde von rechts her über Schneehänge gewonnen und der graue Turm erstiegen. Steinschlag zwang die Partie, die Besteigung mit der Rubi- Traverse nach rechts zu beschließen.

Und schließlich erfolgte zwei Tage später, am 23. Juli 1945, die sechste Besteigung der Nordostrippe durch René Dittert, Léon Flory und Francis Marullaz aus Genf; von der Strahlegghütte aus führten die Bergsteiger die Tour ohne Biwak durch.

Die Besteigung des Nordostsporns der Ostflanke des Finsteraarhorns ist eine erstklassige Klettertour, die sich vielleicht mit jener der Nordwand der Grandes Jorasses (Pointe Croz) in der Mont Blanc-Kette vergleichen läßt.

Die Nordwand des Studerhorns

Nach drei mißlungenen Versuchen war uns die Ersteigung der Schreckhorn-Nordwand gelungen. Vom Gipfel aus genossen wir den Rundblick über diesen uns noch unbekanntem Teil des Berner Oberlandes. Vor allem fesselte unsern Blick eine blendend weiße, von imposanten Blöcken abgeriegelte Wand. Ueber deren Namen und Höhe belehrte uns die Karte: Studerhorn, 3428 m.

«Wie wär's, wenn wir morgen hingingen?» Sofortiges Einverständnis. In der Strahlegg-Hütte versichern uns Zürcher Freunde, daß dieser Weg noch nie begangen wurde. Ein Grund mehr, uns die Sache einmal anzusehen.

Um 2 Uhr morgens verlassen wir die Hütte. Im tiefen Dunkel schwankt der Laternenschein. Die Pickel klimpern, die Füße stoßen an unsichtbare Hindernisse. Plötzlich löscht unser Licht aus. In der schwachen Dämmerung finden wir durch das Labyrinth der Risse und Spalten einen Weg zum Finsteraarjoch. Von hier aus erreichen wir, über das Trümmergelände einer am Vortage von der Finsteraarhorn-Nordwand niedergegangenen Riesenlawine, den Fuß unseres Berges. Die Sonne ist inzwischen aufgegangen und überstrahlt bereits den Gletscher.

Wir richten uns gegen den schwächsten Punkt des Bergschrundes, der wie ein gähnender Rachen klafft. Mein Kamerad sieht mich mit einer ergebenen Miene an. Jetzt bedauert er, unsere Steigeisen vor wenigen Tagen auf Messerschneide geschärft zu haben. So vorsichtig wie möglich, etwa wie der Fuchs in der Fabel, steige ich daher auf seinen Rücken, froh, der Leichteste in der Seilschaft zu sein.

«Nur nicht auf meinen Kopf!» Nachdem ich den sichernden Haken möglichst hoch oben eingerammt habe, schwinde ich mich leicht empor.

«So, du kannst ganz sicher nachkommen.»

Nach einigen Augenblicken steht er neben mir. Nun zeigt sich, daß die Voraussetzungen ungünstiger sind, als es den Anschein hatte. Breite und tiefe Rinnen durchfurchen die Wand, sie gleichsam in Kolumnen spaltend. Sie bilden ein ernstliches Hindernis. Ihr Bett ist blankes Eis, und es bedarf schwieriger Gleichgewichtskünste, um sich aus der einen Rinne in die andere hinüber zu schwingen. Schon wird es sehr warm. Ueber uns dräuen die Firnblöcke. Das Gesims, das hoch über uns den Paß säumt, sieht wenig beruhigend aus. Deshalb queren wir nach rechts und steigen einem kleinen Couloir entlang: so umgehen wir tief eingeschnitte Felsen und rechter Hand einen riesigen Firnblock. Wir müssen pickeln. Als wir über dem Firnblock auftauchen, haben Sonne und Wärme den Abhang bereits bearbeitet: unsere Füße treten eine weiche Masse über schwarzem Eis. Vorsicht tut Not. Wir hacken ganze Kübel voll aus, während uns Sicherheitsnägeln, alle fünfzehn Meter ins Eis gerammt, fast nur moralischen Halt geben. Immer tiefere Rinnen verzögern unsern Vormarsch.

Nur langsam kommen wir über ermüdende Schneewände vorwärts. Endlich fehlen nur noch zwei Seillängen bis zum Firngrat. Mein Gefährte nimmt die letzten Hindernisse in Angriff. Es gilt, den Schnee wegzukehren, jeden Schritt auszupickeln. Wir hacken fast einen Laufgraben in diese böse Wand. Die dicke Schneedecke macht den Aufstieg von Stufe zu Stufe sehr heikel. Gut, daß wir uns nicht in der Falllinie der abwärts kollernden Eisklötze befinden.

Eine Zeitlang fühle ich eine seltsame Leere. Ich weiß auch den Namen des Berges nicht mehr, den wir erklettern.

Einige Meter über mir rammt mein Gefährte in unsicherer Lage gerade einen Haken ein, als ich ihn frage: «Du, auf welchem Berg befinden wir uns eigentlich?» Er scheint an meiner Urteilsfähigkeit oder an meinem Ernst zu zweifeln: mit einer Schulterbewegung tut er die Frage ab und schwingt weiter den Hammer.

Die Anstrengung wirkt mehr und mehr ermattend. Die Unbeweglichkeit macht mich frösteln, während meinem Kameraden dicke Tropfen über die Stirn rinnen. Zwei geschlagene Stunden kostet uns dieses letzte Wegstück. Mit einem Seufzer der Erleichterung schwingen wir uns schließlich auf das Gesims und fassen endlich auf dem ersehnten Grat Fuß. Von hier geht's flott zum nahen Firn.

Der Abstieg erfolgt über das obere Studerjoch. Die Zeit drängt, wenn wir noch am gleichen Abend die Grimsel erreichen wollen. Leider müssen wir diese Hoffnung sehr bald aufgeben. Bis in die Knie sinken wir ein, und die Müdigkeit zwingt zu öftern Aufhalten. Als wir die Oberaarhütte erreichen, ist es bereits 17 Uhr. Daher verschieben wir den Abstieg ins Tal auf den Morgen und überlassen uns in dieser Hütte, die den Paß überwacht, einem tiefen, traumlosen Schlaf.

Loulou Boulaz

Die Roten Zähne am Gspaltenhorn

Erste Nord-Süd-Ueberschreitung

Die Roten Zähne am Gspaltenhorn, die den Weg von der Gamchlücke zum Gipfel mit ihren steilen Aufschwüngen zu sperren scheinen, sind am 14. Juli 1914 von W. G. Young und S. W. Herfort mit Joseph Knubel und Hans Brantschen erstmals überschritten worden. Die klassische Route, über den Hängegletscher der Westflanke hinauf zum ersten Turm, dann über den mittleren und unter Umgehung des obersten Turmes zum Gipfel, ist seither mehrmals wiederholt worden. Der Abstieg auf dieser Route dagegen ist fast dreißig Jahre lang nicht versucht worden, zur Hauptsache wohl deshalb, weil die Abseilstellen der Young-Route bei Begehung in umgekehrter Richtung ja erklettert werden müssen, was bisher nicht genügend Aussicht auf Erfolg versprach.

Meinem Clubkameraden Edwin Krähenbühl und mir sollte es am 1. August 1943 vergönnt sein, diese Begehung erstmals durchzuführen. Die Aussicht auf eine schöne und überraschungsreiche Fahrt mag unsere Schritte damals beschleunigt haben: in knapp zweieinhalb Stunden gelangten wir von der Hütte aus auf den Gipfel.

Morgens 5 Uhr, mit den ersten Sonnenstrahlen eines prächtigen Sommertages, traten wir in Kletterschuhen den Abstieg an, voller Spannung, was uns die Nord-Süd-Ueberschreitung der Roten Zähne wohl an Hindernissen bieten werde.

Unheimlich schroff fallen die Couloirs in die zerrissene Westflanke, während auf der anderen Seite scharfe Scharten und Felsenfenster den Blick in die senkrechte, brüchige Ostwand freigeben. Vorsichtig kletterten wir miteinander in eine erste tiefe Scharte, die zum Fuß des obersten Turmes führt. Ein Schulterstand ermöglichte es Edy

Krähenbühl, einen Riß zu erreichen, der uns ohne besondere Schwierigkeiten auf die Turmspitze führte. Von hier aus stiegen wir in steilem, bröckligem Fels ein paar Seillängen in westlicher Richtung ab und erreichten eine kleine Kanzel. Dieser oberste Turm – im Aufstieg umgangen – weist im Abstieg eine Abseilstelle von etwa 15 Meter Höhe auf, die es uns ermöglichte, ein Band zu gewinnen, auf dem wir waagrecht in die Scharte am Fuß des mittleren Turmes gelangten. Der Weiterweg war vorläufig noch gesperrt durch eine glatte, eisgefüllte Rinne. Mit Hilfe des Kletterhammers schlugen wir Tritte ins brüchige Wassereis und waren bald jenseits des Couloirs. Hier erhob sich vor uns steil, aber nicht besonders abweisend, der mittlere Turm, mit dem bekannten Fenster (von dem aus, beim Aufstieg über die Young-Route, zu unserem Standort abgeseilt wird). Ueber unsolide Felsen konnten wir ein schmales Band erklimmen, das etwas heikel zum Fenster hinüberführt. Nun krochen wir durch das Fenster aus der Schattenseite an die strahlende Sonne und erreichten in mittelschwerer Kletterei die Spitze des mittleren Turmes.

Die Frage, wie der unterste Turm wohl beschaffen sein könnte, ließ uns nicht zur Ruhe kommen, umso weniger, als es galt, an diesem Turm drei Abseilstellen der Young-Route zu erklettern. Doch vorerst mußten wir die Scharte gewinnen, die wir über die steile und steinschlägige Flanke, am langen Seil langsam hinabkletternd, erreichten. Von hier aus schien ein Kamin an der Westseite des untersten Turmes vielversprechend auszusehen; er beginnt etwa acht Meter neben dem Fußpunkt der Abseilstelle der Young-Route. Bevor wir aber diesen Kamin angingen, taten wir einen kräftigen Griff in den Rucksack und stärkten uns für die bevorstehende Kletterei. Dabei hatten wir erstmals richtig Zeit, uns in der wilden und großen Landschaft umzusehen. In ihrer Abgelegenheit und Ungastlichkeit gehört sie zum Eindrücklichsten, das wir je gesehen haben.

Vielleicht ließe sich die erste, etwa zwanzig Meter hohe Stufe des Turmes auch mit einem etwas gewagten Manöver in der freien Ostflanke erarbeiten, doch entschlossen wir uns für den genannten Kamin auf der West-Seite.

Eine erste Seillänge führte mittelschwer in den Kamin hinein, der aber in halber Höhe durch einen ausgeprägten Wulst versperrt war. Wir sicherten mit einem Haken; von meinen Schultern aus konnte

Edy Krähenbühl den Wulst überwinden und verschwand aus meinen Augen. Wenig später meldeten helle Hammerschläge, daß der Vordermann zum Ausstieg aus dem Kamin einen weiteren Haken in das solide Gestein trieb. Der Ausstieg gelang leichter, als wir erwartet hatten; bald standen wir beide auf einer kleinen Terrasse, von der aus die Mittelpartie des Turmes uns keine besonderen Schwierigkeiten entgegenstellte.

Damit gewannen wir dann leicht die sogenannte Steinbank, die im Führer als Fußpunkt der obersten Abseilstelle der Young-Route bezeichnet wird. Anderthalb Meter über dieser Steinbank befindet sich ein etwa 40 Zentimeter breiter Sims. Dann schwingt sich der Fels etwa vier Meter glatt und grifflos empor und verläuft in ein etwa drei Meter hohes, trockenmauerartiges Steingebilde, das auf eine kleine, vorspringende Schulter führt. Oberhalb unseres schmalen Simses ließ sich ein Haken in einen winzigen Riß treiben. Das Seil wurde eingeklinkt, beide hielten wir uns am Haken fest, wobei ich tief in die Hocke ging. Mein Kamerad stieg auf meine Schultern, behutsam richtete ich mich mit der ganzen Last auf, wobei sich mein Reiter gegen die grifflose Mauer stützte und im Gleichgewicht hielt. Das Manöver war auf dem exponierten Bändlein etwas heikel, allein es gelang. Edy Krähenbühl vermochte in der Trockenmauer Griff zu fassen, zog sich hoch und erreichte mit einiger Kraftanstrengung die Schulter. Diese Stelle dürfte wohl die schwierigste der ganzen Route darstellen.

Unterdessen war es bereits Mittag geworden, doch die Roten Zähne gehörten uns. Jetzt durften wir die verdiente Mittagsrast und eine wahrhaft festliche Schau über das sommerliche Land genießen.

Noch hatten wir aber nicht alle Anstrengungen hinter uns. Denn diese Seite des Gspaltenhorns ist unheimlich zerrissen. Riesige Tobel und Klippen zwingen zu ständigem Wegsuchen. Es handelt sich hier nicht um einen Grat, sondern um ein Labyrinth von Türmen, Rippen und Buckeln. Ständig mußten wir uns davor hüten, zu weit in die Westflanke abzustiegen. Bei Nebel müßte man geradezu nach dem Kompaß gehen, um die Hauptrichtung nicht zu verlieren.

Später wird der Bergkamm sanfter. Der Hängegletscher nahm uns auf, und langgezogene Schneefelder an der Westflanke, die hier

keine besondere Steilheit mehr aufweist, erlaubten prächtige Schußfahrten. In kürzester Zeit erreichten wir die Hütte. Zwölf Stunden nach unserem nächtlichen Aufbruch traten wir unter das schirmende Dach.

Diese Nord-Süd-Ueberschreitung ist sicher lohnender als der Aufstieg in entgegengesetzter Richtung (Young-Route): die schönen Klettereien liegen alle in den Abseilstellen der Erstbegeher und erfordern keine Umgehungen, weil die Route über alle drei Zähne führt. Daß uns diese Fahrt gerade am 1. August gelungen war, erhöhte unsere Freude. Es war ein Feiertag, den wir nicht vergessen werden.

Jörg Wyß, AACB.

Tschingelspitz S-Wand

Erste Begehung durch Edwin Krähenbühl und Hans Wytttenbach, Mitglieder des Akademischen Alpenclub Bern, am 13. August 1944.

Oft werden schöne Berge kaum bestiegen und beachtet, weil höhere und berühmtere Gipfel in ihrer Nachbarschaft stehen. Dabei ist es nicht selten, daß die Aussicht von jenen Bergen großartiger und die Besteigung genußreicher ist. So stiefmütterlich wird auch der Tschingelspitz behandelt. Gspaltenhorn, Tschingel- und Breithorn bilden die Hauptziele der Besucher des Mutthorngebietes im Berner Oberland, während die Bergdohlen am Tschingelspitz oft lange vergeblich nach Speiseresten aus den Rucksäcken sonntäglicher Kletterer suchen. Glücklicherweise gibt es aber noch solche abgelegene Winkel in den Bergen, wo nicht zahlreiche Seilpartien um die Reihenfolge des Einstieges kämpfen müssen.

Der Tschingelspitz ist dem Gspaltenhorn östlich vorgelagert. Seine eisgepanzerte Nordflanke ist zur Zeit noch unbegangen. Vor einigen Jahren unternahm die Seilschaft Salvisberg-Feuz einen Aufstiegsversuch. Sie wich jedoch im oberen Teil nach links aus und erreichte den Ostgrat an dessen Anfang. Auf der Südseite fällt der Tschingelspitz in einer 600 Meter hohen Wand steil auf den Tschingelfirn ab. Auch dieser Wand galten schon Durchstiegsversuche, die aber am Fuße der Gipfelwand scheiterten. Während der Tschingelspitz über den schneeigen Westgrat leicht von der Lücke östlich des Gspaltenhorns zu besteigen ist, bietet der Ostgrat schöne und zum Teil schwierige Kletterei.

Am 12. August 1944 liegen Hans Wytttenbach und ich auf den Felsen oberhalb der Mutthornhütte. Lange suchen wir die Südwand des Tschingelspitz mit dem Feldstecher ab, bis sich die Rippen und Kamine allmählich in der Dämmerung auflösen.

Bei Tagesanbruch verlassen wir kurz vor 5 Uhr die Hütte und überqueren unter dem Mutthorn den Tschingelfirn. Am Fuße der Gspaltenhorn-Südwand lassen wir unnötige Dinge zurück, um möglichst leicht bepackt in die Tschingelspitz-Südwand einsteigen zu können. Den Ausläufer der westlichen Wandrippe umgehend, folgen wir dem breiten Schneeband bis in die Mitte der großen Felsmulde, die von zwei nach oben zusammenlaufenden Rippen eingefasst wird. Die linke steigt in zwei Steilaufschwüngen zum Verbindungspunkt mit der östlichen am Fuße der Gipfelwand empor. Die Rippe rechts führt vom Schneeband jäh zu einem Turm hinauf, setzt sich von da in mäßiger Steilheit fort bis zu zwei kurzen Steilstufen unterhalb der Kanzel; dort stoßen die beiden Rippen zusammen.

Ueber glattgefegte Kalkplatten klettern wir in die Felsmulde. Schon nach den ersten Seillängen zeigt sich eine regelmäßige Bänderung der Felsen, die von links unten nach rechts oben verläuft. Einem solchen Band folgend erreichen wir die Rippe rechts oberhalb des erwähnten Turmes. Der weitere Aufstieg über diese Rippe bietet keine großen Schwierigkeiten. Einzig der obere Steilabsatz muß rechts in der Flanke ziemlich heikel umgangen werden. Eine ausgewaschene Rinne führt nach links auf die Kanzel zurück. Bei nassen Felsen muß dieser Aufstieg infolge der Abwärtsschichtung sehr gefährlich und mühsam sein.

Da wir bedeutend rascher, als wir es vermutet haben, den Fuß der Gipfelwand erreichen – eineinhalb Stunden vom breiten Schneeband aus – betrachten wir in Muße das letzte Stück: die Schlüsselstelle der Südwand .

Von der Kanzel schwingt sich eine schwach ausgeprägte Kante zum Gipfel empor, die Wand in eine südöstliche und eine südwestliche Hälfte trennend. Dieser Kante mit wenigen Abweichungen zu folgen ist unser Plan.

Von unserem Rastplatz aus halten wir uns zuerst etwas östlich, bis die Kante schräg links aufwärts wieder erreicht werden kann. Außerordentlich brüchige Felsplatten leiten zu einem Ueberhang hinauf. Von Wyttenbachs Schultern aus beginne ich Haken um Haken einzutreiben. Es ist ein luftiges Unternehmen, sich hier einige hundert Meter über dem Tschingelfirn, ausschließlich den Haken vertrauend, am Doppelseil hochziehen zu lassen. Oben setzt ein

tiefer Kamin an. Dieser ermöglicht eine recht gute Sicherung. In ihm stemmen wir uns zehn Meter hinauf. Hierauf verengert sich der Kamin und wölbt sich stark nach vorne. Die westlichen Begrenzungsfelsen führen zu einem zweiten ungefähr 30 Meter hohen Parallelkamin, der uns auf die Kante zurückbringt. Da wir feststellen, daß die Kante nicht auf dem Gipfel selbst, sondern auf dem westlich vorgelagerten Gendarm endigt, queren wir eine heikle Platte nach rechts und erklettern unter Umgehung eines zweifelhaften Stemmblockes einen kurzen Kamin. Ein letztes Grätchen führt unmittelbar zum Steinmann.

In diesem Augenblick erreicht auch eine Seilschaft vom Ostgrat her den Gipfel. In der Annahme, wir seien den Westgrat aufgestiegen, danken uns die Kameraden voreilig für die angelegten Spuren, die ihnen den Abstieg erleichtern sollen. Sie sind nicht wenig erstaunt, als sie vernehmen, daß wir durch die Südwand aufgestiegen sind. Kopfschüttelnd und froh, sich auf festem Grund zu wissen, schauen sie zur Schulter hinunter, wo wir noch vor drei Stunden gerastet haben. Gemeinsam treten wir nach längerer Gipfelrast den Abstieg über den Westgrat zum Sackdepot an.

Edwin Krähenbühl, AACB.

Jungfraubahn und hochalpine Forschungsstation

Gedanke und Verwirklichung

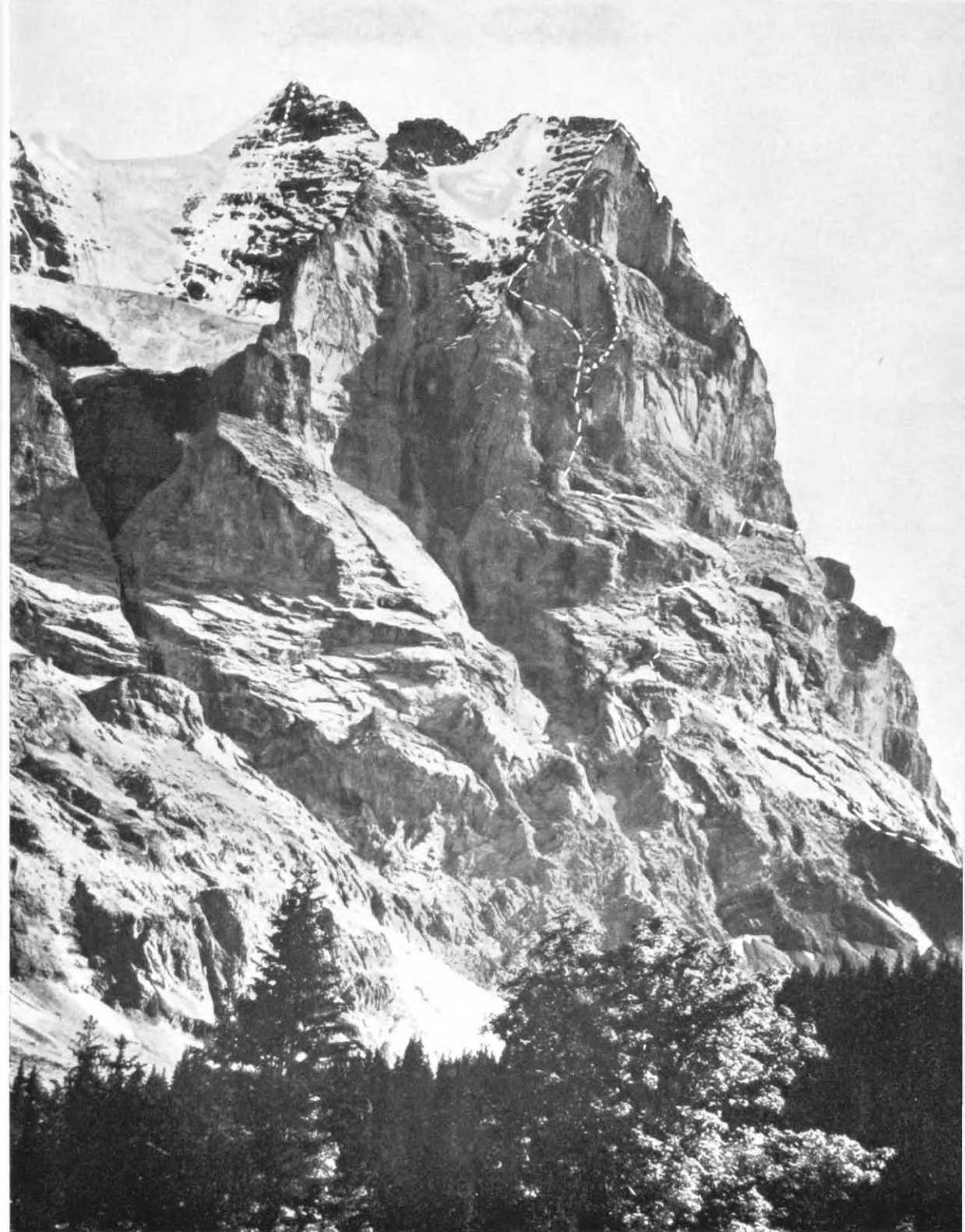
War die Jungfrau schon zur Zeit des aufkommenden Alpinismus für viele Gipfelbezwinger von besonderer Anziehungskraft, so noch mehr in den spätern Jahrzehnten, da sich die Technik im Bahnbau so weit entwickelte, daß kein Hindernis mehr unüberwindbar schien. Was konnten sich die Erbauer von Bergbahnen Sehnlicheres wünschen, als sich mit der kühnen Idee einer Jungfraubahn zu befaßen? Doch die ersten Projekte erwiesen sich alle als mehr oder weniger undurchführbar, da sie zu wenig Sicherheit eines einwandfreien Betriebes boten; zudem entbrannte über der Idee ein wahres Kreuzfeuer von Kritiken, die bald pro, bald contra stimmten.

So blieben die ersten Projekte ergebnislos. Erst der eben aufgenommene Betrieb der Wengernalpbahn im Jahre 1893 sollte einer neuen Idee zum Durchbruch verhelfen.

Im August des gleichen Jahres hatte der Industrielle A. Guyer-Zeller mit seiner Tochter das Schilthorn ob Mürren bestiegen; bei der Rückkehr von dieser Tour erblickte er einen Zug der Wengernalpbahn, der pustend der Kleinen Scheidegg zufuhr.

Diesem Anblick, mit Augenpunkt Kleine Scheidegg, entsprang in ein paar kühnen Gedankengängen die Idee des großen Tunnels durch Eiger und Mönch bis unter den Gipfel der Jungfrau, von wo ein Lift zum höchsten Punkt führen sollte.

In der gleichen, denkwürdigen Nacht entwarf der Schöpfer der Jungfraubahn auf einem Notizblatt in flüchtigen Skizzen mit weitem Details den ganzen Plan, der später genau innegehalten wurde, mit der einzigen Abänderung, daß die Endstation, statt unter dem Gipfel der Jungfrau, auf dem Jungfrauojoch, auf 3454 m Höhe errichtet wurde.



Wetterhorn

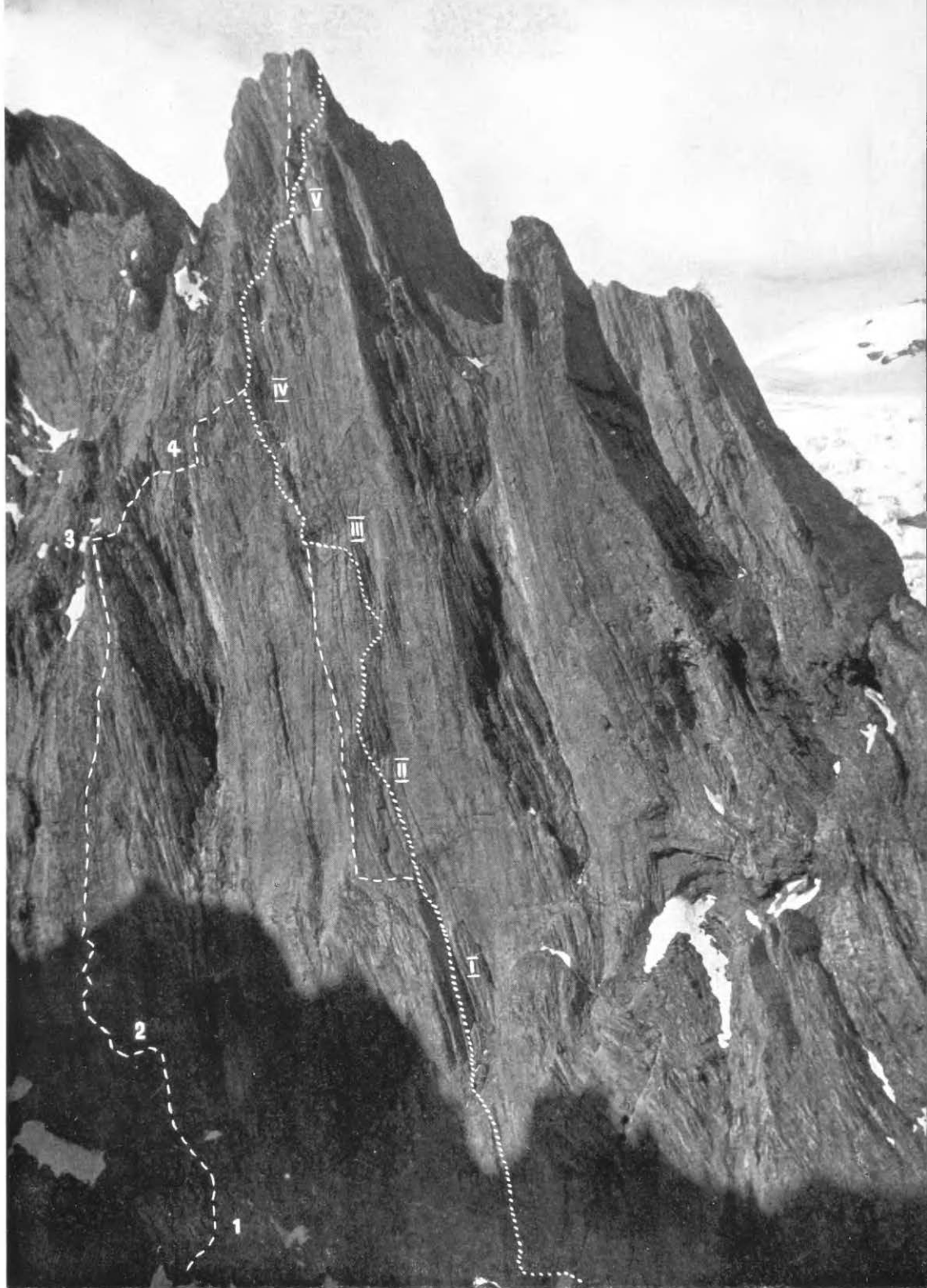
- Route Finzi-Knubel-Biner 1929
- Variante Krähenbühl-Pargätzi 1944
- Neue Route Krähenbühl-Pargätzi, 24. Juni 1945
- links: Neue Route über die Nordost-Wand, H. und E. Etter-Reiß, 20. Mai 1945



Engelhörner, Westwand

Links: Vorderspitze, Route Beyeler-Marx-Gerecht, 7. Juli 1935
Rechts: Ulrichspitze, Route über die Nordwand

Photo W. Rübenthal



Engelhörner,
Kingspitz-Ostwand

Links: Route M. Lüthy-Hans Steuri-Hermann Steuri, 17. August 1936
Rechts: Route M. Lüthy-H. Heidegger-Hermann Steuri, 26. Sept. 1938
- - - Variante Wechsler-Staubli-Marx, 6. September 1943



Engelhörner, Ulrichspitze-Nordwand

Photo W. Rübenstahl

Als A. Guyer-Zeller mit seiner Idee vor die Öffentlichkeit trat, begannen die harten Kämpfe in Volk und Parlament wieder von neuem. Aber diese Idee hatte so viel Reales an sich, daß die Konzession zum Bau der Jungfraubahn bereits 1894 an den Schöpfer Guyer-Zeller erteilt werden konnte. Die Vorteile, die dieser neue Gedanke einer Jungfraubahn in sich barg, waren so überzeugend dargestellt, daß sich das Parlament nach eingehender Prüfung fast einstimmig zur Bewilligungs-Erteilung entschloß. Mitbestimmend waren dabei die Tatsachen, daß dies Projekt – gegenüber früheren – die Kleine Scheidegg zum Ausgangspunkt der Jungfraubahn wählte und damit die ersten rund 1 000 m Höhendifferenz ersparte, daß ferner die Eröffnung der Zwischenstationen sukzessive erfolgen konnte und daher eine Verzinsung des erforderlichen Baukapitals schon während der Bauzeit ermöglichte; von ausschlaggebender Bedeutung aber war, daß Guyer-Zeller eine zusätzliche Verpflichtung für sich selber in die Konzession aufgenommen hatte.

In Art. 9 a der Konzession heißt es nämlich:

«Die Gesellschaft ist verpflichtet, nach partieller oder gänzlicher Vollendung der Linie, an die Erstellung und Einrichtung eines ständigen Observatoriums, insbesondere für meteorologische und anderwärtige tellurisch-physikalische Beobachtungszwecke, auf der Station Mönch oder Jungfrau, eventuell auf beiden, eine Summe von mindestens 100 000 Fr. zu verwenden, sowie an die Kosten des Betriebes während der jeweiligen Beobachtungszeit einen monatlichen Beitrag von 1 000 Franken, jedoch nicht mehr als 6 000 Fr. in einem einzelnen Jahre beizutragen. Der Entscheid über Ort, Zeit und Art der Anlage des Observatoriums, über deren Betrieb und die Mitwirkung weiterer Subventionen beim Bau und Betrieb ist Sache des Bundesrates.»

Es zeigt dies, wie weitsichtig der Schöpfer der Jungfraubahn gedacht hat. Wenn anderseits die Bahn nicht nach Plan zum Gipfel der Jungfrau führt, so liegt dies einmal an der Erkenntnis, daß das Jungfraujoch für den Besucher bereits ein solches Maß von Schönheiten des Hochgebirges vermittelt, daß dieser Punkt als Endstation genügt, aber auch die finanzielle Seite des Unternehmens war daran interessiert, daß hier Halt gemacht wurde. Gegenüber dem Kostenvoranschlag Guyers von 7,5 Millionen Franken ergab sich bei der Eröffnung der

Station Jungfrauoch am 1. August 1912 ein Kostenaufwand von 12 Millionen Schweizerfranken.

Der weitere Ausbau der Station Jungfrauoch erfolgte nach dem ersten Weltkrieg im Jahr 1924, mit der Erstellung des Hotel Berghaus. Dann erinnerte man sich wieder der in der Konzession festgelegten Bestimmung über die Errichtung eines ständigen Observatoriums, der bekannte Berner Grönlandforscher Prof. de Quervain setzte sich mit ganzer Kraft für die Verwirklichung ein. Leider war es ihm nicht vergönnt, die Vollendung des Werkes zu erleben. Es war Professor Heß aus Zürich, der die Arbeit nun weiterführte. Die Jungfrau- und die Wengernalpbahn leisteten an den Bau einen Beitrag von 200 000 Fr.; verschiedene Industrien, Stiftungen und Gesellschaften, wie auch der Schweizer Alpenclub spendeten weitere Beiträge.

1931 konnte das Gebäude der Internationalen Forschungsstation in Betrieb genommen werden, 1937 das Meteorologische Observatorium auf dem Sphinxgipfel, nachdem auch noch ein Astronom. Observatorium über dem Sphinxstollen entstanden war.

So ist nun die Forschungsstätte mitten im Hochgebirge, Teilgedanke einer großen Idee, zur Wirklichkeit geworden.

Bergsteigerschule Rosenloui

Die Berge sind stumme Meister
und machen schweigsame Schüler.
Goethe

In den weiten, luftig-sonnigen, dunkel-waldigen und blumenübersäten Räumen dieser großartigen Berner Oberländer Landschaft und ennet dem Haslital, beim Steingletscher am Sustenpaß, spielt sich allsommerlich das Leben der Bergsteigerschule Rosenloui ab.

«Das Bergsteigen lernen? wozu? das kann man doch von selber!» Vielleicht kann es von selber, wer, in den Bergen geboren, den Berg und das Steigen im Blut hat, den gemessenen Schritt, die griffige Hand und das tief-einholende Atmen, wer mit Winden und Wettern, bei Fels und Firn, Wildbach und Wildheu aufgewachsen, die kindlichen Kräfte im Kampf mit dem kargen Boden gestählt hat.

Aber wir aus der weichen Hügellandschaft, aus der Tiefebene, oder gar wir aus den Städten – können wir denn wirklich «von selber» bergsteigen? Wir müssen es lernen und lernen nie aus. Die Einsichtigen scheuen sich nicht «in die Lehre» zu gehen.

«Nicht zu lange Schritte nehmen!» ermahnt der Klassenlehrer die Anfänger im Anstieg zum «Klettergarten», einer sanft gewellten, mit Felsblöcken übersäten Alp, und erläutert humorig, den Schalk in den Augen: «in der Regel nid länger wan zween Meter.» Behende und lautlos wie eine Katze erklettert er einen Felsblock. «Bitte nachkommen!» Aber der Schüler bleibt nach zwei Tritten stecken, er findet keinen Platz mehr für die plötzlich unförmigen Füße, und die erhobenen Fersen fangen an zu zittern. Endlich mit Schnaufen, Schwitzen und Fluchen kommt er oben an. Den übrigen geht es ähnlich. Nun zeigt der Lehrer Tritt um Tritt und Griff um Griff, wie man den Block technisch richtig anpackt, und läßt es die Schüler wiederholen. «Ende der Woche macht Euch das kein Kopfzerbrechen mehr, wir

üben Riße, Kamine, Platten und Grate, bis sie sitzen» lacht er, während sie den Imbiß verzehren.

Selbständig pickelnd und eine blinkende Perlenschnur frischer Stufen hinterziehend, arbeitet die Mittelklasse unterdessen im Eis. Ein Hieb von rechts, ein Hieb von links, die Kerbe mit dem Schaufelteil des Pickels aushöhlen – und schon kann man die langen Zähne der Steigeisen, Schritt für Schritt, in das «Chacheli» setzen. Mittlerweile hat der Bergführer eine «giftige» Eiszacke ausfindig gemacht und kunstgerechte Stufen in das Grätchen gehauen. Diese leitersteilen Stufen ersteigend gleicht die Schülerschar den krabbelnden Maikäfern in «Max und Moritz», die Onkel Fritzens Nase erklimmen; auch das Gleichgewicht hat man nicht «von selber». Einer Schülerin, die sich mit den widerspenstigen Kringeln des Seiles abmüht, zeigt Arnold Glatthard, der prächtige Leiter der Schule, wie man's richtig anpackt: Schlinge um Schlinge legt er es, eine gezähmte Schlange in die Linke. «Nur nicht nervös werden». Dann schnalzt er «tschaggtschagg», das Zeichen zum Aufbruch für die Klasse der «Guten», die an steiler Wand moderne Feldschlosserei lernt. In toller Jagd geht's über Strünke und Gräben, durch den sprudelnden Bergbach, und hinab durch den knorzigen Steilwald. Am Geäst schwingt man sich hinab, pirscht durch hohes Gras, springt über Blöcke, wieselhaftflink, mit Sperberaugen vorausspähend, und wieder geduckt in Einerkolonne kriechend. Fröhliches Gelächter erschallt, als das Rudel unversehens vor dem Hotel steht.

Beim abendlichen Lichtbildervortrag, bei Kurzreferaten oder beim gemüthlichen Hock wird das praktisch Gelernte kameradschaftlich besprochen, werden die müden Glieder entspannt. «Aber all die Technik ist nicht einmal die Hauptsache,» sagt Glatthard, den Blick auf die erlöschenden Spitzen der Engelhörner geheftet, «denn wir möchten aus Euch nicht verbissene Kletterfanatiker machen, die nur noch Rekord und Erfolg sehen, sondern einfach anständige Bergsteiger, die der Schönheit der Bergwelt aufgetan sind, ihre Größe und Heiligkeit achten, und aus dem Umgang mit ihnen Ansporn und Kraft zu einem besseren Leben schöpfen.»

Heinz Münger

Erstbegehung der Ulrichspitz-Nordwand in den Engelhörnern

Am 20. Juni 1943 arbeiteten wir uns in schwerer Kletterei an der Vorderspitz-Westkante (vierte Begehung) empor. Trotz der mühsamen, uns in Anspruch nehmenden Kletterei, blickten wir wie gebannt zur Ulrichspitze hinüber: die noch unbezwungene Nordwand wirkte in ihrer Steilheit geradezu grauenerregend. Und doch haben wir im Sinn, unsere Kräfte mit dieser jungfräulichen Wand zu messen. Dabei kommt uns, da wir Sonntag für Sonntag auf schweren Kletterfahrten waren, ein hartes Training sehr zustatten.

Vier Wochen später strebten wir: W. Rübenstahl, S. Wechsler, E. Staubli und K. Muff, mit schweren Säcken beladen, der Engelhornhütte zu, wo wir den Hüttenwart Stähli in unser Vorhaben teilweise einweihten. Er hatte allerhand Bedenken, ja, er glaubte nicht an die Möglichkeit einer Besteigung. Nach seinen Aussagen mühten sich schon andere Partien fruchtlos um die Wand. Doch diese Bedenken ließen uns von unserem Vorhaben nicht abbringen.

In der Morgenfrühe verlassen wir die Hütte in der Richtung Simelisattel. Nach Durchklettern des untersten Kamins biegen wir rechts ab und erreichen einen kleinen Sattel unterhalb des horizontalen Grates, der sich von der Vorderspitze hinabzieht. Hier bilden wir zwei Partien. Neuland beginnt. Nach einem heiklen Quergang, der durch die nassen Felsen erschwert wird, geht es durch den riesigen Plattenschuß zwischen Vorderspitze und Ulrichspitze in normal schwieriger Kletterei immer weiter hinauf, bis der steiler werdende Fels unser rasches Vorrücken verlangsamte. Nach zwei Stunden stehen wir bereits an der Schlüsselstelle, die sich in senkrechter Steilheit

Siehe Tafel 34, 36

vor uns erhebt. Durch nassen Fels behindert, sind wir gezwungen, uns wohl oder übel eine Stunde lang herumzudrücken. Dabei suchen wir den besten Einstieg zu entdecken. Sobald der Fels angetrocknet ist, beginnen wir den Einstieg nach einem acht Meter langen Quergang in der Fallinie einer fast senkrechten Wand. Rasch machen wir uns mit dem Doppelseil, das für solch außergewöhnliche Klettereien notwendig ist, an die Arbeit. Schon fährt unerbittlich Haken um Haken in die Wand, und mit Scherensicherung wird der Erste, von den Kameraden durch Seilzug wirksam unterstützt, in allerschwerster Kletterei Meter um Meter langsam höher gebracht. Endlich, nach dreißig Meter Seilausgabe, ertönt der Ruf: nachkommen!

Nachdem wir vier auf dem Felsvorsprung, der wie ein Balkon aus der Wand herausragt, angelangt sind, halten wir kurze Rast. Unter Führungswechsel, damit keiner zu sehr ermüde, geht es weiter, für zwei Seillängen in angespannter, doch etwas leichterer Kletterei brauchen wir zur Sicherung zehn bis zwölf Haken.

Nun stehen wir ungefähr achzig Meter unter dem Gipfel, aber die Wand sieht jetzt unbezwingbar aus: der Gipfelaufbau besteht fast nur noch aus einem einzigen Plattenschuß, gespickt mit Ueberhängen.

Die Zeit drängt. Ein unüberwindlicher Ueberhang zwingt uns zu einem tollen Quergang nach rechts, wo wir wieder Haken um Haken in grauen Kalk treiben. Nach Bezwingung eines äußerst schweren Ueberhanges finden wir wiederum einen Sicherungsplatz. Noch einmal bäumt sich der Fels jäh und senkrecht auf, noch einmal müssen wir uns ganz und voll einsetzen – dann beginnt sich die Wand zurückzulegen, und um 18 Uhr 45 drücken wir uns auf dem Gipfel stumm die Hände.

Wir können nicht lange auf unseren Lorbeeren ausruhen. Es dämmer schon. Vor Einbruch der Dunkelheit wollen wir unbedingt in der Hütte sein. Rasch werden die Seile zusammengelegt. Wir überklettern in unverantwortlicher Schnelligkeit Gertrud- und Vorder Spitze. Dann geht's hinunter zum Simelisattel und von dort im Eiltempo zur Hütte, die wir um 20 Uhr erreichen. Wir werden von einer Führerpartie aus Grindelwald, welche uns den ganzen Nachmittag beobachtet hat, herzlich und gastlich empfangen. –

Wieder ist einem Berg auf seiner unnahbaren Seite eine Route abgerungen worden. Viele mögen ob solchem Tun den Kopf schütteln – uns aber schenkte die Wand während Stunden höchste Befriedigung und das Gefühl schönster kameradschaftlicher Verbundenheit.

Mit diesem Durchstieg dürfte in den Engelhörnern die bis jetzt wohl schwerste Fahrt gelungen sein. Doch nur jenen Berggängern ist die Tour zu empfehlen, welche die neuzeitliche Felstechnik mit Haken, Seilzügen und Scherensicherungen beherrschen. Für den Durchstieg der Wand benötigt man ungefähr neun bis elf Stunden. Zur Ausrüstung gehören zirka vierzig Haken mit den entsprechenden Karabinern und für eine Zweierpartie mindestens sechzig Meter Seil.

W. Rübenstahl

Hohjägiburg NW-Wand

Erste Begehung durch Edwin Krähenbühl und Hans Wyttenbach, Mitglieder des Akademischen Alpenclub Bern, am 15. August 1943.

Die Hohjägiburg, der südlichste Gipfel der Tenngruppe in den Engelhörnern, zählt nicht zu den bevorzugten Zielen der Engelhornkletterer. Der gewöhnliche Aufstieg von SW her über den Simelisattel bietet wenig genußreiche Kletterei, und der Anmarsch zum N-Grat durch das Tenn ermüdet durch Geröllhalden. Die Begehung des N-Grates dagegen darf – besonders bei Ueberkletterung des großen Turmes – als sehr lohnend angesprochen werden. Die NW-Wand, eine 650 Meter hohe Kalkflanke, ist eine der wuchtigsten der Engelhörner. Ich erinnere mich noch genau, wie ich früher einmal als Knabe meinen Eltern auf dem Weg nach Rosenlauri gesagt habe, daß ich bestimmt nie im Leben eine solche abweisende Wand besteigen werde. Heute – zehn Jahre später – bummeln wir zur Engelhornhütte hinauf und sind fest entschlossen, einen Weg zu finden.

Am 15. August 1943 verlassen wir nach kurzem unruhigem Schlaf die überfüllte Engelhornhütte und folgen dem Pfad talaus bis zu den beiden schluchtartigen Rinnen, die sich vom W-Grat des Kleinen Simelstock herabziehen. Durch die linke steigen wir teils über glattgewaschene Blöcke, teils über nasse, lehmige Stufen in eine Schuttmulde empor. Am oberen Rande durchqueren wir sie nach links. Ueber ein gerölldurchsetztes Grasband erreichen wir leicht absteigend den Kessel des Tenn, aus dem die NW-Wand der Hohjägiburg wächst.

Nach den üblichen Arbeiten und Verrichtungen der ersten Morgenrast legen wir uns noch einmal die Aufstiegsroute zurecht. Kurz nach acht Uhr steigen wir etwas rechts der Mulde, die sich zur

Tennlücke emporzieht, in die Wand ein. In mittelschwerer Kletterei gelangen wir zur ersten Steilstufe. Ihr Durchstieg wird durch einen engen Kamin von ungefähr zwanzig Meter Länge vermittelt. An seinem oberen Ende setzt ein stark geneigtes Band an, das sich rechterhand zu einer Terrasse verbreitert. Ein direkter Weiteraufstieg über den aalglatten, völlig ungegliederten Kalkwulst scheint uns ein aussichtsloses Unternehmen zu sein. Es bleibt uns somit nur die Möglichkeit, vom rechten Rande der Terrasse aus eine überlagernde Decke zu ersteigen.

Mit Hilfe eines Schulterstandes erreiche ich ein abschüssiges, leicht fallendes Band, dem wir kriechend folgen, bis es sich in der Wand verliert. Das Einschlagen von Mauerhaken in diesem verwitterten Gestein ist außerordentlich zeitraubend. Ohne sie können wir uns aber bei dieser Abwärtsschichtung nicht genügend sichern. Hans kommt nach und hangelt an einer wackeligen Platte weiter. In einem Riß findet er etwelchen Halt. Wieder bedürfen wir eines Hakens. Der Klang der Hammerschläge verrät uns jedoch deutlich genug, wie wenig wir uns auf ihn verlassen können. Trotzdem gibt er uns ein beruhigendes Gefühl der Sicherheit. Um diese unerfreuliche und heikle Kletterei zu verkürzen, gehen wir horizontal nach rechts. Hier führt eine Verschneidung zu der leicht überhängenden oberen Gratkante der erwähnten überlagernden Decke. Zweieinhalb Stunden hat dieser kurze Aufstieg erfordert.

Das Bewußtsein, daß die voraussichtlich schwierigste Stelle der Wand hinter uns liegt, läßt uns eine Pfeife genießen. Dann setzen wir die Kletterei anfänglich in der Richtung nach dem Gipfel zu fort. Die Felsen sind abwärts geschichtet, doch erlaubt ihre Neigung ein flüssiges Gehen ohne Sicherung. Allmählich nimmt die Steilheit wieder zu, sie zwingt uns, zwei Couloirs weiter rechts den Aufstieg fortzusetzen. Ein nasser Kamin leitet zum breiten Schuttband hinauf, auf dem die Route vom Simelisattel her zur Tennlücke verläuft.

Die Erkletterung der 150 Meter hohen Gipfelwand scheint uns auf zwei Wegen möglich zu sein. Der erste läuft in der Gipfelfallinie. Wir müßten somit von unserem Standort aus ungefähr 200 Meter dem Schuttband folgen. Von dort aus scheinen die ersten Seillängen leicht zu sein, bis eine senkrechte Wandstufe in halber Höhe erhebliche Schwierigkeiten bereiten dürfte. Eine Verschneidung führt

schließlich direkt zum Gipfel. Der zweite Weg führt westlich der ersten Route und erreicht den Gipfelgrat ungefähr 60 Meter vom Steinmann entfernt.

Die vorgerückte Zeit – die Uhren zeigen schon 3 Uhr nachmittags – und aufsteigender Nebel veranlassen uns, die zweite, wahrscheinlich kürzere Route zu wählen. Ueber gut gestufte Platten steigen wir schräg links zum untern Ende einer stellenweise senkrechten Verschneidung, die sich bis zur Gratkante hinaufzieht und dort in einer gut sichtbaren Scharte endigt. Der Fels ist anfänglich außerordentlich brüchig, bietet jedoch zahlreiche Griffe und Tritte. Nach den ersten 25 Metern schlagen wir den ersten Sicherungshaken, folgen eine weitere Seillänge der Verschneidung und weichen dann einem Ueberhang rechts in der Flanke aus. Ueber ein Band gelangen wir in die Verschneidung zurück, von wo wir ohne große Schwierigkeiten zum oben erwähnten Einschnitt hinaufklettern können. Wenige Minuten später tragen wir uns ins arg verwitterte Gipfelbuch der Hohjägiburg ein. Es ist halb sechs Uhr abends. Unser Gipfelruf bleibt ungehört; die andern Engelhornbesucher sind längst schon zu Tal gestiegen.

Zufrieden legen wir uns auf die warmen Platten und schauen dem Spiel des Nebels zu, der auf der Nordseite aufsteigt und allmählich sich verflüchtigt.

In der Abendsonne bummeln wir zum Simelisattel hinunter und bleiben oft stehen, um die Nord- und Ostflanken des Wetterhorns zu betrachten. Wenn uns der heutige Aufstieg auch sehr befriedigt hat, so sehnen wir uns doch nach großen und langen Fahrten, deren Schönheit weniger in den technischen Schwierigkeiten als besonders im Ersteigen hoher und weiter Flanken und langer Fels- und Eisgräte liegt.

Edwin Krähenbühl, AACB.

Neue Routen und interessante Besteigungen in den Berner Alpen

Aermighorn, SO-Grat vom Punkt 2634 m

wurde am 29. Juli 1945 durch B. Geißbühler und H. Wyttenbach erstiegen.

Balmhorn, Auf- und Abstieg mit Ski über die Nordflanke

am 3. Juni 1945 durch S. Wyß, A. und E. Krähenbühl in 7 Stunden von der Hütte auf den Gipfel.

«Die Alpen», Juli 1945. Seite 170.

Doldenhorn über den Westgrat

am 25. Juni 1945 durch Theo Brauchli und Paul Stöckli in 10 Stunden von der Fründenhütte (4½ Stunden für 400 m hohen Aufschwung).

«Sport», 7. September 1945.

Fründenhorn Südwand

Die Erstbesteigung gelang am 20. August 1944 H. Wyttenbach und E. Krähenbühl.

Die Weiße Frau

Ein neuer «Weg» in der Blümlisalpgruppe.

Am 1. Juli 1945 wurde die Westwand der Weißen Frau erstmals von der Seilschaft Reiß-Etter durchstiegen. Ausgangspunkt zu dieser Fahrt war die Blümlisalphütte, die morgens 2.45 Uhr verlassen wurde. Der Einstieg in die Wandmitte erfolgte um 4 Uhr. Der Aufstieg führte bis auf zwei Drittel der Wandhöhe durch eine steile Firnflanke von guter Beschaffenheit. Von dort folgte die Partie einem schräg-rechts hinaufführenden Quergang über vereiste Felsplatten zu einem kleineren Firnfeld. Nach zwei Seillängen folgten 100 m abschüssige, schlechtgriffige Felsplatten (Dachziegelstruktur). Wenig rechts vom Gipfel kam die Partie auf den Grat. Der Gipfel wurde vier Stunden nach der Querung des Bergschrundes erreicht. Die abwärts geschichteten, kleingriffigen Felsen waren am schwierigsten.

Aus «National-Zeitung», 31. Juli 1945.

Eine neue Variante am Morgenhorn

Besteigung vom 22. Juli 1945 durch H. Etter und E. Reiß.

Die ausgeprägte Nordrippe des Morgenhorns (Nordpfeiler) zieht sich in der östlichen Hälfte der Nordwand vom unteren Ende des Gamchigletschers ungefähr 800 m hinauf zum Ostgrat des Morgenhorns.

3.15 Uhr verließen wir die Gspaltenhornhütte. Wir folgten dem Gamchilückenweglein bis dort, wo es den Moränenkamm der orographisch rechten Randmoräne verläßt und stiegen anschließend auf den Gamchigletscher ab, den wir leicht nach links aufsteigend querten. Die Fußfelsen der Rippe sind vom Gletscher glattgeschliffen und grifflos, ein direkter Aufstieg ist kaum möglich. In der Firnzunge, die sich rechts der Rippe hinaufzieht, erreichten wir an ihrem oberen Ende ein schwach ausgeprägtes Geröllband, das eine Querung auf die Kante erlaubt. Der Einstieg in die Querung ist, wie der ganze Aufstieg, plattig und abwärts geschichtet. (Nicht zu früh in den Quergang einsteigen und Firnzunge bis kurz an ihr oberes Ende begehen.) Etwas rechts der Kante kamen wir über losen, abwärts geschichteten Fels rasch höher bis zu einem kurzen, steilen Grataufschwung (Steinmann), über welchen sich leicht linkerhand eine Wasserrunse herunterzieht. Gerade aufsteigend gelangten wir relativ leicht bis ungefähr in die Hälfte des Absatzes, querten dann nach rechts auf einen kleinen Balkon und gelangten von hier mit einem heiklen Klimmzug über eine kurze senkrechte Stelle hinauf in weniger steilen Fels. Im folgenden Mittelstück lag sehr viel loses Geröll auf Tritten und Griffen. Die anschließenden drei bis vier Seillängen auf einen Felskopf boten keine Schwierigkeiten (Steinmann). Ueber losen, unsichern Fels erreichten wir, nach rechts aufsteigend, einen drei Seillängen hohen kaminartigen Riß, in dem wir den nächsten Seilaufschwung überwand. Größtenteils rechts der Kante erkletterten wir in mäßig schwierigem Fels, teilweise über plattiges, loses Geröll, ein ebenes Gratstück unterhalb des letzten Aufschwunges. Dieser wurde links der im oberen Teil gut ausgeprägten Kante erklettert. Vom Punkt K aus folgten wir der normalen Ostgrat-Route.

Die Variante bietet den Vorteil, daß man bei einer Morgenhorn-Besteigung von der Gspaltenhornhütte aus nicht zuerst in die Gamchilücke aufsteigen muß. So fällt das erste, nicht sehr interessante Stück des Morgenhorn-Ostgrates aus. Der kurze Zugang von der gegenüberliegenden Gspaltenhornhütte zum Einstieg der Rippe kann mühelos nachts begangen werden (Zeit ungefähr $\frac{3}{4}$ Stunden). Die Nordrippe ist mit Ausnahme von zwei oder drei heiklen Stellen mittelschwer.

Unsere Zeiten: Abmarsch Gspaltenhornhütte 3.15 Uhr, Einstieg Rippe 4.00 Uhr, Ostgrat 10.00 Uhr, Gipfel 12.15 Uhr.

«Sport», 17. August 1945.

Gspaltenhorn

Die Traversierung der Roten Zähne vom Gipfel des Gspaltenhorn im Abstieg gelang am 1. August 1943 Edy Krähenbühl und Jörg Wyß.

Tschingelspitz

Der Ostgrat wurde erstmals im Abstieg vom Tschingelspitz zum Tschingelgrat am 14. August 1938 von Ernst Feuz mit David Zogg begangen.

Die Südwand wurde am 13. August 1944 erstmals durch Edwin Krähenbühl und H. Wyttenbach erstiegen.

Gletscherhorn

Die Nordwand wurde am 14. Juli 1945 von Fritz Jaun, E. Reiß und Hermann Etter mit Biwak 100 m unterhalb des Gipfels begangen. Zeit vom Bergschrund zum Gipfel 29 Stunden, Biwak eingerechnet.

Erstbesteigung dieser Wand: 9./10. September 1932 durch W. Welzenbach, Drexel, Schulze (mit Biwak).

Zweite Besteigung: 25. Juli 1937 Otto Eidenschink, Franz Jahn, München (ohne Biwak).

Dritte Besteigung: 4. August 1938 K. Deutmoser, H. Frenademetz (ohne Biwak).
«Alpinismus», 1938, S. 282.

Die 1945er Begehung ist die vierte Besteigung dieser Wand.

Gletscherhorn

über den westlichen Pfeiler und über das Gletscherjoch und den Westgrat zum Gipfel am 29. August 1945 durch Fritz Jaun, E. Reiß und H. Etter. Sie verließen die Rottalhütte um 03.30 Uhr und erreichten den Bergschrund 04.00 Uhr. Ueber die Felsrippe am orographischen rechten Ufer des vom Gletscherjoch herunterhängenden Gletschers erreichten sie den Westgrat östlich vom Gletscherjoch um 12.00 Uhr und den Gipfel des Gletscherhornes um 15.00 Uhr.

Die erste Traversierung des Gletscherjoches gelang 1911 Dr. Williamson mit den Bergführern Jean Maître und Heinrich Fuchs (A. J. XXV p. 742–3). Während diese Partie vom obersten Teil der Rippe nach rechts zum Gletscherjoch wechselte, profitierte die 1945er Seilschaft von den guten Verhältnissen und erreichte den Westgrat etwas oberhalb des Gletscherjoches.

Jungfrau über die Nordwand Siehe Tafel 32

Am 23. Juli 1945 gelang den beiden jungen Wengener Bergführern Karl Schlunegger und Otto von Allmen die Besteigung des Jungfraugipfels über die Nordwand, welche bisher auf der direkten Route noch nicht bezwungen war. Diese direkte Ersteigung der Jungfrau-Nordwand war nur durch die außerordentlich günstigen Verhältnisse (fast kein Schnee) überhaupt möglich und darf als hervorragende bergsteigerische Leistung gewertet werden.

Die beiden Bergführer verließen das Jungfraujoche am Montag um 5 Uhr und stiegen über den Abbruch auf den Kühlaugletscher hinunter, um dann auf der Guggiroute hinter dem Schneehorn hindurch den Fuß der Nordwand senkrecht unter dem Jungfraugipfel zu erreichen. Der Einstieg in die Wand erfolgte um 8 Uhr, und nach sechs Stunden anstrengender Kletterarbeit, vorerst über die glatte und senkrechte Felswand, wurde um 14 Uhr die sogenannte Wengen-Jungfrau, eine halbe Stunde unterhalb des Jungfraugipfels, erreicht.

Am Fuße der Wand mußte vorerst eine 30 m hohe Eiswand überwunden werden, worauf eine schmale Felsrippe den Bergsteigern bis zur Mitte der Wand den Anstieg wesentlich erleichterte. Nachher folgte nur noch glatte Felswand mit seltenen Griffen für Hand und Fuß. Von den Bergsteigern wurde ein Mauerhaken verwendet.

«Der Bund», 30. Juli 1945.

Eiger, Lauperroute

Am 23. Juni 1945 gelang Alfred Sutter mit Alexander Graven und Alexander Taugwalder die zweite vollständige Besteigung der Lauperroute am Eiger in 10 Stunden von Alpbigen aus. Die erste Besteigung der Partie Hans Lauper, Alfred Zürcher mit Joseph Kumbel und Alexander Graven am 20. August 1932 dauerte 16 Stunden. Die dritte Besteigung führte bei ungünstigen Verhältnissen am 22. Juli 1945 E. Hediger mit Fritz und Hermann Steuri in 17 Stunden durch.

Mittelhorn

Die Nordflanke wurde am 18. Juli 1943 von E. Reiß und F. Zobrist in 8 Stunden erstiegen.

«Die Alpen», Februar 1944, Varia Seite 41.

Wetterhorn Siehe Tafel 32, 33

Die Nordostwand des Wetterhornes wurde von E. Reiß und Hermann Etter am 20. Mai 1945 erstmals vollständig erstiegen. Die Partie ging von der Dossenhütte aus, traversierte den Rosenlaui-gletscher und überschritt den Wetterhornsattel um 06.30 Uhr. Steile Schnee- und Eistrinnen verhinderten ein rasches Vordringen, der Gipfel wurde erst um 21.00 Uhr erreicht. Etter schreibt: «Die Fahrt war bei den angetroffenen Verhältnissen sehr schwer. Die Hauptschwierigkeiten, besonders im oberen Wanddrittel, ergaben sich infolge des abwärts-geschichteten, losen Felsens, der von einer dünnen Eisschicht und Schnee bedeckt war. Während der ganzen Fahrt waren wir sehr ausgesetzt und ohne natürliche Sicherungsmöglichkeiten, weshalb wir drei Eis- und drei Mauerhaken benötigten.»

Wir erwähnen frühere Versuche, die ebenfalls zum Ziele führten, jedoch keine ideale Lösung darstellten:

1940: Otto Brügger, Dr. Hans Preiß und Hiltbrand,

1943: Dr. Hans Preiß und Ernst Reiß,

1944: Dr. Hans Preiß und Otto Brügger.

Wetterhorn Siehe Tafel 32, 33

Am 20. August 1944 begehen Schild und Pargäzti eine Variante der Route Knubel, Biner, Finzi; sie vermeiden die steinschlaggefährdete Zone des Nordwesthanges.

Erstbegehung des Scheidegg-Wetterhornes durch die N-Flanke und über die W-Kante am 24. Juni 1945 durch Edwin Krähenbühl (AAC, Bern) und Jakob Pargäzti, Bergführer, Grindelwald.

Morgens halb drei Uhr verlassen wir bei Mondschein das Hotel Große Scheidegg und erreichen in $\frac{3}{4}$ Stunden den Einstieg in die Nordwand (1). Der Weg ist uns beiden bekannt. Wir folgen der N-Wand-Route bis zu ihrer westlichsten Stelle, den beiden Kaminen, die auf eine geneigte Plattenterrasse hinaufführen (2). Es liegt noch viel Schnee in der Flanke, die Felsen sind stellenweise naß. Wie das letzte Jahr benützen wir den rechten Kamin. Die bis in halbe Höhe hinaufreichenden Schneereste erleichtern den Aufstieg sehr. Hier verlassen wir die N-Wand-Route. Wie wir bereits anlässlich einer Rekognos-zierung festgestellt haben, bricht diese Terrasse westlich ab. Wir müssen somit über die drei Stielstufen an den Fuß der gelblichen Wand gelangen, die auf der W-Kante das senkrechte und oben überhängende Gratstück bildet. Wir gehen die erste Stufe zu weit westlich an, müssen dann etwa 150 m horizontal nach Osten queren, bis wir ein nach rechts aufwärts ziehendes, abschüssiges Band erreichen. Dieses Band führt uns zu einer Schlucht empor. Die Erkletterung der Schlucht (3) bildet die erste größere Schwierigkeit. Oben finden wir einen verrosteten Felshaken mit einer Abseilschlinge. Eine deutsche Partie hatte diesen Aufstieg vor einigen Jahren ebenfalls versucht, mußte jedoch am Fuße der senkrechten Stufe umkehren. Von der erwähnten Schlucht aus halten wir uns abermals nach links. Der Fels ist sehr schlecht und abwärts geschichtet. Ein heikler Quergang nach rechts bringt uns auf ein schneedurchsetztes Band, das uns den Weg zur W-Kante hinaus zeigt. Die N-Wand-Route haben wir um 05.15 Uhr verlassen, die W-Kante um 08.45 Uhr in der Scharte am Fuße des Steilaufschwunges erreicht (4). Hier befindet sich die Biwakstelle der deutschen Partie. Das Unangenehmste ist die Tatsache,

daß auch von dieser Scharte aus die Begehbarkeit des nächsten Aufschwunges nicht beurteilt werden kann: links steigt die Wand jäh und ohne jegliche Gliederung über 100 m empor. Die Besteigung der Kante selbst ist ebenfalls vollkommen ausgeschlossen. Die einzige Möglichkeit besteht somit in der senkrechten SW-Seite, die aber durch einen Wulst verdeckt wird.

Wir müssen von der Scharte 10 m in die SW-Seite abseilen, um unter diesem Wulst zu einer Verschneidung zu gelangen. Die nächsten 180 m bilden die Schlüsselstelle des Aufstieges. Schon nach der ersten Seillänge zeigt uns ein Felshaken mit einem Karabiner den Ort des Rückzuges der deutschen Seilschaft. Von der Verschneidung aus queren wir 4 m nach rechts und erklettern mit Hilfe von Felshaken ein sehr steiles und beinahe griffloses Wändchen. Hier setzt ein 70 m hoher senkrechter Kamin an, der sich stellenweise zu einem Riß verengert. Die Sicherung ist nur mit Haken möglich. Die Arbeit, die Bergführer Pargäzti während den nächsten Stunden leistet, scheint mir an Technik und Ausdauer die Grenze des Möglichen zu sein. Zudem fällt unter uns die Wand ungefähr 500 m senkrecht in die Tiefe. Am obern Kaminende können wir den Uebergang rechts umgehen, und einem Couloir folgend betreten wir nach $6\frac{1}{2}$ Stunden die W-Kante oberhalb des Steilaufschwunges ungefähr 200 m über der Scharte (5). In diesem Augenblick überrascht uns ein erster Gewitterregen. Glücklicherweise trocknet der starke Wind die Felsen wieder rasch. An einen Rückzug ist nun nicht mehr zu denken. Auch Umgehungen der folgenden Grattürme sind zu unserem großen Erstaunen weder in der Nord- noch in der Süd-Flanke möglich. Der einzige Weg führt über den Grat. Die folgenden Aufschwünge bieten geringere Schwierigkeiten und erlauben oft ein gemeinsames Gehen. Auf einer Höhe von ungefähr 2900 m jedoch bäumt sich der Grat von neuem steil auf. Von einer kleinen Scharte aus umgehen wir eine überhängende Stufe nördlich, gewinnen die Kante wieder und erklettern den folgenden Turm bis unter seinen nach allen Seiten hin ausladenden Kopf. Nur auf der S-Seite zeigt sich eine begehbare Traverse, die auf eine kleine Plattform führt. Von hier an stehen wir in einem Hagelwetter, das uns bis in die Nacht hinein verfolgt.

Nach einem erfolglosen Versuch, den Grat von der Plattform aus direkt weiterzuverfolgen, gewinnen wir durch einen Pendelquergang ein schluchtähnliches Couloir in der S-Flanke, das in die oberste Scharte hinaufleitet (6). Etwas rechts ausholend erklettern wir, zuerst über Schneereste, dann über stark geneigte Bänder, den letzten Aufschwung. Wir betreten den Gipfel abends 19.00 Uhr, müssen ihn aber infolge des Gewitters sofort wieder verlassen. Wir steigen in die letzte Scharte der W-Kante ab. Ein Felsloch gestattet uns, in ein südlich gelegenes Couloir hinüberzukriechen. Darin können wir eine Seillänge frei hinunterklettern, und nach zweimaligem Abseilen von je 30 m stehen wir in einer Scharte der südlich der W-Kante aufsteigenden Felsrippe. Damit sind die Schwierigkeiten zu Ende. Völlig durchnäßt durchheilen wir die Felsmulde, die uns vom Hühnergutzgletscher trennt. Wir sind froh, auf dem Gletscher die Spuren von Clubkameraden vorzufinden. Sie sind über den durch die angebrachten Seile leider verunstalteten W-Grat auf das Wetterhorn und über den N-Grat hinuntergeklettert. Ueber Punkt 3058 erreichen wir den Krinnengletscher. Nach genußreichen Rutschpartien kommen wir bei Einbruch der Nacht, um 21.15 Uhr zur Glectsteinhütte. Leider ist das Hüttentelephon nicht in Ordnung, sodaß wir bei Laternenlicht nach Grindelwald hinuntersteigen müssen, um die Angehörigen über die geglückte Fahrt zu benachrichtigen.

Edwin Krähenbühl, «Der Sports».

Erstbegehung der Gstellihorn-Westwand

Mehr als 30 Jahre lang trotzte die Westwand des Gstellihorns, die in ihrer oberen Hälfte tatsächlich unüberwindbar schien, den zahllosen Bemühungen der namhaftesten Bergsteiger. Die dachziegelartig übereinandergeschichteten Platten, die hohen senkrechten Wandstufen und die geradezu einmalig ausgesetzten Quergänge zwangen bis jetzt regelmäßig alle Mutigen, die sich an dieses Werk machten, zum Umkehren auf halber Strecke. Nun hat sich auch diese stolze und im oberen Teil bisher unberührte Wand dem Willen und den alpinen Fähigkeiten berggewohnter Menschen beugen müssen. Zwei Bergführer der jungen Generation konnten am 22. September 1945 den 2855 m hohen Gipfel des Gstellihorns über dessen ungastliche Felswand erklimmen. Ein Ereignis, das für die hohen Qualitäten unseres Bergführer-Nachwuchses spricht! Die beiden Hauptführer der Bergsteigerschule Rosenlauri, Fritz Immer und Franz von Bergen, sind jedenfalls durch diese Erstbegehung in die vorderste Reihe der schweizerischen Bergführer aufgerückt. Nicht, daß sie etwa vorher unbekannt gewesen wären. Immer Fritz, der im Winter, wenn ihn die Bergsteigerschule nicht in Anspruch nimmt, ein recht geschickter Elektrotechniker ist, und Franz von Bergen, der trotz der Schule noch immer Zeit findet, sein kleines Bauernheimwesen mustergültig zu versorgen, galten schon lange im idealen Berggebiet des Rosenlauri als zuverlässige und unternehmungslustige Bergführer. Nun haben sie sich und ihre Fähigkeiten in einem Unternehmen bewiesen, das viele andere Bergsteiger mit Ruf und Namen nicht durchzuführen vermochten. Sie haben ferner erneut unter Beweis gestellt, daß Bergsteigen den Bergführern nicht nur Broterwerb bedeutet, sondern daß tief in ihrem Herzen Liebe und Begeisterung für das Hochgebirge wurzelt, die Voraussetzung für alpine Glanzleistungen sind.

Die Westwand des Gstellihorns ist bezwungen und jeder, der nun auf der neuen Route geht, die übrigens sehr geübte Felsgänger voraussetzt, würdigt damit auch die Leistung der jungen Bergsteiger von Rosenlauri.

«Der Sport», 25. September 1945.

Engelhörner

Der NW-Grat des Sattelspitz wurde von K. Ruff, E. Stäubli und S. Wechsler am 31. Oktober 1943 begangen.

«Die Alpen», April 1944, Varia S. 107.

Dauer-Ueberschreitung der Engelhörner

Es ist das erste Mal, daß die Ueberschreitung der Engelhorn-West-, Kingspitz-, Groß-Engelhorn- und Mittelgruppe in einem Zug gemacht wurde.

Am 21. September 1945 verließen die beiden Meiringer Bergführer Ernst Kohler und Ulrich Matti um 5.15 Uhr die Engelhornhütte, erstiegen den Rosenlauristock über die schwierige Westkante, traversierten hinüber auf die Tannenspitze und erreichten den Ochsenattel über die Engelburg und den Sattelspitz. Dann gingen sie über die schwere Westwand-Westkante auf den Pollux und gelangten, nach Ueberschreitung des Kastors und der Kingspitz, auf den Froschkopf. Hier seilten sie über die Ostwand 45 m (über diese Stelle seilten sich vor wenigen Tagen zum ersten Mal Bergführer Franz von Bergen und Fr. Trudi Gerber ab), was das Mitnehmen und Tragen von 90 m Seil erforderte.

«Der Sport», 28. September 1945.

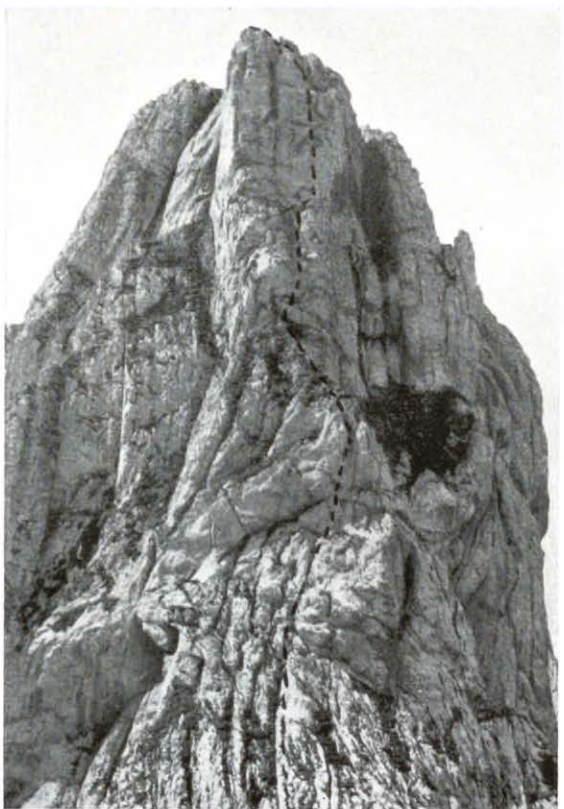
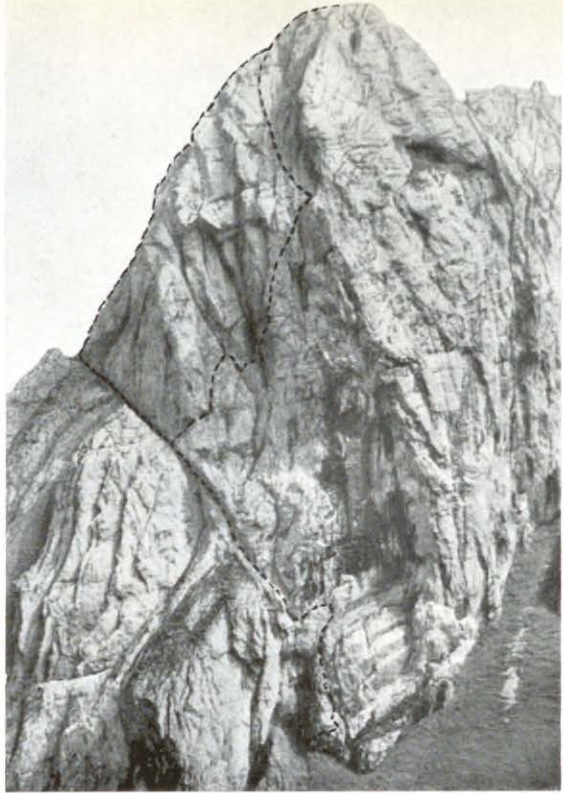
Kingspitz Siehe Tafel 35

Aufstieg vom Ochsental durch die Nordostwand durch Fr. Mausy Lüthy mit Hans und Hermann Steuri am 17. August 1936.



Oben: **Der 4. Kreuzberg** bei Nebeltreiben

Unten: **Fählensee**, im Hintergrund der Altmann



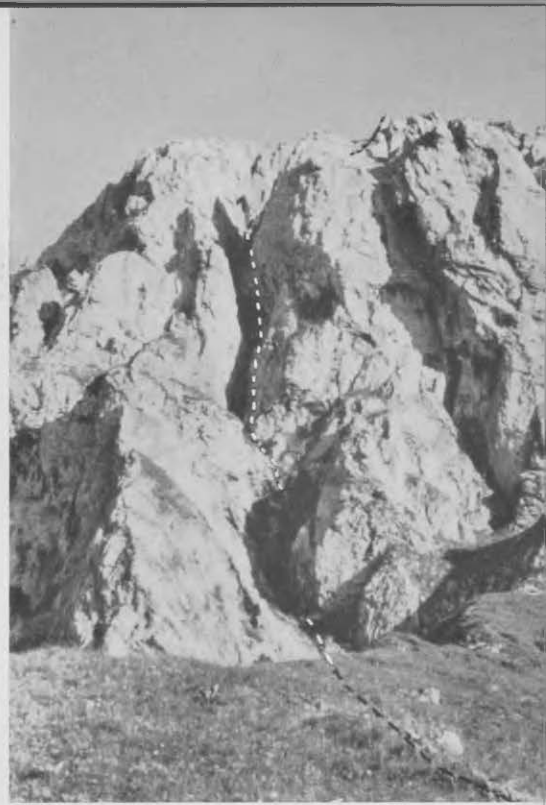
Kreuzberge

Oben links: Route des direkten Ostgrates
am 1. Kreuzberg

rechts: Route des Nord-Ostgrates und
der Nordwand am 1. Kreuz-
berg

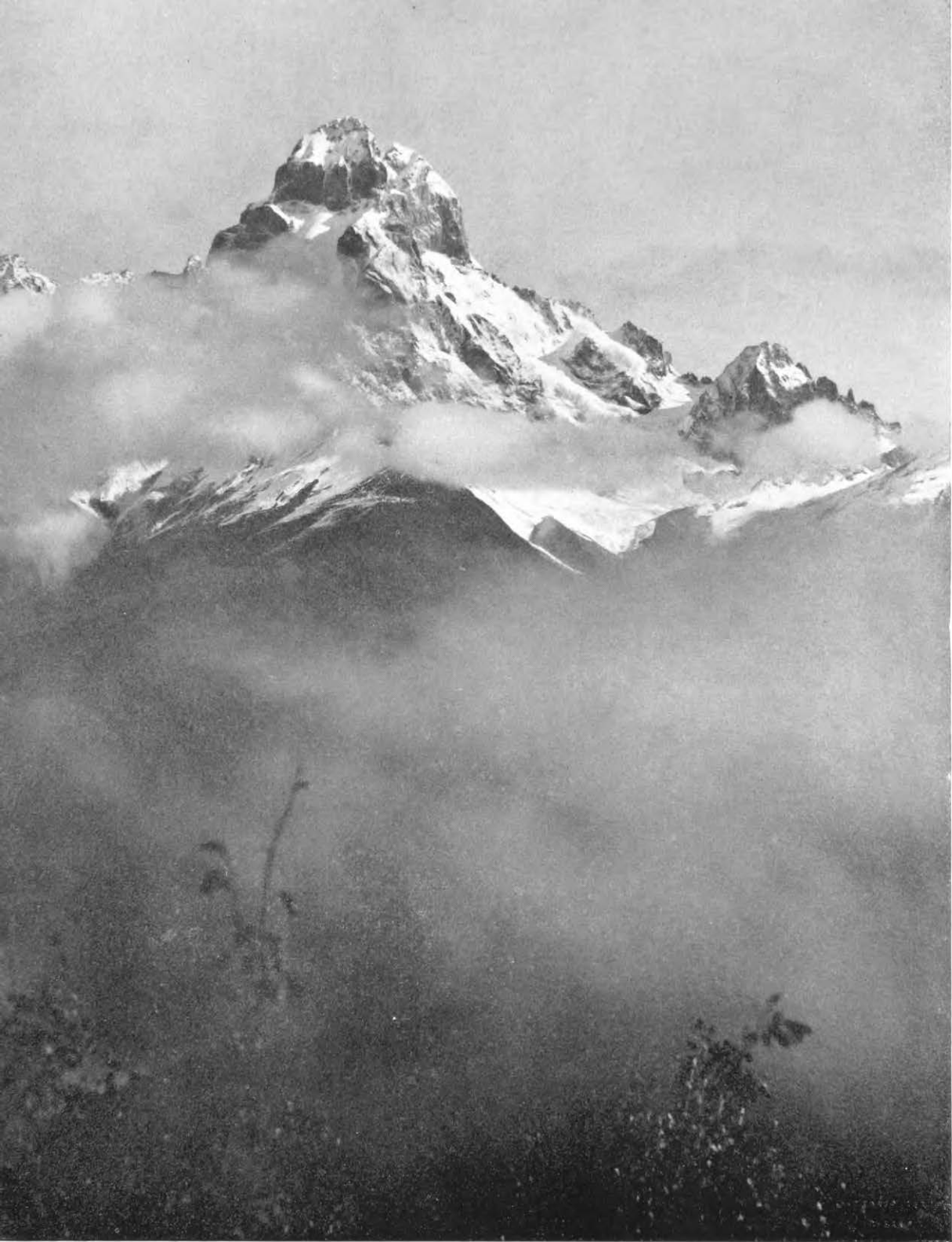
Unten links: Südwand des 2. Kreuzberges

rechts: Ostwand des 2. Kreuzberges



Kreuzberge Oben links: Nordwand des 3. Kreuzberges
rechts: Südwand des 5. Kreuzberges

Unten links: Südwand des 7. Kreuzberges
rechts: Westwand des 8. Kreuzberges



Der Ushba im Zentralkaukasus vom Mulkhura-Tal in Svanetien aus

Photo V. Sella

Einstieg beim großen Block links gegenüber den drei kleinen Schneeflecken. Ueber leichte griffige Felsen leichter Aufstieg gegen schwarzen, links aufwärtsziehenden Schnitt. Eine Seillänge über Platten auf leichte Absätze zur Nische senkrecht unter das Couloir, das sich aus der linken Wandhälfte herabzieht. Hier eigentlicher Einstieg.

1. Durch einen Riß links aufwärts mit einer Hakensicherung. Ueber Stufe auf einen Absatz mit losen Steinen folgen 2 m heikle Traverse nach rechts in einen ähnlichen Riß, schwerer als der erste. Durch diesen Riß hinauf zu Felsen, die von unten aussehen wie Filigran-Spitzchen. 20 m schwere Traverse nach links mit Hakensicherung auf gelben, etwas lockeren Felsen.
2. 30 m höher ist das erste steile Bollwerk überwunden. Dann zwei Seillängen rechts aufwärtshaltend über steilen in der Fallrichtung geschichteten Felsen in ein schmales Bändchen. 3 m rechts in einen sehr schweren Riß (Hakensicherung). Zwei Seillängen gleichmäßig schwere Kletterei auf die Kante links vom Couloir. Rechts auf der Kante durch Riß auf das gezackte Grätchen links unter dem Gipfel (Steinmännchen errichtet). Auf links überhängender Platte befindet sich unsere Aufschrift.
3. 5 bis 10 m an glatten Platten rechts schrägabwärts. Große Traverse (30 bis 40 m). Nach rechts unter kleinen Ueberhang. 20 m Aufstieg auf einen Felsbuckel links einer großen Höhle. Ab- und Wiederaufstieg mittels eines Abseilhakens rechter Hand. (Abseilhaken zurückgelassen.)
4. Rechts Anstieg zu einer freistehenden Platte unter einem Ueberhang. Mit Schulterstand, Hakensicherung und Seilzug rechts aufwärts zum Grätchen. Es folgen noch 15 m schwere Kletterei. Rechts in die vom Gipfel herabziehende Rinne, 50 m bequemer Anstieg durch dieselbe. Ueber Felsbändchen leicht nach rechts auf losem Gestein durch die oberste, steile Wand zum Gipfel.

Mitgeteilt von Hermann Steuri.

Neue Route in der Nordwestwand des Kingspitz Siehe Tafel 35

26. September 1938 Frl. Mausy Lüthy, Hans Haidegger, Hermann Steuri.

Man folgt einem steilen Band während sechs Seillängen. Eine Seillänge Traversierung auf steilen Platten. Ueber zwei senkrechte, nicht sehr hohe Vorsprünge erreicht man ein felsiges Couloir. Eine ziemlich gut gekennzeichnete Rinne erlaubt einen Ausgang aus dem Couloir durch steile Platten in drei Seillängen (Mauerhaken notwendig). Eine kurze, sehr schwierige Traversierung nach links, dann eine Seillänge nach links zum ersten «Tritt» der Wand.

- I. Durch eine Rille, zwei oder drei Seillängen ohne Schwierigkeiten hinauf. Dann erreicht man mit einer Seillänge durch einen wenig ausgeprägten Grat den Fuß eines Ueberhanges, den man durch eine seitliche Rinne überwindet. Man sieht diese Rinne sehr genau vom Ochsental aus, dieselbe muß als Anhaltspunkt dienen.
- II. Nach einer sehr schwierigen Kletterei erreicht man eine vorspringende Platte unter einem Ueberhang (2 Mauerhaken). Von der Platte aus 5 m rechts hinabsteigen (Mauerhaken). Eine sehr exponierte Traversierung führt rechts zu einer kleinen Plattform (zurückgelassener Mauerhaken). Von hier aus kann man sich mühelos zum Grat emporarbeiten. Nach drei bis vier Seillängen erreicht man durch die Rille den zweiten Ueberhang.
- III. Eine leicht abwärts führende Traversierung nach links führt zu einer Nische. Durch einen Ueberhang, rechts der Nische, erreicht man die nächste Rinne. Man steigt zwei

Seillängen in dieser Rinne, folgt einem Riß, dann kommen brüchige Platten links unter dem Grat und unter einem bauchigen Ueberhang.

IV. (Hier trifft unsere Route mit derjenigen von 1936 zusammen.) Ueberqueren des Ueberhanges (zurückgelassener Mauerhaken) und schräg nach rechts während drei Seillängen weiter in der Rinne.

V. Rechts aufsteigend erreicht man über brüchigen, doch nicht schwierigen Fels ungefähr 50 m unter dem Gipfel den Grat, der vom Kastor zum Gipfel führt, und dem man bis zum Gipfelpunkt folgt.

Zeit: Abmarsch 7 Uhr, Gipfel 14 Uhr.

Die zwei ersten Drittel sind sehr schwierig, der Fels ist ausgezeichnet.

Mitgeteilt von Hermann Steuri.

Ochs

Nordwand am 9. August 1935, Mausy Lüthi mit Hermann Steuri.

Einstieg rechts in großer Rippe in der Fallinie des Gipfels, über Randkluft in brüchigen, schneedurchsetzten Felsen. Links und rechts der Rippe ohne wesentliche Schwierigkeiten auf das Schneeband links des kleinen Hängegletschers. Durch Schnee und Eis der Felsstufe den zwei Schneefeldern zu. Wesentlich steiler, aber fester Felsen, etwas griffarm (kleines Wändchen). 80 m höher ins Schneeband. Anstieg gegen einen Kamin (schmal, wenig Tiefe, etwa 50 m hoch); er kann wegen losen Steinen, Schnee und Eis nicht erklommen werden.

Vom Kamin nach links in schmales, horizontales Schneeband. Schwierig zu erreichen über ganz vereiste Felsen. Um geschliffenen Felskopf herum in weiten Kamin. Ueber dessen rechte Flanke hinauf erreicht man einen Felskopf, der oben den Kamin schließt. Dieser Felskopf stellt sich als Platte dar. Sehr schwer hinaufzukommen. Traverse um überhängenden Felsen auf Felsbändchen. Durch ausgeschliffene Rinne, die oben leicht nach links neigt, erreicht man zweiten Ueberhang (mit Hilfe von zwei Haken überwunden). Etwa 30 m höher Felsvorsprung (gute Griffe). Hinauf zum dritten Ueberhang. Ueber steile, grifflose Platte nach harter, exponierter Arbeit empor zum Schneeband im Gipfeldreieck. Zwei Seillängen durch stark zerrissenen, griffigen Felsen ins obere kleine Band. Links hinaus, 20 m unter dem Gipfel, in den Grat. Dem Grat folgend zum Gipfel.

Zeit: 9½ Stunden vom Einstieg in die Wand bis auf den Gipfel.

Bericht von Hermann Steuri.

Alpgnofenstock - Westgipfel - Südwand

1. Begehung am 17. Oktober 1943 von F. Wörndle und H. Huss

Ein einsamer Berg.

Das war der Ausspruch des bekannten Urner Führers G. Tresch von Bristen, als wir uns vor einigen Tagen in seiner Gesellschaft über den Alpgnofenstock unterhielten. Nicht daß dieser steile Kalkgipfel irgendwie ein unbedeutendes Dasein führte, nein, lediglich die bequemen Zugänge seiner Nachbarn und vielleicht auch die bekannteren Namen derselben bedingen seine Aschenbrödel-Rolle.

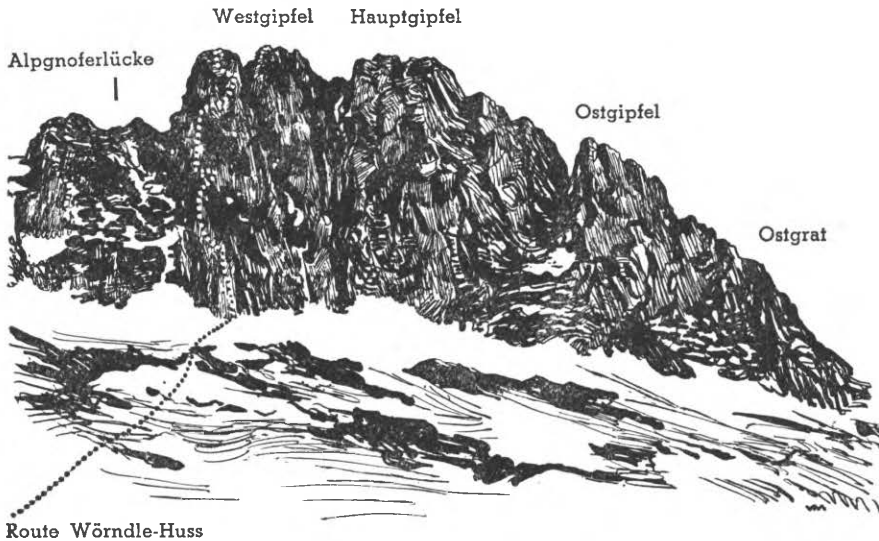
Wenn du vor der Windgällenhütte erstaunt die vielgipfelige graue Kalkmauer betrachtest, die sich in einer gewaltigen Flucht von Westen nach Osten zieht, so wird dir als Abschluß gegen das Maderanertal hin ein mehrzackiger Gipfel in die Augen springen. Das ist der Alpgnofenstock. Laut Urner Führer weist er drei Graterhebungen auf, den Ost-, Haupt- und Westgipfel. Genau genommen sind es aber deren vier, denn der westliche Gipfel ist durch eine tiefe Scharte auseinander gespalten und bildet so die vierte Graterhöhung. Durch den südlichen Steilabfall dieser ca. 400 m hohen Wand sollte unser Weg führen.

Windgällenhütte. Es ist spät im Jahre. Die leuchtenden Farben des Sommers sind dem warmen Braun des Oktobers gewichen. Und schon sind drüben am Oberalpstock die nordseitigen Hänge bis weit herunter vom ersten Schnee weiß überstäubt. Höchste Zeit, denn gar bald wird der Winter sein Zepter führen und vorbei ist es mit Kletterfreude und Sommerlust.

Seit unserem Aufbruche von der Hütte ist kaum eine gute Stunde verstrichen, als wir nach raschem Steigen durch eine romantische Landschaft mit Platten, Bändern und Schutthängen am Fuße der Wand stehen. Den Kopf weit im Nacken zurückgelegt, mustern wir sorgfältig

die ungefüge Mauer. Der Eindruck ist abweisend. Unser vorher so stolzes Siegesbewußtsein wird auf eine harte Bewährungsprobe gestellt, denn unsere Augen sehen sofort klar, daß wir es hier nicht mit einem Spaziergange zu tun haben, und daß es bei dieser Struktur Stellen geben kann, die über menschlichem Können liegen. Zur Aufmunterung offerieren wir uns gegenseitig: Machen wir halt einen Versuch, schauen wir uns die Sache einmal an. Geht's nicht, dann kehren wir einfach um. Und einen heimlichen Hoffnungsschimmer, daß es trotzdem gelingen möge, bewahrt ein jeder für sich, ohne den Kameraden nur ein Wort darüber wissen zu lassen. Wir sind ein wenig erregt. Das bringt es mit sich, daß wir nur einen kleinen Halt einschieben, der dazu dient, in nervöser Hast einige Bissen hinunter zu schlingen, gleichzeitig die Schuhe zu wechseln und das Seil anzulegen. Gleich zu Anfang beehrt uns die Wand mit einer senkrechten Stelle. Das haben wir sonst im allgemeinen nicht sehr gern, aber diesmal hat es eine gute Wirkung, denn vergessen sind darüber aller Wankelmut und uneingestandene Feigheit. Eine kaminartige Verschneidung erfordert bereits vollen Einsatz und zwingt zu zeitraubendem Aufseilen der Rucksäcke. Aber dann geht's wieder schneller vorwärts. Allerdings in wesentlich brüchigerem Gestein. Es drängt uns leicht nach links an die Kante hinaus, die sich hier in Form eines senkrecht aufstrebenden Pfeilers, nach oben gratartig mit kleinen Türmen besetzt, an die Steilwand anlehnt. Schön und luftig ist der Gang über diese Zacken. Ueber uns, leicht überhängend, gelbrot, die große Wand. Da scheint unser Latein zu Ende. Zwei mißlungene Versuche verbessern die Stimmung keinesfalls. Das Wort Rückzug kreist schon in unserem Denken. Ausgesprochen wird es nicht. Da, im letzten Moment, sehe ich den Weg vor mir liegen. Er führt nach links in die westliche Plattenwand. Er ist abschreckend genug, aber da ich mir einbilde, daß mir Quergänge besonders gut liegen, werde ich den exponierten Gang schon hinter mich bringen. Immerhin fährt zur Erhöhung des Sicherheitgefühls ein Haken ins Gestein und ein zweiter verleiht mir angenehmen Zug. Da ich nun zufälligerweise den Blick zwischen meinen Beinen hindurch in die Tiefe fallen lasse, konstatiere ich, daß wir senkrecht an der Wand kleben und daß die Hakensicherung nur moralischen Wert hat, da sie bei einem Sturze einer solchen Beanspruchung nicht standhielte. Im Mienenspiel von

Freund Hans suche ich vergebens nach ebensolchen Gedanken-
gängen. Seelenruhig bringt er die Stelle hinter sich. Mit einer Mei-
sterschaft, um die ich ihn beneide, schlägt er die zwei Haken heraus.
Wir müssen sehr sorgfältig mit diesem Material umgehen, denn
bereits hat sich ein solcher selbständig gemacht und ist klirrend in
der Tiefe verschwunden.



Die Klettereien im Windgällengebiet zeichnen sich im allgemeinen,
abgesehen von wenigen Ausnahmen, durch große Brüchigkeit aus.
Wir sind deshalb vom bisherigen Charakter der Felsbeschaffenheit
angenehm überrascht und das kommende Stück bringt uns in Ent-
zücken. Gesunder kleingriffiger Fels, an dem es einfach gar nichts
auszusetzen gibt. An die 30 m geht's so gerade empor. Von Leiste zu
Leiste spreizt der Fuß, er trägt die volle Verantwortung, während die
Arme lediglich den Körper vor dem Ausfallen bewahren. Keine
Kraft, nur raffinierte Ausnützung der Technik kommt da zur Geltung.
Wir sind der Ueberzeugung, daß es gelingen wird, nähern wir uns
doch schon den Gipfelfelsen. Ein Augenblick der Entspannung tritt
ein. Aber nun ist es das Wetter, das uns Bedenken einflößt. Es ist
nicht mehr daran zu zweifeln: es schneit und ist bitter kalt geworden.
Fast automatisch fahren die Hände in die Hosentaschen. Lange Zeit

zum Nachgrübeln dürfen wir aber auf keinen Fall verschwenden. Wir versuchen an einer glatten Platte hoch zu kommen. Vergebens. Hier ist einmal die Natur stärker als aller menschlicher Wille. Nur mit Mühe gelingt der Rückzug, diesmal bin ich schon fast zu weit gegangen. Weiter rechts geht's viel leichter. Aber das letzte Stück zum Grat sieht bedenklich aus. Zwei Risse, beginnend mit einem respektablen Ueberhang, lassen den einzigen Weg zum Gipfel offen. Ich beginne mit dem rechten Riß, mühe mich mehrmals ohne Erfolg ab, und muß erfahren, daß meine Kräfte nicht ausreichen. Also zum linken Riß. Er drückt mich ganz abscheulich von der Wand heraus, es fehlen die Griffe. Meine Finger versagen infolge der Kälte den Dienst, aber was bleibt mir anderes übrig, als über die Verantwortung hinaus zu gehen und mich dem Risiko auszuliefern. Mit der linken Hand presse ich einen Haken in eine Ritze und schiebe mich sorgfältig über den Wulst hinauf, froh darüber, daß ich mit meinen langen Armen weit droben nach einem Griffe fassen kann. Es war aber auch die höchste Zeit! Ohne Aufenthalt geht's weiter, eine Rinne hinauf, dann stehe ich im Gratwinde. Besorgt dringt die Stimme des Freundes herauf, er bittet um baldige Befreiung aus seiner kalten Umgebung. Am langsamen Einziehen des Seiles wird es mir bewußt, daß auch er zu schaffen hat, um den Ueberhang hinter sich zu bringen. Hans ist bei mir. Wortlos finden sich unsere Hände. Wenige Meter über dem Grat, und wir sind auf dem Vorgipfel des Alpgnoferstock-Westgipfels, der hier in steiler Wand tief in eine Scharte abbricht. Von da bis zum Hauptgipfel ist der Grat begangenes Gelände. Besorgt stellen wir fest, daß es bereits 2 Uhr ist. Fünf Stunden hat uns die Wand aufgehalten. Noch steht uns ein langer Weg bevor. Schenken wir uns den Hauptgipfel, und hinab in die Scharte! Die Tage im Herbst sind kurz, und der vorgesehene Weg über den Schwarzifad zur Alp Gnof ist lang. Wie gewünscht hängt an einem Zacken eine frische Seilschlinge, durch die wir hurtig unser Seil ziehen und elegant auswerfen wollen. Aber der Sturm weht ein Ende tückisch in die Nordflanke hinaus, wo es sich irgendwo verfängt und trotz Zureden und Böswerden unsererseits einfach nicht mehr los wird. Verdammt, so ein Pech, jetzt, wo es pressiert und das Wetter immer schlechter wird. Ratlos doktern wir so eine Weile an dem Bösewicht herum, bis er auf einmal, fast ohne Gewalt, wie ein gutartiges Kind,

unseren Wünschen folgt, als sei vorher überhaupt nichts gewesen. Launen des Seiles! Sie können zur Raserei bringen. Aber jetzt los! Kletterschluß, und schon gleitet der Freund in die Tiefe. Nachkommen! In der düsteren Scharte legen wir eine zweite Schlinge für die folgende Abseilstelle. Die Wand ist da nicht sehr hoch, nach 30 Metern springen wir über einen hohen Firnbuckel in tiefen Neuschnee. Ruchenfirn. Wir haben geglaubt, daß nun alle Mühsal vorbei sei – wie haben wir uns getäuscht. Der sonst so harmlose Gletscher ist jetzt im Spätherbst ein Spinngewebe von tiefen Spalten, trügerisch eingehüllt in die weichen Konturen des Neuschnees. Weiter unten, wo kein Schnee mehr liegt, ist es noch schlimmer. O, Vibram, deine Güte im trockenen Fels versagt jämmerlich in diesem ausgeaperten Labyrinth von Spalten, Firnrücken und Eistürmen.

Aber alles geht vorbei, sogar ein Gletscherbruch. Und was vor wenigen Minuten mit häßlichen Wörtern bedacht wurde, dessen Loblied singen wir beim folgenden Abstieg über unendlich lange, glattgeschliffene Kalkplatten, über die wir, vertrauensvoll, aufrecht hinab schreiten.

Schwarzifad. Ein Weg voller Eigenart, hoch über dem Maderanertale, überschattet von dunklen Felsen. Wir wandern in den Abend hinein. Den letzten Zug werden wir sowieso nicht mehr erreichen. Bei der Alp Gnof ist es bereits Dämmerung geworden und wir stellen mit gemischten Gefühlen fest, daß wir bei dem hastigen Aufbruch Taschenlampen und Laterne in der Hütte liegen gelassen haben. Eine überaus nette Bescherung. Die Windgällenhütte bei Nacht und Nebel und ohne Licht zu finden, ist keine einfache Sache, das müssen wir in aller Wirklichkeit erfahren. Bis uns das Rutschen über steile und zudem nasse Grashänge – wobei ich fast noch in einen großen Tümpel hinein gerate – zu dumm wird. Mit Hilfe eines dürftigen Kerzenrestes finden wir einen überwölbenden Stein, der uns etwas Schutz vor dem einsetzenden Regen und Wind gibt. Also auch noch ein Biwak! Das hat uns gerade noch gefehlt. Schlaf finden wir natürlich keinen, dafür ist der Ort wo wir liegen zu unbequem. Auch die zunehmende Kälte macht sich langsam fühlbar. Während ich mich so in das Unabänderliche füge, tauchen sie alle auf, die Biwaknächte der letzten Jahre, die freiwilligen und die unfreiwilligen. Das bevorstehende hätte ich zu den unangenehmen zählen müssen, wenn nicht

ein gütiges Geschick uns nach zwei Stunden Vorgeschmack die Sterne und ab und zu das Mondlicht gesandt hätte. Diese Lichtquellen und viel Glück ermöglichten uns doch noch, den Weg zur Hütte zu finden.

Damit wäre die eigentliche Bergfahrt zu Ende, der Kreis geschlossen. Denn das Folgende, der kurze Aufenthalt in der Hütte, der mühselige Abstieg und der lange Marsch nach Erstfeld hinaus, wurde fast nur mehr mechanisch ausgeführt. Zwei Nächte fast ohne Schlaf hatten uns apathisch gemacht.

Abschließend noch ein Wort zu neuen Wegen.

Es wird heute oft der Versuch unternommen, den alpinen Wegsuchern den inneren Wert des Bergsteigens abzusprechen oder doch zu schmälern. Ihre Unternehmungslust und ihr offenes Bekenntnis zur alpinen Tat wird kritisch untersucht und leider nur allzu oft gänzlich falsch beurteilt. Wir wissen doch ebenso gut wie schönheitsdurstige Höhenwanderer um die Herrlichkeit der Berge. Auch wir geben uns gerne der Stimmung und den Gefühlen hin, die ein leichter Weg ebenso schenken kann wie die schwerste Wand; aber noch mehr schätzen wir das alpine Abenteuer, das wir beim Auffinden neuer Wege in unbekanntem Gelände in höchster Form erleben. Es ist doch absolut keine Abwegigkeit, wenn wir in Gebieten, wo wir den hintersten Gipfel und Felswinkel kennen, eines Tages auf Probleme stoßen, die wir der Erkundung wert halten. Wenn sich die Jugend für solche Sachen begeistert, und darob auch ein paar veraltete Routen in Vergessenheit geraten, so ist das eben Entwicklung und tut dem ernsten alpinen Streben gewiß keinen Abbruch. Die Natur sorgt schon dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und schraubt mit den Jahren und Pflichten des Alters die himmelstrebenden Pläne der Jugend auf ein vernünftiges Maß zurück.

F. Wörndle

Traversierung der Kreuzberge

von Ernst Anderegg

Für mich beginnt eine Traversierung der Kreuzberge nicht erst am Fuße eines der acht Gipfel, sondern schon am Ausgangspunkt der Tour, in Weißbad. Von Weißbad aus hat man die Möglichkeit, alle drei Alpsteinketten in kurzer Zeit zu erreichen.

Gemächlich schlängelt sich der Weg zwischen saftigen Wiesen und schmucken Bauernhäusern in die Höhe. Das herrliche Panorama des Alpsteinmassivs wechselt jeden Augenblick, wie man es kaum anderswo erleben kann. Wir lassen Brülisau, den letzten bewohnten Weiler, mit seiner mächtigen Kirche hinter uns und erreichen nach 30 Minuten Wanderung das wildherrliche Brühltofel. Auf dem Marsch zum Sämbtisersee erleben wir Bilder von großer Eindringlichkeit: tiefe unergündliche Löcher, senkrechte Felswände, in denen noch vor einigen Jahren ein Adler horstete, einen rauschenden, schäumenden Bergbach, der ebenso plötzlich wieder untertaucht, um nur noch durch ein geheimnisvolles Murmeln sein Dasein zu verraten, und hundertjährige, verkrüppelte Zwergtannen.

Bildwechsel! Vor uns breitet sich die Sämbtiseralp aus, und zu unseren Füßen plätschern die Wellen des Sämbtisersees an das sanfte Ufer. Den Rahmen bilden die wilden Zacken der Widderalpstöcke. Ueber sanfte Alpweiden, zwischen knorrigen Wettertannen und weidendem Alpvieh, führt uns ein angenehmer Weg nach der Bollenwies. Grünblau liegt der stille Fählensee eingebettet zwischen den steilen Wänden von Hundstein und Freiheit. Nur der Altmann im Hintergrund spiegelt seine Felsmassen im ruhigen Wasser. Sämbtisersee und Fählensee haben beide einen unterirdischen Abfluß.

Siehe Tafel 37–39

Erst den Forschungen von Dr. Bärlocher in St. Gallen gelang es, durch Färben der beiden Seen zu beweisen, daß die Ueberwasser nicht, wie angenommen wurde, im Appenzellerland wieder hervortreten, sondern ihren Weg durch das Kalksteinmassiv der dritten Alpsteinkette suchen, um im tiefgelegenen Rheintal wieder an das Tageslicht zu treten.

Nach einer kurzen Rast im Gasthaus Bollenwies wenden wir uns nach Süden und erreichen nach weiteren 20 Minuten die Saxerlücke. Dieser Scheidepunkt zwischen Appenzellerland und Rheintal wird jedem Besucher unvergeßlich bleiben. Tannenwälder steigen von den Felswänden bis in die ungeheure Ebene hinab, wo sich die Häuser zu Dörfern scharen und die Straßen wie Spinnweben ausgelegt sind. Das Silberband des Rheins windet sich durch die fruchtbaren Felder und Aecker. Darüber erheben sich die Gipfel des Vorarlberg, Liechtensteins, Graubündens und des St. Galler Oberlandes. Zu unserer Rechten aber türmen sich Zacken und Gräte, die senkrechten Süd- und Nordwände der Kreuzberge, mit solcher Gewalt gegen den Himmel, daß man beim ersten Anblick überwältigt stehen bleiben muß.

Der Weg führt uns weiter zwischen Männertreu und Pelzanemonen, Steinrosen und Globularien, zwischen duftenden Bergnelken und hellblauen Asten nach der Roslenalp. Feuerlilien und Türkenbund leuchten aus versteckten Felsnischen, und die Geißen bahnen sich ihre Wege durch die dicht stehenden Büschel des Eisenhut.

Die Roslenalp ist der eigentliche Ausgangspunkt zu den meisten Kreuzbergfahrten. Vom einfachsten Wäscheseil bis zur raffiniertesten «Schlossereinrichtung» ist an schönen Sonntagen hier alles vertreten. Die klassische Kletterei ist immer noch eine Traversierung vom ersten bis zum achten Kreuzberg.

In leichter Kletterei, zum Teil im Kamin, zum Teil über Rasenbüschel und Felsschroffen, erreichen wir den Grat zwischen dem ersten und zweiten Kreuzberg, folgen demselben nach Osten und gelangen kurz darauf an die eigentliche Schlüsselstelle des ersten Kreuzberges: die Scharte. Bei der Erstbesteigung vor vielen Jahren konnte dieses griffarme Wandstück nur mittels einer acht Meter langen Leiter bezwungen werden. Wir steigen einige Meter ab, spreizen

nach dem andern Wandstück hinüber und suchen uns in aller Ruhe die beiden Griffe, um den Körper auf die andere Seite ziehen zu können. Zwei bis drei kleine, aber sichere Griffe zeigen den Weg nach oben, und schon steht man verschnaufend auf der Fortsetzung des Grates. Dem Grat entlang geht es bis zu einer Rille, die auf den Gipfel führt. Nebelfetzen treiben vom Rheintal herauf, teilen sich zu lustigen Gebilden und verflüchtigen sich in der Sonne, noch bevor sie den Gipfel erreichen. Zurück geht es auf dem gleichen Weg bis zu dem Punkt, wo wir beim Aufstieg die Höhe des Grates erreichten. Von dort steigen wir genau westwärts anderthalb Seillängen über einige Platten mit vielen Griffen zum eigentlichen Ostgrat des zweiten Kreuzberges. Hier eröffnen sich uns zwei Möglichkeiten:

1. den senkrechten Absatz nach rechts (Norden) zu umgehen, worauf man in leichter Kletterei zum Gipfel gelangt, oder
2. den direkten Anstieg über die Ostkante, wobei in halber Höhe ein weit vorstehender, aber sicherer Mauerhaken als willkommene Sicherung dient. In drei bis vier Zügen haben wir auch dieses mittelschwere Stück hinter uns und gelangen in leichter Kletterei auf den Gipfel.

Der Abstieg erfolgt westwärts in einem langen Stemmkanin, in dem es sich herrlich nach unten turnen läßt. Mit zusammengenommenem Seil bummeln wir durch die mittlere Verschneidung dem dritten Kreuzberg zu, der zugleich der leichteste und meistbegangene Gipfel der acht Kreuzberge ist. Ohne Rast treten wir durch den Westkanin den Abstieg an, denn oben lagert bei schönem Wetter gewöhnlich ein kunterbunt Völklein, wobei der Freude über den gelungenen Aufstieg nicht selten durch Gesang und Handorgelklänge Ausdruck verliehen wird. Auf ausgetretenen Graspfaden, zwischen Anemonen, Primeln und Silenen gewinnen wir wieder an Höhe, steigen vom Vorgipfel noch einmal eine Seillänge ab und gelangen von dort leicht auf den Gipfel des vierten Kreuzberges. Von hier steigen wir einige Meter nach rechts ab, gewinnen dort den Kamin, der uns bis an den Fuß des fünften Kreuzberges führt. Etwas Vorsicht wegen Steinschlages ist hier am Platz, da man sich immer bewußt sein muß, in den Kreuzbergen nie allein zu sein. Leider umgehen hier die meisten Partien den fünften Kreuzberg, um auf der normalen

Nord- oder Westroute den Gipfel zu erreichen. Dabei gibt es von der Ostseite her drei Aufstiege, die nicht nur landschaftlich sehr schön sind, sondern auch klettertechnisch ziemliche Anforderungen stellen.

1. Nordostroute

Nach dem Ausstieg aus dem Westkamin des vierten Kreuzberges traversiert man, leicht aufwärts haltend, zum fünften Kreuzberg hinüber und erreicht schon nach einer knappen Seillänge einen äußerst schmalen und senkrechten Riß, der kurz vor dem Gipfelgrat wieder in leichtere Kletterei übergeht.

2. Südostroute

Sie weist mehr oder weniger die gleichen Schwierigkeiten auf und ist vom Sattel zwischen dem vierten und fünften Gipfel aus leicht zu finden.

3. Ostgrat

Diese Route reservieren wir den technisch einwandfreien Kletterern. Sie sollte nie ohne Mauerhaken-Sicherung versucht werden.

Es ist Mittag geworden. Die Nebelfetzen haben sich verflüchtigt. An den Rasenhängen der Südseite wechseln einige Gamsen ihren Asungsplatz und im Hintergrund thront majestätisch über allen Gipfeln die Zimba. Nach einem kurzen Imbiß steigen wir auf dem Westgrat gegen den sechsten Kreuzberg ab. Eine Routenbeschreibung erübrigt sich, da man sich am besten an die von den Nagelschuhen abgewetzten Felsplatten und Tritte, oder an den ausführlichen Säntisführer hält. Beide führen uns genau an den Einstieg des sechsten Kreuzberges. Dieser kleinste Gipfel ist neben dem ersten Kreuzberg nicht nur der unzugänglichste, er hat einer Erstbesteigung auch am längsten getrotzt. Zum erstenmal gelang es Richard Gütler zusammen mit den Gebrüdern Müller, den Berg über den nach Gütler benannten Riß zu bezwingen. Auch heute noch gilt der Gütlerriß laut Säntisführer als äußerst schwierig, besonders, wenn die Aufgabe technisch nicht richtig angepackt wird. Am leichtesten bezieht man ihn, wenn man sich auf den Rücken dreht, da die Möglichkeit, gute und sichere Griffe zu erhalten, auf diese Art viel

größer ist. Ein mächtiger Querriegel sperrt scheinbar den Ausstieg aus dem Riß. Aus der Höhe besehen läßt er sich aber sicher in gebückter Haltung gut nach Norden umgehen. Von hier führt die Route in leichtem Fels einem Band entlang und über den letzten Absatz auf den Gipfel.

In den letzten Jahren ist die Benützung dieser Route zu Gunsten der Daumenostwand stark zurückgegangen. Vom Einstieg zum Gütlerriß drei Meter südlich haltend, stehen wir auch schon vor dem senkrechten und im ersten Moment abschreckenden Wändchen des Daumen. Zwei schmale Risse, die den Fingern einige Griffmöglichkeiten verschaffen, und vereinzelte abschüssige Tritte sind die einzigen Hilfsmittel, um diese kaum acht Meter hohe Wand zu bezwingen. Nach Ueberwindung der beiden Risse traversiert man nach links (südlich) und erreicht eine Felsnase, wo man seine sehr stark mitgenommenen Fingerspitzen für einen Moment ausruhen kann. Die Sicherung erfolgt bis zu diesem Punkte am besten vom Westgrat des fünften Kreuzberges herunter, da auf diese Art eine Gefährdung des ersten Mannes vollständig ausgeschlossen ist. Von der erwähnten Felsnase aus traversiert man ein kurzes Stück Südwand und erreicht einen rasendurchsetzten Kamin, der leicht zum Gipfel führt.

Um diese Zeit ist es gewöhnlich schon einsam auf dem sechsten Kreuzberg. Die große Masse der Bergsteiger hat sich bereits talabwärts verzogen. Ueber die Platten der Südwand turnt der seltene Mauergänger mit seinem farbigen Gefieder und sucht in den Ritzen und Spalten nach leckern Bissen. Kein Opfer ist vor seinem langen Schnabel und seinem scharfen Blick sicher. Wir genießen für eine Viertelstunde die erhabene Nachmittagsruhe und seilen dann zwei Meter nördlich vom Gipfel direkt zum Fuße des Westkamins ab. Wenn es die Zeit erlaubt, kann man die Westroute ebensogut hinunterklettern (siehe Säntisführer).

Auf einem ausgetretenen Rasenpfad bummeln wir zum Nordkamin des siebten Kreuzberges, welches uns ohne große Schwierigkeiten auf den Gipfel führt. Wer Zeit hat und dazu noch frisch genug ist, traversiert vom Einstieg weg nach links in die Ostwand hinein. Hier besteht die Möglichkeit, immer nach links haltend, die Südkante zu erreichen, oder die Ostwand direkt zu durchsteigen. Beide Routen sind ziemlich schwierig und führen auf den Gipfelgrat, von

dort leicht auf den Hauptgipfel. Die Schwierigkeiten sind zu Ende. Wir fassen das Seil wieder kurz, steigen angesichts des achten Kreuzberges in die Mulde ab und gelangen von dort auf den letzten Gipfel. Im Gipfelbuch schreiben wir uns zum achten Mal ein und erreichen auf dem gleichen Weg wiederum die Mulde, um durch den westlichen Kamin zum Ausstieg zu gelangen.

Die ersten Schatten der untergehenden Sonne legen sich über die flimmernde Helle des herrlichen Sommertages. Die beiden Handbuben der Roslenalp treiben das Vieh der Alphütte zu und ihre lockenden Rufe verhallen an den Wänden der Kreuzberge. Auf weichen Rasenbüscheln und über Geröllhalden springen wir der Roslenalp entgegen. Die roten Polster der Silenen leuchten wieder aus dem satten Grün der Wiesen, und die Farbe des blauen Eisenhut erscheint uns noch tiefer und dunkler. Das Wasser des plätschernden Brunnens kühlt unsere heißen Gesichter, und auf dem Tisch der einfachen Hütte erwartet uns schon ein Glas Milch, das die vorsorgliche Frau Rhyner bereitgestellt hat. Während wir unsere Sachen zusammenpacken, tragen auf dem Hüttenplatz die Geißen ihre obligaten Kämpfe aus. Vom Rheintal her drängen schon wieder die ersten Nebelfetzen gegen die Saxerlücke. Einsam und stolz stehen die Zacken der Kreuzberge in der Abenddämmerung. Dohlen kreisen um die verlassenen Wände und Gipfel und pfeilen mit eng angepreßten Flügeln in die Tiefe, um sich im nächsten Augenblick vom Winde wieder in die Höhe treiben zu lassen.

Neue Routen in den Kreuzbergen

von Ernst Anderegg

Die Jahre 1937 bis 1942 gelten für jeden Kreuzbergkenner als die Epoche der zweiten Erschließung der Kreuzberge. In dieser Zeitspanne wurden alle neuen Routen durchklettert, die vorher jahrelang auch von den besten Bergsteigern als «unmöglich» erklärt wurden.

So schrieb z. B. Carl Egloff in seinem Nachtrag zum Sämtisführer: «Ein ungelöstes, aber heiß umstrittenes Problem ist die Erkletterung des gesamten Ostgrates am 1. Kreuzberg. Als vage Möglichkeit ließe sich am ehesten noch der mächtige Kamin ins Auge fassen, der neben der Gratkante sich aus dunkler Tiefe ins Licht reckt. Hier wäre also kurz gesagt der Ausweg für den Kletterer extremster Richtung zu suchen, wenn sich ein Einstieg in den Kamin erzwingen ließe. Doch Kamin und Grat verlieren sich über dem Talgrund der Unteralp in aalglatten Wänden, die jeden Gedanken an eine Annäherung im Keime zu ersticken scheinen. Und doch wird vielleicht der Tag kommen, da der stolze Gipfel ein paar Glücklichen ein längst gehütetes Geheimnis offenbart.»

Das war im Juni 1937. Zwei Monate später lösten Paul Schafflützel und Paul Hell in zehnstündiger schwierigster Kletterei dieses Problem, das zugleich auch das Signal zum Angriff auf die unbestiegenen Süd- und Nordwände war.

Ostgrat des 1. Kreuzberges

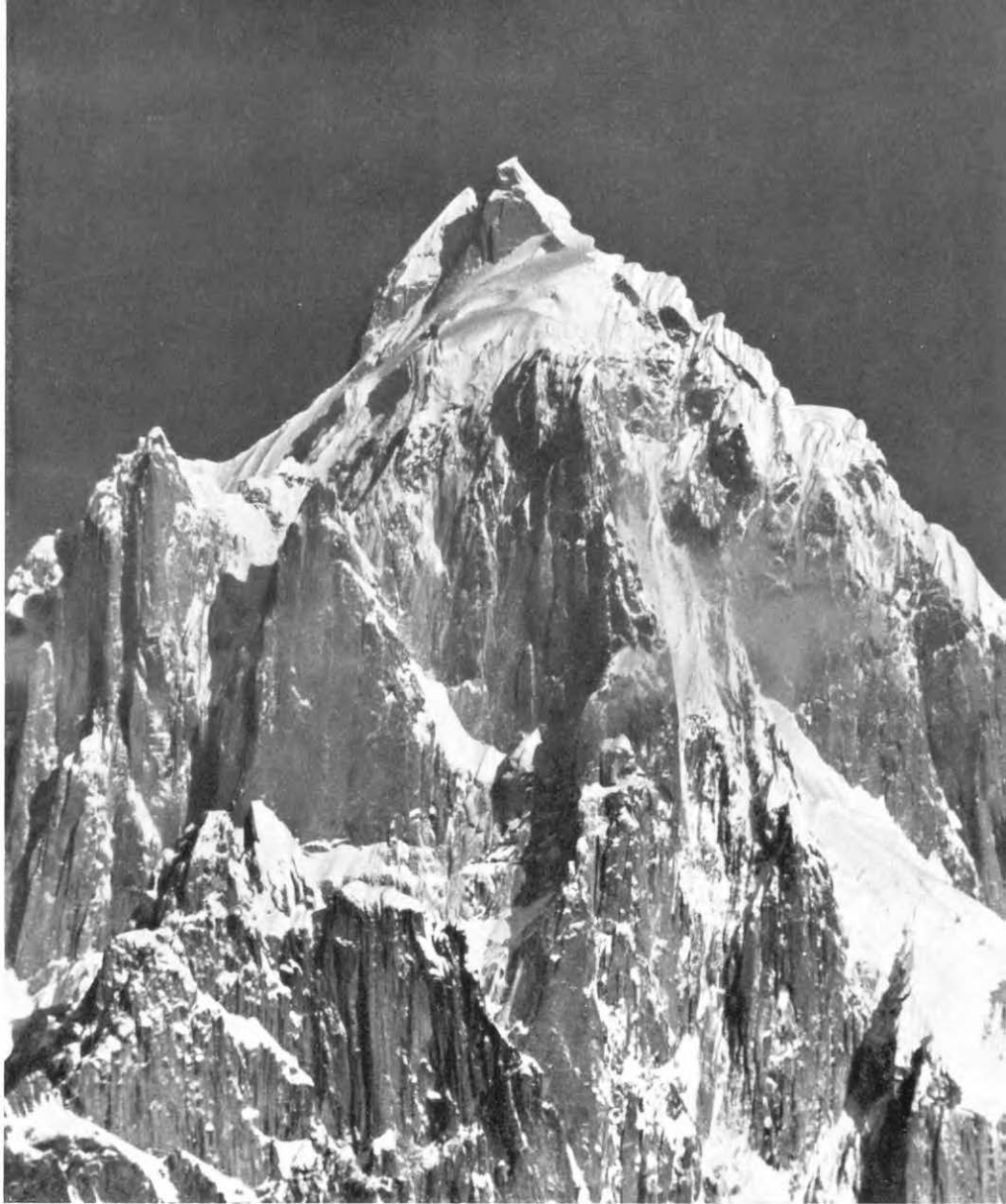
An der Südseite der Roslenalp lagert ein Trüpplein Wanderer. Sie scheinen etwas zu beobachten, denn angespannt spähen sie gegen den Fuß des ersten Kreuzberges. Da entdeckte ich ebenfalls zwei Bergsteiger, die sich anscheinend mit Seil, Mauerhaken und Karabinern

Siehe Tafel 38–39

beschäftigen. Unsere Geduld wird auf keine lange Probe gestellt: die beiden steigen über die ersten Rasenbüschel und Felsschroffen direkt gegen den senkrechten Grat an. Es gilt also wirklich dem Ostgrat des 1. Kreuzberges!

Ein schwach ausgeprägter Riß mit einem ausgebrochenen Stück Felsen in der Mitte scheint die einzige Möglichkeit zu einigen Griffen und Tritten zu bieten. Langsam schiebt sich der Vordermann in die Höhe, verfolgt vom gespannt wartenden Kameraden. Nach einigen Metern scheint es nicht mehr weiter zu gehen, denn es folgt lange Zeit kein neuer Zug mehr. Man spürt mitgehend sogar auf diese große Distanz, wie der Kletterer nach Griffen sucht. Da klingen plötzlich helle Hammerschläge, und nach einigen Augenblicken hören wir mit Aufatmen das Einklinken des Seils in den Karabinerhaken. Behutsam schiebt sich nun der rechte Fuß des Vordermannes in die Wand hinaus. Eine Hand folgt, und langsam wird der Körper nachgezogen. Ein winziger Rasenbüschel dient als nächster Tritt, während sich zwei Finger in einer kaum wahrnehmbaren Rille verkrallen. Dann ist dieser kurze, aber äußerst schwierige Quergang überwunden. Von hier aus klettern die beiden ungefähr vier Meter über steile Rasenbüschel und gelangen leicht links haltend über eine mittelschwere Platte wieder in den vorher verlassenen Riß. Dieser führt anscheinend bis zum Anfang des großen Kamins. Erst später habe ich erfahren, daß es aus jenem Riß keine Ausstiegsmöglichkeiten gab. Die beiden scheinen aber besser orientiert zu sein, denn der erste Mann traversiert sofort nach links über eine fast senkrechte und grifflose Platte. Ein Felskopf liegt darauf, sodaß sich in Fußhöhe ein Riß bildet. Die nach oben gerichteten Finger finden dann auch den nötigen Halt, um den Körper in wenigen Augenblicken über diese, im ersten Moment so abweisende Stelle zu bringen. Nach einer kurzen Verschnaufpause erzwingt sich der Erste Meter um Meter den Weiterweg. Einige Rasenbüschel ersetzen die spärlichen Griffe und über einen dunklen Rasenfleck erreichen die beiden genau nach drei Stunden den Einstieg zum großen Kamin.

Die Zuschauermenge hat sich vervielfacht. Die erregten Diskussionen für und wider diese Erstbegehung steigern sich. Da tönen plötzlich Hammerschläge vom Berg herunter. Sie scheinen sich dort oben nicht um unsere Meinungsverschiedenheiten zu kümmern.



Monte Paiju im Karakoram Himalaya

Photo V. Sella

Wozu eine Unfallversicherung? — Ein Mitglied der Schweizer Himalaya-Expedition 1939, bei deren Versicherung wir mitgewirkt hatten, schrieb im Buche „Schweizer im Himalaya“: „Abgesehen von allen materiellen und ökonomischen Folgen, die sich unter Umständen aus der ausreichenden Versicherung ergeben, hat diese eine große moralische Bedeutung: das Bewußtsein einer gewissen Sicherheit ist eine geistige Entlastung“.

Winterthur
UNFALL

Schweizerische Unfallversicherungs-Gesellschaft in Winterthur



Expeditionslager am Fuß des Baltoro Kangri

Photo R. Angst

Aus dem Bericht
der Schweizer Himalaya-
Expedition 1939

Unter allen Verhältnissen wird die gewohnte Kost der Heimat am liebsten genommen und am besten vertragen. Die gute Laune war, zum Teil wenigstens, ein Ergebnis guter Fütterung. Und gute Laune ist nicht zu unterschätzen als Mittel zum Erfolg. Wenig andere Nahrungsmittel sind von uns derart goutiert worden, wie der prächtige Vorrat von Fleischkonserven aller Art der

Charcuterie Jak. Leutert, Schützengasse, Zürich

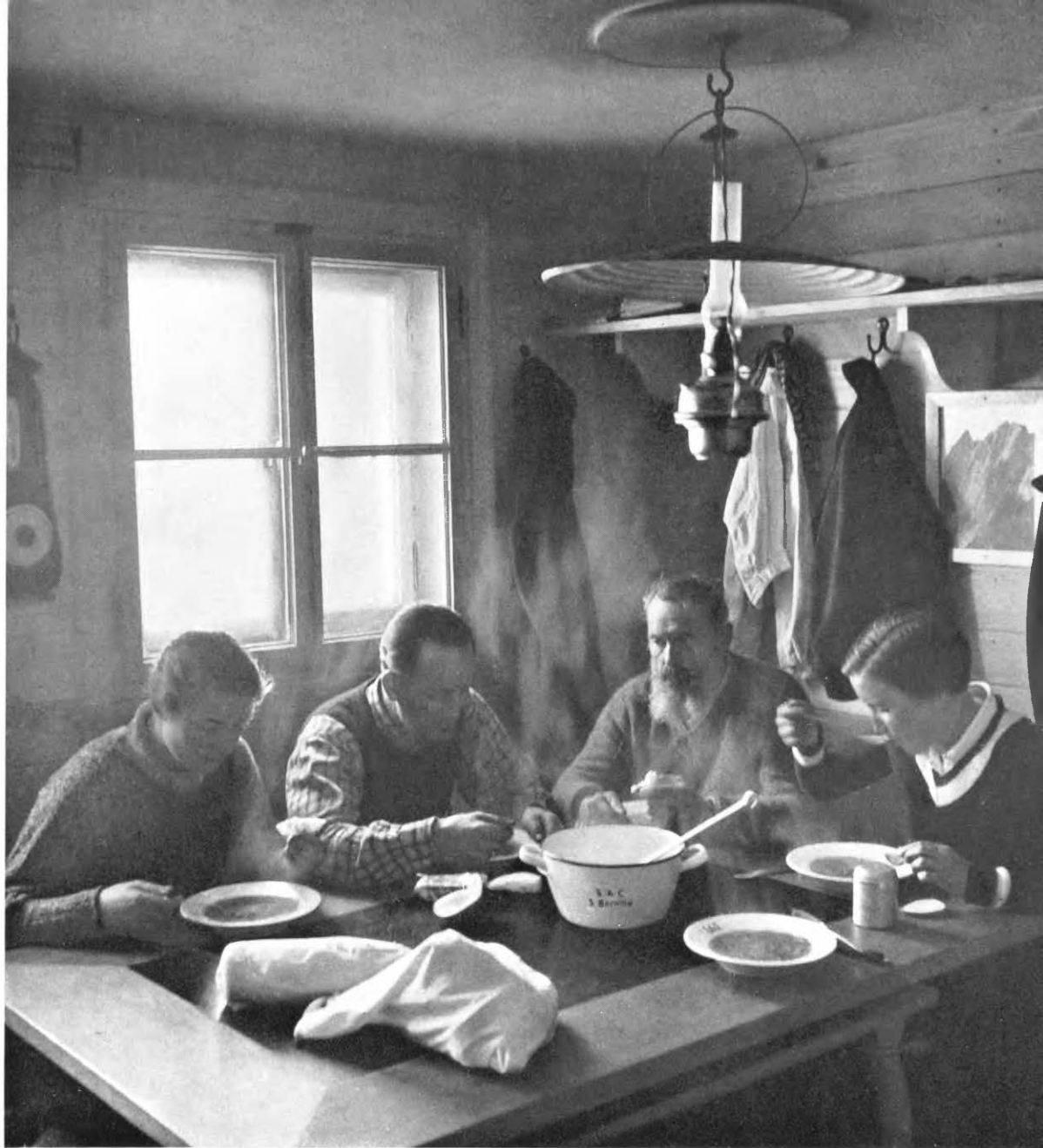
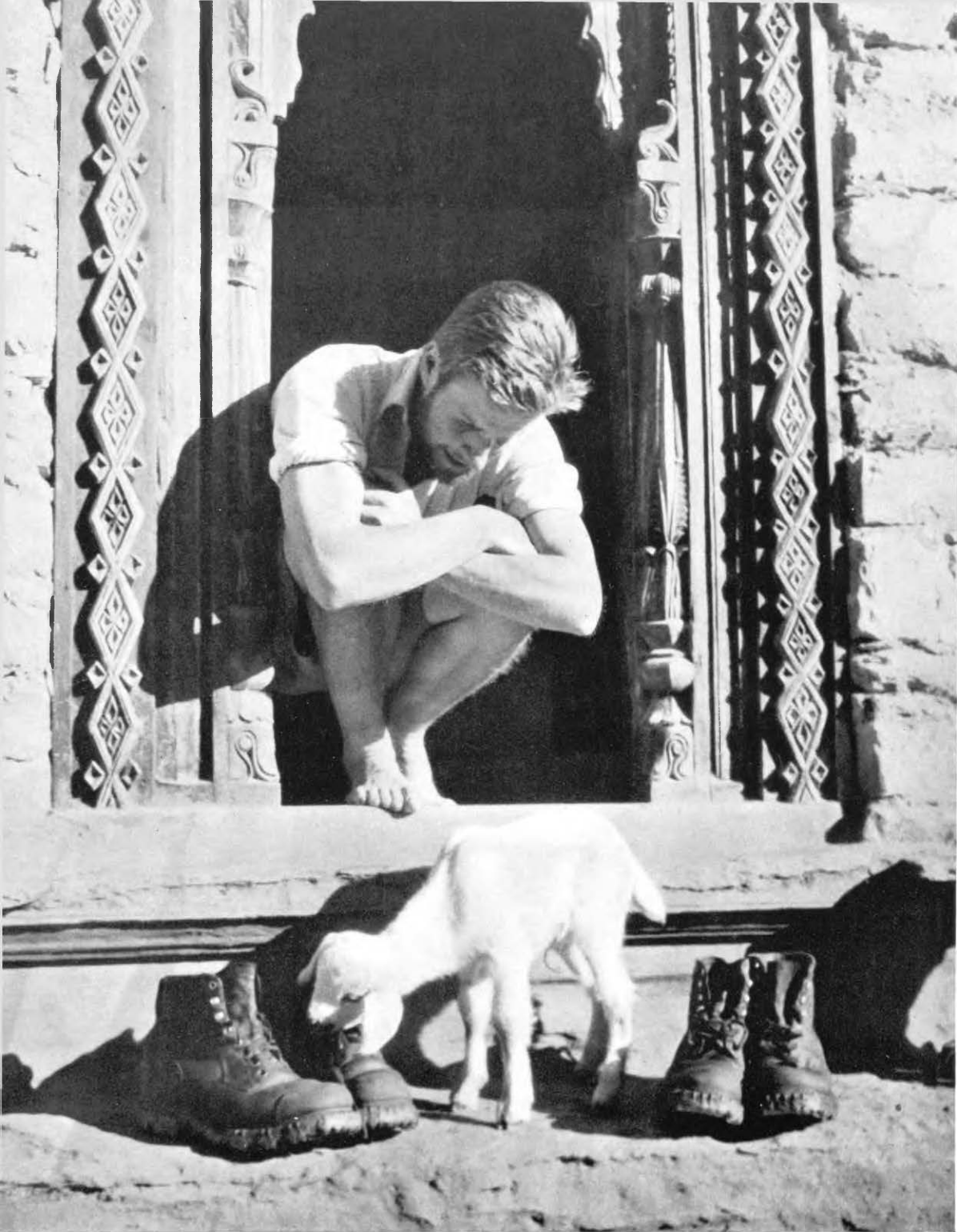


Photo E. Meerkämper

Maggi's Produkte: Ein unentbehrlicher Proviant

Aus dem Bericht
der Schweizer Himalaya-Expedition 1939

„Gute Erfahrungen mit Maggi's Produkten sind schon von vielen Expeditionen gesammelt worden. Die von uns mitgeführten Maggi-Suppen waren sehr geschätzt in den Lagern in den Tälern, Bouillonwürfel und Fleischsuppen gaben in Hochlagern schnell eine köstliche und stärkende Nahrung, wenn man sehr müde vom Gipfel kam. Der ausgesprochen feine Geschmack der Maggi-Produkte machte diese für uns immer wieder zu einem Lieblingsessen.“



**Expeditionen für alpine
Forschungen wurden mit Bally-
Schuhen ausgerüstet**

Internationale Himalaya-Expedition 1930, Hr. Dr. G. O. Dyrenfurth
Expédition Alpine et Scientifique au Caucase et en Asie Mineure 1933,
Monsieur Challande
Schweiz. Kaukasus-Expedition des Alpinen Ski Club Zürich 1933,
Hr. Werner Weckert
Internationale Pamir-Expedition 1935, Hr. L. Saladin
Antarktis-Expedition 1935, Hr. Lincoln Ellsworth

Der Kamin ist dunkel, eng und naß. Von bloßem Auge können die beiden Bergsteiger kaum mehr gesehen werden. Mit dem Feldstecher aber kann ich beobachten, wie sie sich aufwärts stemmen.

Es ist still geworden am Berg. Nur das Scharren der Kletterfinken und ab und zu ein in die Tiefe polternder Stein unterbricht das Schweigen. Der Riß ist manchmal so eng, daß auch ein geschmeidiger Körper kaum mehr Platz darin findet. Stemmen wird zu einem Problem.

Die Stunden verstreichen. Immer noch kämpfen die beiden in diesem unendlich langen Kamin. Ein giftiger Ueberhang scheint zu allem Ueberfluß noch den Ausstieg zu versperren. Immer wieder klopfen Hammerschläge zu uns herunter. Endlich klebt der Erste am Ueberhang. Wie schon so manchmal an diesem Tag schiebt sich sein Körper Centimeter um Centimeter in die Höhe. Plötzlich bricht ein Stein aus. Einen Augenblick lang scheint sich der Körper noch halten zu können – dann klirren Mauerhaken und Karabiner. Eine Zuschauerin schreit auf, Steine prasseln den Kamin herunter. Dann herrscht mit einem Schlag wieder unheimliche Stille. Zwanzig Meter unter der Absturzstelle pendelt ein dunkler Körper. Nun bewegt er sich wieder, und mit Hilfe des Seils langt er schon nach einigen Minuten bei seinem Kameraden an. Nach kurzer Beratung folgt der zweite Angriff auf den Ueberhang. Die gefährliche Stelle ist wieder erreicht – jetzt umgangen und gleich darauf verschwinden zwei zappelnde Beine hinter einem Felsvorsprung. Bravo Paul Schafflützel! Das nennt man Mut und höchste Selbstbeherrschung.

Der Weiterweg scheint von diesem Punkt keine allzu großen Schwierigkeiten mehr zu bieten. Ueber Rasen- und legföhrendurchsetzte Bänder geht es nun rasch dem Gipfel zu. Nach zehnstündiger Kletterei reichen sich die beiden abgekämpften, aber glücklichen Menschen auf dem 1. Kreuzberg die Hand. Während sich die große Zuschauermenge Richtung Staubern und Bollenwies verzieht, dringen vom Gipfel zwei Jauchzer als Zeichen der Freude zu uns herunter.

Nordostaufstieg des 1. Kreuzberges

Der Einstieg erfolgt ungefähr fünfzig Meter östlich des üblichen Nordkamins. Ueber steile Absätze erreichen wir ein Band, welches ein Traversieren nach links zu einem sechs Meter hohen Kamin ermöglicht. Von diesem Punkt aus sind zwei Möglichkeiten vorhanden:

1. In der direkten Fortsetzung des erwähnten Kamins erklettern wir die anschließende Platte direkt und gelangen zu einem Schuttband, das uns unschwer auf den Grat führt,
2. die Platte über das steile Rasenband links umgehend, gelangen wir zu einer Verschneidung, die in einen kleinen Ueberhang ausmündet. Denselben überklettern wir mit ein bis zwei Mauerhaken als Sicherung und gelangen nun ebenfalls auf das Schuttband und von dort auf den Grat.

Nordwand des 1. Kreuzberges

Die Route folgt am Anfang dem vorher beschriebenen Nordostaufstieg bis zu jenem Band, das auf dem Ostgrat mündet. Bei der einzig möglichen Stelle – einer kleinen Felsnase – traversiert man nach rechts in die senkrechte Wand hinaus. Nach einigen Metern erreicht man einen kleinen Riß. Diesem folgt man bis zum markanten Kamin, der den östlichen Teil der Nordwand durchschneidet. Aalglatte Platten vereiteln jeden Versuch, den Weiterweg von diesem Punkt aus zu erzwingen. Nach ungefähr vier Meter Abstieg traversiert man wieder nach rechts bis zu einem gut sichtbaren dunklen Flecken.

Der folgende Ueberhang ist unheimlich abweisend, kann aber dank einiger guter Griffe ohne große «Schlosserei» überwunden werden. Die anschließende Rippe erklettert man halbwegs, traversiert noch einmal einige Meter nach rechts und gelangt von dort in wunderbarer, freier Felskletterei in vier bis fünf Seillängen auf den Gipfel. Erstbesteigung im Jahre 1943 durch Bürki und Künzler.

Südwand des 2. Kreuzberges

Eine Wand von erschreckender Steilheit, die sich vom Fuß der Unteralp in einer einzigen Plattenflucht zum Gipfel erstreckt.

Von der Unteralp links ansteigend, erreichen wir nach dreißig Minuten auf der linken Seite der Südwand eine einzelne Tanne. Darüber thront ein mächtiger Felsvorsprung, von dem aus man den untern Teil der Wand sehr gut überblicken kann. Ueber grasige Schroffen gewinnen wir rasch eine Seillänge und stehen auch schon vor dem ersten Ueberhang, den wir mit Hilfe einiger guter Griffe verhältnismäßig rasch überwinden. Eine heikle Traverse auf schmalem

Sims führt nach rechts zu einem rasendurchsetzten Wandstück. Ein weiterer Ueberhang sperrt den Ausstieg, und der unvermeidliche Quergang nach rechts gehört zum Schwersten der freien Felsklettere. Das anschließende Wandstück hat genug Griffe, um ein schnelleres Vorwärtskommen zu ermöglichen.

Winzig klein sind unter uns schon die Hütten der Unteralp. Ein kurzes Querband führt nach links: wir stehen vor dem schwierigsten Teil dieser Tour. Diese großartige Wandflucht von wohl achtzig Meter Höhe mit den winzigen Tritten und Griffen gehört zum Schönsten all meiner Kletterfahrten. Mit wenig Abweichungen und mit höchstens drei bis vier Sicherungshaken durchsteigen wir diesen Teil immer der Kante nach bis zur Verschneidung, die den Gipfelklotz in zwei Teile spaltet. Hier können endlich die bis aufs äußerste angespannten Muskeln ausruhen. Im breiten Riß, der direkt zum Gipfel führt, hat man alle Möglichkeiten, seine Kletterkünste in herrlichem Fels spielen zu lassen.

Erstbesteigung durch Paul Schafflützel und Paul Hell im Jahre 1938.

Ostgrat des 2. Kreuzberges

Wir folgen der normalen Route bis zu jenem vorstehenden Mauerhaken, den ich schon in der Beschreibung der Kreuzbergtraversierung erwähnt habe. Links abschwenkend, überklettern wir ein nicht allzu schweres, rasendurchsetztes Stück und gelangen nach einer Seillänge zur eigentlichen Ostwand. Durch eine schwach ausgeprägte Rille erreichen wir einen kleinen Felskopf, der als willkommene Sicherung dient. Das folgende Wandstück durchklettern wir direkt (schwierig) und erreichen über das unheimlich lose Gestein des Gipfelgrates den Steinmann.

Nordwand des 3. Kreuzberges

Ueber der Roslenalp bäumt sich diese nackte und plattige Wand auf, die jahrelang jedem Angriff trotzte. Dabei galt der dritte Kreuzberg allgemein als «Weiberberg», da er von allen acht Gipfeln auf der normalen Route am leichtesten zu besteigen ist. Seit aber Paul Schafflützel und Paul Hell am 28. August 1938 einen Weg durch den riesigen Kamin fanden, ist auch der 3. Kreuzberg wieder in den Mittelpunkt bergsteigerischen Interesses gerückt.

Von der Roslenalp zieht sich der Weg durch blumenüberwucherte Felsklötze an den Fuß dieser abschreckenden Nordroute. Ein Felsriegel sperrt den Einstieg in den Kamin. Die einzige Möglichkeit führt über ein schmales Band direkt einige Meter in die senkrechte Wand hinein. Nun geht es in einem äußerst schwierigen Quergang nach links in den Kamin hinein. In der rechten Verschneidung steigt man zweieinhalb Seillängen sehr schwierig, bis eine Nische endgültig Halt gebietet. Der anschließende Quergang nach links gehört nach den Aussagen von Paul Hell zum Schwierigsten der ganzen Tour. Dann aber gelangt man in festem Kalk durch Rillen und Kamine über senkrechte Absätze auf den Vorgipfel und von dort leicht zum höchsten Punkt.

Südwand des 5. Kreuzberges

Von der Unteralp führt ein leicht erkennbarer Viehpfad an der ganzen Südseite der acht Kreuzberge dahin. Bequem läßt sich zu jeder Zeit von diesem Weg nach dem gewünschten Ziel abschwanken. Ein einzig schöner Bummel für Bergsteiger, die die Einsamkeit lieben! Zur Rechten türmen sich die Wände und Zinnen unserer Berge himmelan. Erdrückend stehen sie mit ihrer ganzen Wucht über uns. Bergastern, Männertreu und Anemonen blühen am Wege. Edelweiß nicken von den Sims herunter, und der Schweizer Mannsschild blüht nirgends so prächtig wie in diesem schönsten, wildesten und abgelegensten Teil der Kreuzberge.

Auf der Höhe des 3. Kreuzberges schwenken wir vom Wege nach rechts ab und steuern dem gewaltigen Kamin zu, der die ganze Südwand in zwei Teile spaltet. Vom Bergfuß an folgt man mehr oder weniger immer dieser tiefen Verschneidung. Erst im obersten Teil traversiert man nach rechts und erreicht in leichterem Fels den Gipfel. Erstbesteigung durch Sämi Pulver und Noldi Duttweiler.

Nordwand des 6. Kreuzberges

Eine kurze, aber herrliche Kletterfahrt, wie eigentlich alle Routen an diesem kleinsten der acht Gipfel! Die Erstbesteiger – zwei Zürcher – benötigten für diese extreme Route genau eine Stunde.

Vom Einschnitt zwischen dem 5. und 6. Kreuzberg steigen wir ungefähr vier Meter auf der Nordseite zu einem Plateau ab und stehen

auch schon vor dem senkrechten und abweisenden Wändchen. Vor vielen Jahren muß hier einmal ein ganzes Wandstück ausgebrochen sein. Durch eine Laune der Natur blieb aber ein markanter Felszacken stehen. Dieses vorspringende Stück an der Nordwand ist unser Ziel. Auf winzigen Tritten traversieren wir auf die gut sichtbare Rille zu, in welcher immer ein Fuß und eine Hand Halt finden können. In halber Höhe sperrt ein Ueberhang den Weiterweg, sodaß wir wohl oder übel nach rechts in die Wand ausweichen müssen. Das nun folgende Stück bis auf den Pfeiler ist herrliche exponierte Kletterei. Der Absatz bietet eine wunderbare Sicherungsmöglichkeit für das anschließende schwierige Wandstück. Dann stehen wir aber auch schon unter dem Gipfel und reichen uns nach dieser kurzen, doch anstrengenden Tour beim Steinmann die Hände.

Südwand des 7. Kreuzberges

Vom Fuße des 5. Kreuzberges links haltend, gelangt man genau unter der Gipfelfalllinie an einen mächtigen Rasenkegel, der zu einem schwach ausgeprägten Riß hinzeigt. Diesem folgt man bis zu einer Vertiefung, die man links umgeht. Ohne Abweichung erreicht man in schwieriger bis schwierigster Kletterei einen Ueberhang. Rechts haltend durchklettert man das senkrechte Wandstück bis zu einem markanten Felskopf. An seiner rechten Seite schiebt man sich auf das folgende kleine Rasenplateau und steht damit unter dem Gipfel-aufbau, der keine Durchsteigung zuläßt. Die Erstbesteiger umgingen denselben nach links bis gegen den Westgrat und gewannen von dort in leichter Kletterei den Gipfel.

Erstbesteigung durch Sämi Pulver und Noldi Duttweiler.

Westwand des 8. Kreuzberges

Zugang von der Roslenalp her. Vom Graspfad, der an den Fuß des 7. Kreuzberges führt, steigen wir auf der Südseite und am normalen Einstieg vorbei bis zu einem markanten Querriegel ab. Auf demselben traversieren wir nach rechts und gelangen nach einer Seillänge in den tiefen Kamin. Die anschließende Stemmarbeit ist herrlich, aber schwierig. In der Mitte erreichen wir ein steil abfallendes Felsband. Von diesem Punkt aus sind zwei Varianten möglich:

1. Wir traversieren zum Grat hinaus und diesem entlang mit wenigen Abweichungen auf den Gipfel,
2. wir durchklettern den Kamin bis an sein Ende und traversieren nun ebenfalls auf den Grat hinaus, wo sich die beiden Routen wieder treffen.

Erstbesteigung durch Sämi Pulver und Noldi Duttweiler.

Mit Absicht habe ich einige Varianten und kleinere Erstbesteigungen weggelassen. Sie gehören nicht zu den hier aufgezählten Neurouten, da ihnen die große Linie und das Zwingende einer neuen Durchsteigung fehlen.

Diesen Frühsommer traf ich auf dem 5. Kreuzberg den Verfasser des «Säntisführer». Als 77jähriger hat Carl Egloff zum zirka neunzigsten Mal diesen Gipfel bestiegen. Beweist dies nicht mehr als Worte, daß auch diese kleine Gruppe von Bergzacken durch ihre Wildheit und Schönheit genau wie ein Viertausender einen Menschen in ihren Bann zwingen können?

Wir lieben diese acht stolzen Gipfel und ihre abschreckend steilen Wände und dunklen Kamine. Dankbar kehren wir zu ihnen zurück nach unseren Touren im Glarnerland, Berner Oberland und Bündnerland.

Wenn im Herbst die feuchten Nebel um die Gräte streichen, dann turnen wir ein letztes Mal über die luftigen Gipfel. Wir sind allein und freuen uns darüber. Das Vieh ist schon zu Tal gefahren. Der Brunnen vor der Hütte ist verstummt. Eine verspätete Bergnelke grüßt von einem Felssims herab, und die Murmeltiere raufen das dürre Berggras für den Winterschlaf zusammen.

Die ersten Schatten der Dämmerung hüllen uns ein. Von der Saxerlücke wenden sich unsere Blicke noch einmal den Kreuzbergen zu. Drohend recken sich die Zacken aus den Nebelschwaden. Unpersönlich, kalt und abweisend jagen sie uns einen Schauer über den Rücken. Und doch freuen wir uns schon wieder auf den kommenden Frühling und das Erwachen der ersten Soldanellen und Krokusse und vor allem auch auf den sonnendurchwärmten, herrlichen Kalkstein.

Neue Wege und interessante Besteigungen in der übrigen Schweiz

Der Grat der Frête de Sailles zum Gipfel des Grand Muveran wurde von zwei Seilpartien direkt erstiegen.

2. September 1945 — P. Hirschy, G. Gorgiat, H. Ramel, A. Balissat und H. Spycher

Für den Steilaufschwung, der 500 m Höhenunterschied überwindet, wurden 5 Stunden benötigt. Im Jahre 1908 hatten O. Hug, C. de Rham und H. Paschoud diesen Steilaufschwung umgangen, indem sie eine lange Querung in der Südwand vollzogen, bevor sie den Kamm unweit vom Gipfel wieder erreichten.

«Die Alpen» 1945, Seite 257

Freiburger Alpen

Erste Erklammerung der Südwand der Jumelle in der Kette der Gastlosen gelang Herrn und Frau Ernest Faure und L. Henchoz am 27. Juni 1943.

«Die Alpen» 1945, Seiten 80–82

Innerschweizer Alpen

Ein neuer Anstiegsweg in der Nordwand des Titlis wurde im September 1942 von H. Frélichoux, H. Sievers und J. Wyß gefunden. Dieser Weg entwickelt sich rechts von dem am 23. August 1913 von Hermann Heß und einem andern Bergführer, die damals eine Amerikanerin begleiteten, ausfindig gemachten. Er benützt die eigentliche Nordwand. 11 Stunden Klettern; Austritt bei P. 2710; Biwak in 2600 m wegen schlechtem Wetter.

«Die Alpen» 1944, Seiten 123–126

Die östliche Spitze der Blauberge (2940 m, Gotthard) wurde über die Südwestwand von N. Meyer und H. Iten in 4 Stunden erklettert (kein Datum).

«Die Alpen» 1945, Seiten 9–12

Die Nordwestwand der Großen Windgälle wurde am 24. Juni 1945 von einer von Christoffel geführten Seilpartie des SAC Basel erstiegen. Im unteren Teil wurde der Weg von G. Miescher und C. Egger (28. Juli 1913) gewählt. Im oberen Teil gewann die Seilschaft 1945 den Westgrat näher beim Gipfel.

Am 5. August 1945 hat die gleiche Seilschaft den Westgrat der Großen Windgälle in seiner ganzen Länge überschritten (Mauerhaken). Wahrscheinlich hat schon Felix Tharin die gleiche Gratwanderung gemacht. Die vollständige Begehung Westgrat-Ostgrat stellt die klassische Ueberschreitung dieses Berges dar.

«Der Sport», 7. September 1945

Die Erstbesteigung des Ruchenfensterturms (2950 m) gelang nach mehreren Versuchen den Herren Otto Gerecht, Ferdel Wörndle, Hans Rein und Hannes Huss am 24. Juni 1945. Der Anstieg erfolgte über die Südost- und die Südflanke, der Höhenunterschied von 250 m vom Einstieg bis zum Gipfel wurde in 10 Stunden überwunden. Die äußerst waghalsige Kletterei erforderte zahlreiche Mauerhaken und Seilmanöver. Beim Versuch, diesen Berg zu bezwingen, verunglückten aus unbekanntem Ursachen Felix Tharin, Hans Frei und Heinrich Trachsel am 29. Mai 1937.

«Der Sport», 5. Oktober 1945

Glerner Alpen

Die erste Erkletterung der Westwand des Biferfenstockes gelang am 30. Juli 1944, Karl Brüschiwiler und Paul Schafflützel, in 8 Stunden von der Fridolinshütte bis zum Gipfel.

«Die Alpen» 1944, Seite 245

Die erste Erkletterung der Südwand des Hohen Turms, Glattalp, gelang am 26. August 1945, Heiri Trutmann und Hermann Koller, in drei Stunden sehr exponierter Kletterei.

«Die Alpen» 1945, Alpine Chronik, Seite 228

Die erste Ueberschreitung von der Nordspitze zur Südspitze des Mättlenstocks gelang Jakob Hefti, Bergführer, und Ruedi Schmid am 16. August 1945, in 4 Stunden Klettern. Die Nordspitze wurde über einen Vorsprung gewonnen, der mit Hilfe von 3 Mauerhaken bezwungen werden konnte. Prächtiger Weg auf schwindligem Grat.

«Die Alpen» 1945, Alpine Chronik, Seite 256

Die erste Besteigung der Nordwestwand des Tödi erfolgte am 26. Juli 1942, durch A. Anderegg und P. Schafflützel, in 10 Stunden.

Am 5. August 1945 gelang es zwei Polen, J. Hajdukiewicz und M. Mischke, den gleichen Anstiegsweg in 5¼ Stunden, bei ausgezeichneten Verhältnissen zu wiederholen.

Mitteilung von M. Mischke

Tessiner Alpen

Die erste Begehung des Nordostgrates des Pizzo del Prevat (Campolungo) 2562 m, erfolgte am 18. Juli 1943 durch A. Magistri, B. Rovagnati und U. Bernasconi in 5 Stunden. Prachtvoller Kletterweg in ausgezeichnetem Granit.

«Die Alpen» 1944, Seiten 121–123

Die Erstbesteigung des Spigolone der Denti della Vecchia gelang A. Magistri und U. Bernasconi in 4 Stunden äußerst schwieriger Kletterei (16 Mauerhaken).

Mitteilung von H. Magistri

Bündner Alpen

Der erste Abstieg in der Nordostflanke des Pizzo Bianco erfolgte am 19./20. September 1943 durch L. Codatze, T. Nowak, J. Potkowiak und B. Wahl.

Mitteilung von M. Mischke

Der erste Abstieg in der Nordflanke des Piz Palü gelang im Jahre 1945 Karl Gruber und Ruedi Honegger. Der Abstieg erfolgte zwischen dem Ostgipfel und dem mittleren Gipfel, erst direkt durch die Mitte, im unteren Teil durch Ausweichen nach rechts (in der Abstiegsrichtung). Ruedi Honegger hatte schon den Abstieg der Nordostflanke des Piz Palü allein ausgeführt.

«Nationalzeitung», 21. Juli 1945

Die erste Begehung der Westwand des Piz Balzetto gelang am 2. September 1945, Philipp Wieland und Reto Giovanoli.

Einstieg über die Platten nördlich der Albignahütte. Erklatterung des ersten von der Hütte aus sichtbaren Felssporns, dann über glatte Platten bis zu einer Scharte zwischen Westgrat und dem großen Gendarm. (8¾ Stunden, sehr schwierig).

Von hier bis zum Gipfel über den Westgrat. Beim oberen Gendarm nach links abbiegen (exponiert). Nach einer Abseilung, steigt man linkerhand direkt zur Scharte zwischen den beiden Gipfeln hinauf.

Sehr schwere Kletterei, die dem Bergführer Philipp Wieland, der auch Hüttenwart der Albignahütte ist, zur größten Ehre gereicht.

Das Einshorn (2947 m) wurde über die Südostflanke auf Skiern erstiegen. Ausführende waren Herr und Frau Wenzel, am 22. März 1940. In Begleitung von Georg Weber erstiegen sie den Berg über den Nordgrat am 28. Juni 1942.

Die zweite Besteigung der Südwand des Großen Turms der Drusenfluh (Prättigau) gelang Ferd. Bürke und Fredy Baumann aus dem Alpstein und Walter Mathis aus Chur. Die Klettertour ist die schwierigste in diesem Massiv; sie dauerte 24½ Stunden und benötigte 55 Mauerhaken. Das wichtigste Hindernis ist ein Ueberhang in zweidrittel Höhe der Wand. Bürke leitete die Expedition vom Anfang bis zum Ende. Die Erstbesteigung war Ernst Burger, Karl Bizjak und Franz Matt geglückt.

«Nationalzeitung», 30. Oktober 1945

Säntisgebiet

Die Aescherwand, an deren Fuß das Wildkirchli sich befindet, wurde am 2. Juli 1944, von Franz Grubenmann, Walter Bischof und Richard Ebnetter erklettert. 100 äußerst schwierige Meter in 5 Stunden.

«Die Alpen»; Alpine Chronik, Seite 191

Die Südwand des Brisi (Churfürsten) wurde am 30. August 1945 von Franz Grubenmann und Eugen Stadler erklettert. Die Südwand erhebt sich über einen Höhenunterschied von 500 m; sie erfordert 12 Stunden einer äußerst schwierigen und im unteren Teil überaus exponierten Kletterei (zahlreiche Mauerhaken).

«Der Sport»

Die Südwand des Fählenturms wurde am 21. Oktober 1945 von Sämi Pulver und Arnold Duttweiler durch das Gipfelcouloir erstiegen.

«Die Alpen» 1946, Alpine Chronik, Seite 16

Weltchronik der Berge

Chile:

Im Jahre 1942 hat der Club Sportivo Suizo de Santiago de Chile eine Skihütte eingeweiht. Die Ausgaben betragen 350 000 Pesos. Die Hütte liegt in 2100 m Höhe und 60 km von der Hauptstadt entfernt.

Sie bietet bequeme Unterkunft für sechsunddreißig Personen (warme und kalte Duschen). Eine kleine Wasserturbine liefert den elektrischen Strom für die Innen- und Außenbeleuchtung. Ein ständiger Hüttenwart verkauft Proviant und verschiedene Getränke.

Nach der Zeitung «Helvetia», Buenos Aires, Mai 1945

Venezuela:

Im Jahre 1944 versuchte der Schweizer Bergsteiger W. Lüthy zusammen mit einem Engländer, den Pico Bolivar (5002 m), den höchsten Gipfel Venezuelas, zu besteigen. Die Partie gelangte bis auf 4964 m, mußte aber wegen des schlechten Wetters umkehren. Der Berg ist noch unbestiegen.

England:

Im Dezember 1944 wurde der «British Mountaineering Council» gegründet. Sein Sitz ist beim Alpine Club in London; er vereinigt dreiundzwanzig Bergsteiger- und Skifahrerverbände und zählt 7000 Mitglieder.

Asien:

Den Mönchen des Großen St. Bernhard, die in Tibet eine Niederlassung haben, gelang es, auf den Abhängen des Mont Latza Weinreben zum Gedeihen zu bringen. Die Reben brauchten drei Jahre, bis sie sich akklimatisiert hatten. Um die neuen Weinberge zu schützen, schlossen die Mönche mit den Räuberbanden der Gegend einen Vertrag, in dem sie sich verpflichten, sie zu pflegen und ihre Ursprungsdörfer mit Lebensmitteln zu versorgen.

«Tribune de Lausanne», 20. 1. 1944

Russische Bergsteiger haben südlich vom Tianchanmassiv einen neuen Gipfel von 7439 m entdeckt, den sie die Sieges spitze genannt haben.

Kaukasus: Der Ushba im Winter (4737 m) Siehe Tafel 40

Sechs Mitglieder des georgischen Alpenclubs wollten einen Rekord aufstellen, indem sie den zauberhaftesten Berg des Kaukasus, den Ushba, im Winter bestiegen.

Die Expedition wurde zu Ehren des dreißigjährigen Jubiläums des georgischen Bergsportes organisiert und setzte sich zusammen aus A. Dschaparitze (Expeditionsleiter), den Instruktoren D. Zurebiani, C. Kaiser, K. Oniani, N. Mukhin und dem Touristen T. Dschaparitze. Sie schlug am 31. Oktober 1943 ihr Lager am Fuß des Berges auf. Der Schnee lag 100 m tiefer als gewöhnlich in dieser Jahreszeit und es herrschte eine empfindliche Kälte.

Am 1. November, um 9 Uhr, beginnt der Anstieg. Tag um Tag gewinnen die Bergfahrer in den verschneiten Felsen an Höhe. Am fünften Tag gelangen sie zum Fuß der Westwand des südlichen Gipfels, die sich 150 m hinaufschwingt, und die von Schulze bei der Erstbesteigung bezwungen worden war. Am 6. November beginnt der Einstieg in diese Wand, doch sind in dieser Jahreszeit die Tage zu kurz, als daß es möglich wäre, die gesamte Mannschaft und alle Rucksäcke zu je 32 kg bis zum Gipfel hinaufzubringen. Nur drei Kameraden und drei Rucksäcke werden bis zur halben Höhe der Wand emporgehiebt, und damit diese Anstrengung nicht vergebens sei, wird Godschi Zurebiani mit den Rucksäcken an Ort und Stelle zurückgelassen, während die Uebrigen wieder hinuntergehen und die Nacht am Fuß der Wand verbringen. Am 7. November wird der Anstieg so rasch als möglich fortgesetzt. Die am Vortag gewonnene Höhe wird schnell wieder erreicht, und nun wird der Rest der Wand einem starken Angriff ausgesetzt, doch dunkelt es bereits, als die Partie die Eisrinne des oberen Teils erreicht, in der sie weder anhalten, noch die Rucksäcke festmachen kann. In dieser steilen Eisrinne können sie sich nur behaupten, wenn sie sich an den eingesteckten Eishaken und an den daran befestigten Seilen festklammern. Hier lange zu verweilen ist unmöglich. Entweder sie müssen umkehren, und das würde bedeuten, den Anstieg aufgeben, oder dann müssen sie diese Rinne hinauftappen bis sie einen bequemen Lagerplatz finden. Trotzdem diese Lösung kaum sehr verlockend ist, entschließen sie sich zuletzt doch dazu. Drei Stunden später erreichen sie endlich den Schneegrat, der zum Gipfel führt, die Wand liegt jetzt tief hinter ihnen. Hundert Meter Höhe trennen sie noch vom Gipfel. Um die Mittagsstunde des folgenden Tages, am 8. November, erreichen sie den höchsten Punkt. Eine mächtige Schneehaube liegt auf dem Gipfel und hat auch den im Jahre 1934 errichteten Steinmann zugedeckt. Sie legen ihn frei und finden den am 4. September 1940 von einer Gruppe russischer Bergsteiger hinterlegten Zettel. Seitdem war der Berg nicht wieder bestiegen worden.

Doch plötzlich verschlechtert sich das Wetter. Wolken ballen sich zusammen und heftige Windstöße verkünden Sturm. An einen Abstieg ist jetzt nicht zu denken. Die Zelte werden aufgeschlagen. Gegen Abend droht der Wind, die Zelte fortzublasen, doch glücklicherweise halten die gefrorenen Riemen fest. Die Vorräte schwinden. Am 11. November geht der Brennsprit zur Neige, sie können keinen Schnee mehr schmelzen. Die Lage wird kritisch. Ohne Proviant und ohne Wasser würden sie kaum mehr imstande sein, den Abstieg zu bewerkstelligen.

Auch am 13. November wütet der Sturm. Es verbleiben ihnen nur noch 3 kg Zwieback, 3 Konservenbüchsen, 500 gr Keks und eine Tafel Schokolade. Glücklicherweise bleiben sie zuversichtlich.

Am 14. November legt sich der Sturm endlich ein wenig, trotz der Kälte und des noch immer sehr heftigen Windes wird der Abstieg sofort begonnen. Gegen Abend tritt Windstille ein, und das tief verschneite Swanetien breitet sich vor ihren Blicken aus.

Leider bringt ein letzter Windstoß den auf den Schnee abgelegten Rucksack Mukhins ins Rollen, der auf Nimmerwiedersehen in einen Abgrund hinuntersaust. Er enthielt seinen pelzgefüllten Schlafsack und die gesamten Lebensmittel der Expedition. Vier Nächte muß der Arme ohne Schlafsack verbringen, und ebenso lange müssen er und seine Gefährten ohne Nahrung bleiben. Am folgenden Tag beginnt der Abstieg in der Westwand.

Am 16. November, um 3 Uhr morgens, stehen sie am Fuß dieser Wand und am 17. gelangen sie endlich auf den Guligletscher, auf dem 1 m Schnee liegt. Sie haben seit vier Tagen nichts genossen und seit sieben Tagen nichts getrunken. Es quält sie der Durst, aber Hunger haben sie eigentlich keinen. Am 18. November gelangen sie um 15 Uhr nach Betscho, wo alle Einwohner von Guli, Uschkwawari und Umgebung zusammenströmen, um die vermeintlich schon Verunglückten freudig zu begrüßen.

Das ist die Geschichte der winterlichen Besteigung des Ushba, die siebzehn Tage dauerte.

Nach einem in der Zeitschrift «Schweiz-Sowjet-Union»
veröffentlichten Bericht des Expeditionsleiters A. Dschaparitze

Schweiz: Alpine Vereinigung Zermatt

Von Bergsteigern und Wissenschaftlern wurde im Jahre 1944 der Verband «Alpine Vereinigung Zermatt» gegründet; er will an dieser klassischen Stätte des Alpinismus, ein Museum errichten, in dem alles den Bergsport, die Volkssitten, die Wissenschaft und insbesondere das Vispताल Betreffende gesammelt werden kann.

Der Verband begann seine Tätigkeit im Sommer 1945 mit einer Ausstellung von Gegenständen und Urkunden, die sich auf die Erstbesteigung des Matterhorns beziehen.

Eine Ausstellung über das Weißhorn und alles Zugehörige, so zum Beispiel über die Umstände seiner Erstbesteigung durch den berühmten englischen Physiker Tyndall, ist für das Jahr 1946 vorgesehen. Nähere Auskünfte erteilt der Präsident, Herr C. Egmond d'Arcis (Präsident der Internationalen Union der Bergsportverbände), Bd. des Tranchées 16, Genf.

Lawinendienst

Der Lawinendienst der schweizerischen Armee ist automatisch an die Zivilbehörden übergegangen und ist jetzt dem Amt für Wasser-, Fischerei- und Forstwirtschaft angegliedert. Seinen Sitz hat er beim Eidg. Institut für Schnee- und Lawinenforschung am Weißfluhjoch bei Davos. Ungefähr fünfzehn nichtmilitärische Stationen befinden sich in den verschiedenen Gegenden der Alpen, die ihre Beobachtungen regelmäßig der Zentrale mitteilen, welche die Berichte über die Schneeverhältnisse und die Lawinengefahr ausarbeitet.

Alpine Dinner

Zur Wiederaufnahme der seit dem Jahre 1939 unterbrochenen Beziehungen zwischen englischen und schweizerischen Alpinisten lud die Schweizerische Stiftung für alpine Forschungen auf den 3. Mai 1946 eine Anzahl namhafter Bergsteiger ein.

Im Mittelpunkt stand die Anwesenheit von Colonel E. L. Strutt aus London, der in der Lage war, vom Standpunkt des Indienkenners aus, über die gegenwärtigen Schwierigkeiten von Himalaya-Expeditionen Aufschluß zu erteilen.

An der sehr rege geführten Diskussion beteiligten sich: Dr. Max Oechslin, Redaktor der «Alpen», Marcel Kurz vom Akademischen Alpenclub, Ruedi Schmid vom Akademischen Alpenclub, André Roch, Genf, Arnold Glatthard von der Bergsteigerschule Rosenlauri, Dr. Oskar Hug, Charles Golay, Pontresina, Oberst Hans Bon, Dr. Werner E. Iten von der Schweiz. Stiftung für alpine Forschungen.

Dr. Julius Kugy

Ein Nachwort
und eine Empfehlung



Im Februar 1944 ist Dr. Julius Kugy in Triest gestorben. Kurz vor seinem Tode erschien im Leykamm-Verlag Graz sein letztes Buch «Aus vergangener Zeit» mit 48 Bildern in Kupfertiefdruck. Der Titel weist darauf hin: wir begegnen den großen Alpinisten vergangener Zeiten, die, wie Kugy selbst so treffend sagt, für die jetzt lebenden jungen Bergsteiger schon Mythe bedeuten. Die Bergsteigerjugend wird ihm aber dankbar sein, daß er am Ende seines Lebens noch einmal einen Blick in vergangene Zeiten tat und in Form einer Aussprache von Mensch zu Mensch herrlich und schlicht aus alten Tagen zu berichten weiß. Wiederum steht «Der Warner», ein Aufsatz, der schon einmal in der Zeitschrift des SAC. Aufsehen erregte, an erster Stelle. Dr. Kugy erwähnt als Anreger dieses Artikels Dr. h. c. Oechslin, der als neugewählter Redaktor der «Alpen» um eine Kurzgeschichte aus Kugys Leben bat.

Als «Der Warner» in den «Alpen» erschien, offenbarte sich manchem jungen Bergsteiger wohl eine Wendung zu besserer Erkenntnis des Bergsteigens. Kugys eigene Einstellung zum Alpinismus rechtfertigt seine Ansicht und Mahnung: «Mein Alpinismus ist aus meiner tiefeingewurzelten Liebe zur Bergnatur hervorgegangen. Ich bin nicht von außen her an ihn herantreten, er lag tief in meinem Innersten. Zugleich hatte ich von jeher eine sehr hohe Auffassung von den Pflichten des Menschen dem Leben gegenüber. Wir haben diesem zu dienen, nicht – vielleicht von ganz seltenen Fällen abgesehen –

den Tod herauszufordern. So habe ich die Gefahren der Berge sofort klar erkannt, mit dem Endresultat: große Vorsicht für mich selbst, treue Fürsorge und Mahnung für alle, denen ich auf meinen Wegen begegnet bin.»

Jedes Zeitalter, seit Anbeginn des Bergsteigens, hat sogenannte Helden an den Tag gebracht. Sie mochten eine Weile Aufsehen erregen und – verschwanden. So werden auch die Berghelden des vergangenen Jahrzehntes vergessen, oder sie erkannten, wie mancher unter den Jungen, rechtzeitig, daß unsere innere Sehnsucht nicht nach Sensation und Neuheiten, sondern nach einer harmonischen Ausgeglichenheit des inneren Wesens geht.

Schon sind die ersten Bergliffe eingeweiht und schleppen täglich Hunderte mühelos auf Bergeshöhn. Bald wird es heißen: «Ein Volk steigt Berg!» Aber auch dieses Wort und seine Bedeutung sind nur Uebergang und Entwicklungsstufe zu einer besseren Erkenntnis und zur Abkehr von einer närrischen Art des Bergsteigens.

Dr. Julius Kugy hat zu seiner Zeit mit seinem «Warner» nicht viel Glück gehabt. Normann-Neruda, Emil Zsigmondy, Toni Schmid, welche den alten Kugy mitleidig belächelten, Celso Gilberti, Walter Stöber, Walter Mittelholzer, Ferdinand Imseng und andere mehr sind zu Tode gestürzt. Dazu schreibt Kugy: «Der Tod in den Bergen ist nicht immer ein Heldentod, er bedeutet oft nichts anderes als eine große Dummheit.»

Neben dieser umdüsterten Einleitung lesen wir uns umso aufgeschlossener durch die Begegnungen und Wanderungen, Einfälle und Schilderungen, die uns der Achtzigjährige nicht etwa mit der trockenen Weisheit des Alters, sondern mit lustig zwinkernden Augen darzureichen versteht, und aus jeder Zeile spricht uns sein liebenswürdiges und liebenswertes Wesen unmittelbar an.

Deshalb möchten wir sein Buch «Aus vergangener Zeit» – so paradox es klingen mag – als Wegweiser auch für die Zukunft empfehlen.

Ernst Feuz

Die physiologischen Wirkungen des Hochgebirgsaufenthaltes

von Dr. R. Stämpfli

Die Bergkrankheit

Der als Physiologie bezeichnete Wissenszweig der Medizin beschäftigt sich mit den Lebensvorgängen im gesunden Körper. Unterbrechen Krankheiten den normalen (also physiologischen) Ablauf der Lebensvorgänge, so ist es die Pathologie, ein anderes medizinisches Wissensgebiet, das sich mit den krankhaften Veränderungen zu befassen hat.

Es scheint also auf den ersten Blick merkwürdig, daß sich die Physiologen mit der Bergkrankheit abgeben, die doch in das Gebiet der Pathologie gehören müßte. In Wirklichkeit handelt es sich aber bei dieser «Krankheit» um Vorgänge, die in jedem gesunden Körper beobachtet werden, wenn er sich in Höhen von 3000 m ü. M. und mehr befindet. Man darf deshalb die Bergkrankheit ohne weiteres zu den physiologischen Erscheinungen rechnen.

Der Jesuitenpater A c o s t a, der die Bergkrankheit gewissermaßen entdeckte und ihr zuerst ihren Namen gab, hatte auf einer im Jahre 1590 durchgeführten Ueberquerung der peruanischen Anden an sich und seinen Reisegefährten Veränderungen des Allgemeinbefindens beobachtet. Er nahm an, die Luftverdünnung in diesen Höhen müsse die Ursache dieser Veränderungen sein. Diese ersten Beobachtungen wurden im Jahre 1778 durch die Mitteilung de Saussures, des Pioniers des Alpinismus, ergänzt, der die Bergkrankheit in Europa am Buet und auf dem Montblanc feststellte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden ähnliche Beobachtungen aus den Gebirgen Asiens bekanntgegeben, so daß ein Zusammenhang dieser Krankheit mit dem Höhenaufenthalt erwiesen schien.

Welches waren die Krankheitssymptome, die den Forschern aufgefallen waren?

Das Wort «Krankheit» zeigt eigentlich schon, welche Empfindungen vorherrschen: man fühlt sich unwohl und schwach, wie während einer fieberhaften Erkrankung. Uebelkeit, Erbrechen, Kopfschmerzen, Schwindel, Schläfrigkeit, manchmal auch Angstgefühl und Atemnot, können dieses allgemeine Unwohlsein noch verstärken. Bei der Arbeit nehmen die Symptome zu, in der Ruhe sind sie schwächer ausgeprägt. Sogar die Tiere bleiben nicht verschont. Nach den ersten Berichten über die Traversierung der Alpenpässe der Anden soll es vorgekommen sein, daß die Tragtiere im Gebiet der Paßhöhe tot zusammenbrachen, so daß dort der Wegrand mit Tierskeletten übersät gewesen sei.

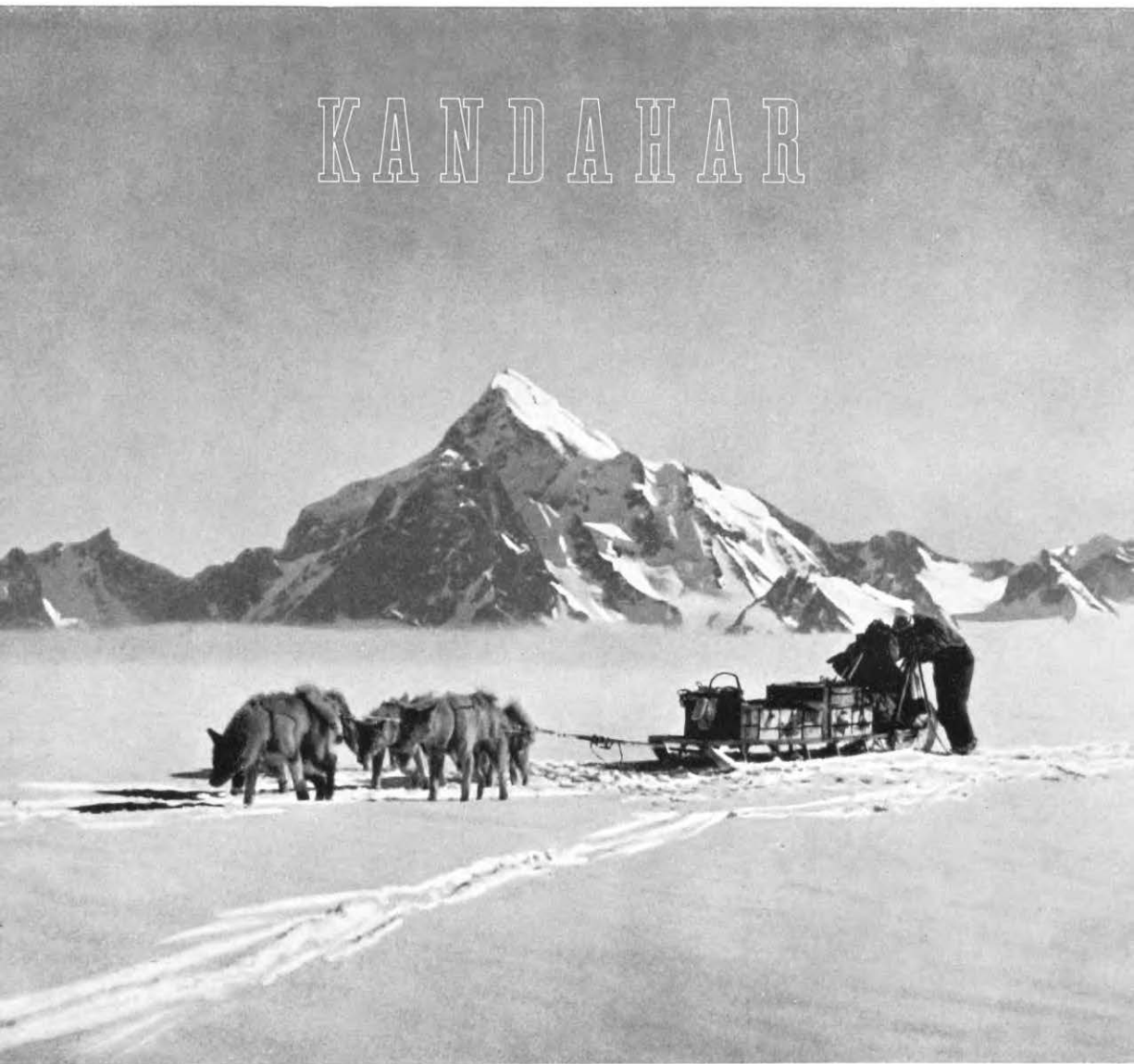
Aber trotz allen diesen Beobachtungen war der Zusammenhang der Bergkrankheit mit der erreichten Höhe nicht so einfach, wie man anfänglich annehmen wollte. Man stellte fest, daß die Bergkrankheit im Himalaya erst gegen 5000 m, in den Anden gegen 4000 m und im Kaukasus und in unseren Alpen schon bei 3000 m Höhe auftritt. Der menschliche Körper scheint sich also nicht einfach wie ein Barometer zu verhalten, das für eine bestimmte Höhe einen bestimmten Druck anzeigt, sondern er scheint zwischen Höhen in verschiedenen geographischen Breiten unterscheiden zu können. Der Hauptgrund für die beobachteten Unterschiede beruht wahrscheinlich darauf, daß die höchsten Gipfel der Erde nicht in einigen Stunden, sondern nur in Wochen oder Monaten erreicht werden können. Während dieser Zeit ist dem Körper ausreichend Gelegenheit gegeben, sich während des langen, mühevollen Anstiegs in den Vorgebirgen schon an das Höhenklima zu gewöhnen. Aus diesem Grunde treten die sicheren Symptome der Höhenkrankheit erst viel später auf. Auch die Fahrt mit der Bahn über die Anden dauert wesentlich länger als z. B. die Fahrt aufs Jungfrauojoch. Immerhin ist es als sicher anzunehmen, daß gleichwohl gewisse geographische Besonderheiten bestehen, die das Auftreten der Bergkrankheit begünstigen können. Genaueres darüber ist aber heute noch nicht bekannt.

Ursachen der Bergkrankheit

Die ursprüngliche, einfache Erklärung der Bergkrankheit durch die «Luftverdünnung» genügt heute nicht mehr zu einer präzisen Be-

In jedem Schnee
in aller Welt

KANDAHAR



Groenland-Expedition AACZ. Leiter Ing. André Roch

Höchstleistungen auf
KANDAHAR



Expeditionslager am Conway-Sattel, 6300 m, im Himalaya

Photo J. Belaieff

Die Schweizerische Armee, die Französische Armee, Forscher im Hochgebirge und in der Polarwelt sind mit

Ski-Steig-Fellen Trima-Patente

ausgerüstet

Matthée & Genecand Genève



Photo A. Pedrett

Skitruppen am Piz Palü. Auch hier haben sich die
rassigen SS-Ski als zuverlässige Kameraden bewährt

Schifabrik

Schenkel & Streule

Zürich



Photo S. Berni

Parsenn-Bahn

Die Bahn, die Sie im Winter in das Gebiet der klassischen Skiabfahrten und Touren und im Sommer in ein unerschöpfliches Wandergebiet führt

Weißfluhjoch, 2663 m ü. M., ist Sitz des Eidg. Instituts für Schnee- und Lawinenforschung

schreibung ihrer Ursachen. Die prozentuale Zusammensetzung der Luft in der Höhe ist die gleiche wie im Tiefland. Nur der Partialdruck der Gase, aus denen sie zusammengesetzt ist, nimmt ab. Beträgt der Partialdruck des lebenswichtigen Sauerstoffes auf Meereshöhe in den Lungen noch ungefähr 100 mm Quecksilbersäule, so beträgt er auf 4000 m Höhe nur noch 61 mm. Die Sauerstoffmenge aber, die das Blut mit Hilfe des in den roten Blutkörperchen enthaltenen Blutfarbstoffs, des Hämoglobins, aufnehmen und zu den Geweben bringen kann, ist vom Druckunterschied des Sauerstoffs zwischen Lunge und Blut abhängig. Sobald der Partialdruck in den Lungenalveolen sinkt, was in der Höhe immer der Fall ist, nimmt das Blut weniger Sauerstoff auf als bisher. Dementsprechend wird auch weniger Sauerstoff an die Gewebe des Körpers abgegeben, und es treten Störungen des Stoffwechsels auf. Es entstehen gewisse Säuren, die normalerweise, in Gegenwart von Sauerstoff, ohne weiteres abgebaut werden. Durch diese sauren Stoffwechselprodukte wird das Atemzentrum, d. h. der Ort im Zentralnervensystem, von dem aus die Atmung reguliert wird, in Erregung versetzt. In der Folge wird stärker geatmet und die Lungen werden pro Zeiteinheit mit einer größeren Luftmenge und damit auch mit mehr Sauerstoff versorgt.

Die sauren Stoffwechselprodukte verbinden sich aber auch chemisch mit dem als Bikarbonat im Blut vorhandenen Alkali und setzen so Kohlensäure frei, was ebenfalls eine Verstärkung der Atmungstätigkeit zur Folge hat. Im Gesamten entsteht also eine starke Hyperventilation (verstärkte Atmung), bei welcher nun auch die freigesetzte Kohlensäure mit der Ausatemungsluft abgegeben werden kann. Obschon anfänglich, durch den Stoffwechsel im Sauerstoffmangel, Säuren entstanden waren, wird bei der verstärkten Atemtätigkeit so viel Säure abgegeben, daß die Reaktion des Blutes langsam alkalisch wird.

Dem Körper stehen verschiedene Abwehrmechanismen gegen diesen bedrohlichen Zustand zur Verfügung. Einerseits hat das Blut Eigenschaften, die bewirken, daß es nur schwer aus der physiologischen, nahezu neutralen Reaktion herausgebracht werden kann. Andererseits scheidet der Körper im Harn mit einer großen Wasserflut beträchtliche Alkalimengen ab, um das gestörte Säuren-Basengleich-

gewicht wieder herzustellen. Dabei werden aber große Wassermengen verloren. Die Salzsäureabgabe im Magensaft wird stark eingeschränkt, wahrscheinlich vor allem wegen des Wasserverlustes im Harn (auch «Höhendiurese» genannt). Diese verschiedenen Regulationsmechanismen genügen aber nicht immer, um das Auftreten der «Höhenalkalose» (vermehrte Alkalität des Blutes) zu verhindern. So kommt es zur Bergkrankheit, besonders bei Personen, die zum ersten Mal in große Höhen aufgestiegen sind. Nach zwei bis drei Tagen Höhenaufenthalt geht die Gefahr der Bergkrankheit meist vorüber, weil sich jetzt die Anpassung an die Höhe vollzieht, von der wir noch später sprechen werden.

Unsere kurze Darstellung der physiologischen Vorgänge, welche die Bergkrankheit bewirken, mag dem Laien recht kompliziert erscheinen. In Wirklichkeit ist sie aber zu einfach ausgefallen, der ganze Fragenkomplex ist für den Wissenschaftler noch ungleich viel reichhaltiger, weil sich alle Körperfunktionen den Höhenverhältnissen bis zu einem gewissen Grade anpassen und weil nur ein Ueberblick über die Gesamtheit aller physiologischen Veränderungen im Hochgebirge eine genaue Vorstellung vom Wesen der Bergkrankheit geben kann.

Die Behandlung der Bergkrankheit

Läßt sich das Auftreten der Bergkrankheit durch geeignete Vorbeugungsmaßnahmen vermeiden? Sowohl die Bergsteiger wie die Forscher haben diese Frage gestellt und im bejahenden Sinne beantwortet.

Man hat festgestellt, daß vor allem jene Personen bergkrank werden, die in vielen Fällen zum ersten Mal und in relativ sehr kurzer Zeit mit der Bahn auf große Höhen gefahren sind. Es fehlt ihnen die Gewöhnung an die Höhe. Man teilt deshalb vorteilhaft die Reise so ein, daß man z. B. auf 2000 oder 2500 m Höhe einen Halt einschaltet und dort übernachtet. Am nächsten Tag wird man die Reise fortsetzen und fast sicher nicht mehr bergkrank werden. Andererseits kann man sich durch wiederholte Touren oder Aufenthalte in mittleren Höhen auch auf den Höhenaufenthalt vorbereiten. Damit wird die Widerstandskraft vergrößert, so daß nachher auch die großen Höhen wesentlich besser vertragen werden.

Aber es gibt auch Medikamente, die den Höhengaufenthalt demjenigen erleichtern, der gezwungen ist, ohne jedes Training auf große Höhen zu steigen. Es handelt sich vor allem um Substanzen, die der Blutalkalose entgegenwirken, so z. B. das Ammoniumchlorid, das dem Blut Säure liefern kann. Man hat festgestellt, daß man vorteilhaft zu den drei dem Aufstieg vorangehenden Mahlzeiten je 5 g Ammoniumchlorid mit Wasser einnimmt. Man ist damit ausgezeichnet gegen die Bergkrankheit geschützt und wesentlich leistungsfähiger. Allerdings kann die Bergkrankheit trotz allen Trainings und trotz der Medikamente das eine oder andere Mal doch auftreten, besonders wenn die äußeren Verhältnisse einen starken Mehrverbrauch von Sauerstoff zur Folge haben (etwa bei schwieriger Kletterarbeit in großer Kälte). Dann bleibt nur der Sauerstoff selbst als einzig sicheres Mittel gegen die Bergkrankheit. Alle Krankheits-symptome verschwinden schlagartig, wenn genügende Mengen dieses Gases eingeatmet werden. Wer einmal diese wie ein Wunder anmutende Heilung durch den Sauerstoff beobachtet hat, wird mit mir einig gehen, daß wir hier einen der verblüffendsten therapeutischen Erfolge der Medizin vor uns haben. Es ist denkbar, daß aus theoretischen Erwägungen dem Sauerstoff noch Kohlensäuregas beigemischt wird, wodurch die Atmung noch stärker angeregt und die Alkalose rascher beseitigt werden soll. Die Wirkung des Sauerstoffes allein ist aber schon so ausgezeichnet, daß man auf diese Komplikation ruhig verzichten kann.

Die Höhenanpassung

Bis jetzt sprachen wir nur von den Umstellungsvorgängen bei der Ankunft und während der ersten Tage des Höhengaufenthaltes. Wenden wir uns deshalb jetzt mehr den Erscheinungen der Höhenanpassung zu.

Die Eingeborenen der peruanischen Anden oder von Tibet leben auf Höhen, in denen Menschen aus dem Tiefland schwer bergkrank würden. Sie führen dort oben nicht nur ein geruhsames Dasein, sondern sie leisten teilweise schwere körperliche Arbeit, besonders in den Kohlenbergwerken. Damit ist deutlich gezeigt, daß der menschliche Körper sich weitgehend an den Aufenthalt im Hochgebirge gewöhnen kann.

Von dieser Gewöhnung ist auch bei uns nach jedem Hochgebirgsaufenthalt etwas zu bemerken. Untersuchungen von Wilbrandt und Sommer haben gezeigt, daß schon nach einem kurzen Aufenthalt von zwei Tagen auf dem Jungfraujoch eine Höhenanpassung übrigbleibt, die sich bei einem drei Wochen später erfolgenden zweiten Aufstieg durch die wesentlich raschere Umstellung der Atemtätigkeit bemerkbar macht. Aber auch andere Veränderungen sind nach einem länger dauernden Höhengaufenthalt zu beobachten. Das Hämoglobin und die Zahl der roten Blutkörperchen nehmen zu, wodurch die Sauerstoff-Aufnahmefähigkeit des Blutes erhöht und das Leben in der Höhe erleichtert wird. Diese Anpassungsvorgänge dauern Tage und Wochen, so daß sehr große bergsteigerische Leistungen erst nach längerem Gebirgsaufenthalt oder nach zahlreichen Trainingstouren unternommen werden sollten.

Beobachtungen auf dem Jungfraujoch

Schon auf dem Jungfraujoch lassen sich eine ganze Anzahl von Höhenwirkungen an Touristen, ferner auch an Besuchern und Forschern der Hochalpinen Forschungsstation beobachten.

Auf dieser Höhe (3457 m) sind die schweren Fälle von Bergkrankheit außerordentlich selten, während leichte Fälle häufig beobachtet werden. An Stelle der bedrohlichen Erscheinungen, Erbrechen, Ohnmacht, Atemnot und große Schwäche, beobachtet man mehr den Einfluß der Höhe auf die geistigen Funktionen. In dieser Beziehung ist z. B. eine Führung von Touristen durch die Forschungsstation eine Fundgrube von interessanten Beobachtungen. Viele Touristen zeigen eine auffällig rotblaue Gesichtsfarbe, Cyanose genannt, entstanden durch die mangelhafte Sättigung des Blutes mit Sauerstoff und Erweiterung der Hautkapillaren. Durch die Erweiterung der Haut-Blutgefäße entsteht eine Verlangsamung des Blutstromes, die von einer entsprechend verstärkten Sauerstoffabgabe an die Gewebe begleitet wird. Sauerstoffarmes Blut hat aber diese bläulich-rote Farbe.

Fast noch auffälliger ist die Gesprächigkeit und laute Unterhaltung der Gäste. Die bescheidensten Spässe, über die man im Tiefland kaum gelächelt hätte, werden mit brüllendem Gelächter aufgenommen. In diesem Zusammenhang kommt mir immer mein erster Auf-

enthalt auf dem Jungfrauojoch mit Prof. Wilbrandt in den Sinn. Wir sollten damals eine Untersuchung über den Gehalt des Blutes an Methämoglobin¹ ausführen. Die «Höheneuphorie» hatte uns bei der Ankunft so gepackt, daß wir ob jeder Kleinigkeit in haltloses Gelächter ausbrachen und uns auf die Kisten setzten, die wir merkwürdig ungeschickt auszupacken versuchten. Nachher mußten wir Lösungen herstellen, wie wir sie vorher im Tiefland unzählige Male schon gemacht hatten. Ueberzeugt von der Richtigkeit unseres Vorgehens, schütteten wir eine vollkommen falsche Lösung zusammen und erhielten auf diese Weise während der ersten Tage bei unseren Messungen die überraschendsten «Höheneffekte», die sich allerdings später mehr als Einflüsse der Höhe auf unseren Geist als auf das Hämoglobin entpuppten.

Die gleiche Hemmungslosigkeit und dieselbe Ueberzeugung, richtig zu handeln und geistreich zu sprechen, beobachtet man auch bei denen, die bergungewohnt auf das Jungfrauojoch kommen und dort bei irgend einem offiziellen Anlaß eine Rede halten müssen. Das (ebenfalls bergungewohnte) Publikum hört andächtig zu, wie der Redner sich andauernd verspricht und die angefangenen Sätze fertig zu machen vergißt. Es bemerkt diesen Umstand ebensowenig wie der Redner und versteht mühelos den Sinn der verstümmeltsten Worte und Sätze. Dauert die Ansprache lang genug, läßt sich ein weiterer Höhengeneinfluß erkennen: diejenigen, die mangels passender Sitzgelegenheit dem Vortrag anfänglich stehend zugehört hatten, beginnen sich an die Wände zu lehnen, sich auf die Fensterbänke oder schließlich sogar auf den Boden zu setzen. Kaum sind sie dort angelangt, nicken sie nach mehrmaligem Gähnen sanft ein. So kommt es vor, daß nach zehn Minuten schon die Hälfte der Zuhörer schläft, obschon der Vortragende glaubt, wirklich interessante Dinge zu sagen.

Trotz dieses anfänglichen Schlafbedürfnisses schläft man häufig während der ersten Nacht sehr schlecht. Man wälzt sich im Bett und kann den ersehnten Schlaf nicht finden. Ein Schweregefühl im Kopf und starker Durst plagen den Unruhigen. Teilt man das Zimmer mit anderen Touristen, läßt sich, falls sie endlich doch vom Schlaf

1) Methämoglobin ist ein Umwandlungsprodukt des Hämoglobins (Blutfarbstoff), das für den Sauerstofftransport von den Lungen zum Gewebe nicht wirksam ist.

übermannt sind, oft das klassische Atmen nach Cheyne-Stokes beobachten: die Atemzüge nehmen zu bis zu einem Maximum, die nächstfolgenden werden immer schwächer und verschwinden schließlich ganz. Nach einer Pause von mehreren Sekunden beginnt das Spiel wieder von neuem. Diese Atmungsart wird auch bei anderen Krankheiten, die mit einer Verminderung des Sauerstoffgehaltes im Blute einhergehen, beobachtet.

Wenn kein schwerer Fall von Bergkrankheit vorliegt, verschwinden sämtliche bis jetzt beschriebenen Symptome im Lauf der dem Aufstieg folgenden 24 bis 48 Stunden.

Die erwähnten Erscheinungen weisen zum großen Teil auf Veränderungen in gewissen Teilen des Nervensystems hin, die aber nur mit großen Schwierigkeiten durch exakte Messungen und Experimente nachgewiesen werden können. Untersucht man z. B. den Geisteszustand durch Intelligenztests oder Rechenaufgaben, so bleiben die erhaltenen Resultate im allgemeinen innerhalb der Fehlergrenze der Tieflanduntersuchungen. Auch stellt man immer wieder fest, daß die Höhenwirkungen nicht alle Tage gleich ausgeprägt sind, sondern an gewissen Tagen gehäuft auftreten, während sie an anderen ganz fehlen können. Es könnte sich hierbei um Wetter- und Klimaeinflüsse handeln; nach unserer Erfahrung begünstigt der Föhn das Auftreten der Bergkrankheit.

Im Laufe der letzten Jahre sind in der Schweiz ausgedehnte Untersuchungen über den Einfluß des Hochgebirgsklimas durchgeführt worden. Das Eidgenössische Amt für Verkehr hat diese Untersuchungen im Hinblick auf die Erforschung des Klima-Einflusses unserer Höhenkurorte weitgehend unterstützt. Für die unter Leitung von Prof. A. v. Muralt durchgeführten Versuche wurde vorerst das Jungfraujoch als Arbeitsplatz gewählt. In der trefflich ausgerüsteten Forschungsstation konnten sowohl Klima- wie Witterungs-Einflüsse gründlich geprüft werden. Die Untersuchungen wurden an jungen, gesunden Versuchspersonen ausgeführt, die unter gleichen Ernährungsbedingungen lebten und sich zur gleichen Zeit zur Ruhe legten. So konnte ein reiches und einzigartiges Beobachtungsmaterial über die verschiedensten Fragen der Höhen-Anpassung und -Umstellung gesammelt werden.

Einige Forscher untersuchten das Verhalten der roten Blutkörperchen, andere die Veränderungen des Blutkreislaufs, der Elastizität der Blutgefäße und der Herzfähigkeit. Die Zusammensetzung der Luft in den Lungenalveolen und die Atmungsanpassung wurden gemessen. Der Stoffwechsel, der Blutzuckergehalt, die Magensekretion, die Harnausscheidung und die Fettabgabe durch die Talgdrüsen der Haut wurden bestimmt. Man stellte fest, daß die Empfindlichkeit des Drucksinns der Fingerspitzen während den ersten Tagen des Höhent Aufenthaltes gesteigert ist und daß die Geschmacksempfindungen der Zunge ebenfalls feiner werden, so daß süß, sauer, salzig und bitter bei viel verdünnteren Lösungen als im Tiefland noch empfunden werden. Für den Bergsteiger ist wesentlich, zu wissen, daß schon auf der Höhe des Jungfraujochs die Magensekretion stark eingeschränkt und die Verweildauer der Speisen im Magen erhöht ist. Daraus kann geschlossen werden, daß die Magenverdauung nur auf kleine Speisemengen mit Erfolg wirken kann. Es ist deshalb empfehlenswert, in der Umstellungsphase auf dem Jungfraujoch Fleischextrakte zu genießen, welche die Magensekretion anregen. Große Mahlzeiten sind zu vermeiden, dagegen ist die häufige Einnahme von kleinen Mengen eiweißarmer Kost (wenig Fleisch) zu empfehlen. Auch große Wassermengen sollen während der Mahlzeit nicht getrunken werden, da sie nur den ohnehin spärlichen Magensaft verdünnen und seine Aktivität vermindern.

Während der letzten Jahre sind in der Schweiz bedeutende Fortschritte in der Kenntnis der Klimaeinflüsse erzielt worden. Es ist zu hoffen, daß uns jetzt, nach dem Ende der Feindseligkeiten, die Möglichkeit gegeben werde, auch Nachricht von den Fortschritten zu erhalten, die im Ausland auf diesem Gebiet erreicht wurden. Und gleichzeitig möge die alpine Forschungsstation Jungfraujoch wieder Forscher aus der ganzen Welt beherbergen, die friedlich ihren wissenschaftlichen Problemen nachgehen können.

Das Pervitin im Dienste des Alpinismus

Von Dr. Maurice Roch

Schon öfter bin ich gefragt worden, ob der Alpinist auch Pervitin mitnehmen soll. Meine Antwort ist einfach und scheint zugleich unlogisch: «Ja, der Alpinist soll stets etwa ein Dutzend dieser Tabletten bei sich haben, doch nie davon Gebrauch machen.»

Das Pervitin ist ein erst seit 1938 bekanntes, synthetisches Medikament, von dem im Anfang des Krieges viel die Rede war, weil Flieger es vor großen Nachtflügen einnahmen, um sich wach zu halten. Seither hat die Medizin über die Auswirkungen dieses Mittels, das in intellektuellen Kreisen und bei Sportlern leider große Verbreitung gefunden hat, neue wichtige Feststellungen gemacht.

Chemisch ist das Pervitin dem Adrenalin nahe verwandt, einem Nebennierenprodukt, noch näher dem Ephedrin, dem Extrakt der chinesischen Pflanze, *Ephedra helvetica*. Es entspricht der Formel:



Man kann das Pervitin auch ein Methyl-Benzedrin nennen, denn das nicht methylierte Benzedrin, das man in Form verschiedener Spezialitäten in der Apotheke findet, weist in etwas stärkeren Dosen fast die gleichen physiologischen Eigenschaften auf wie das Pervitin.

Letzteres wird nur auf ärztliche Anordnung hin verabfolgt, und zwar in Form weißer Tabletten, die 3 Milligramm der wirksamen Substanz enthalten. Die Empfindlichkeit für Pervitin ist individuell sehr verschieden. Die übliche Dosierung beträgt 2–3 Tabletten auf einmal. Es handelt sich um ein nur wenig giftiges und zugleich doch gefährliches Medikament, wie die weiteren Ausführungen ergeben. Die hauptsächlichste Wirkung des Pervitin besteht darin, daß es das Schlaf-

bedürfnis herabsetzt und das Gefühl der Müdigkeit unterdrückt. Es verleiht Sicherheit, steigert Initiative und Selbstvertrauen und vermittelt ein angenehmes Gefühl des Wohlbehagens.

Es wird medizinisch zur Beschleunigung des Erwachens eines in langer und tiefer Narkose Operierten verwendet, bei schweren und langwierigen Entbindungen, die das Leben von Mutter und Kind gefährden, ferner um einen Rekonvaleszenten oder einen unter Depressionen Leidenden während einigen Tagen aufzuputschen, ebenso zur Behandlung gewisser Störungen des Zentralnervensystems (wie Lähmungen) oder vor einer Ueberfahrt nicht seefester Passagiere, bei Bettnässern usw. Alle diese Behandlungen haben unter strenger ärztlicher Kontrolle vor sich zu gehen und dürfen nie zu lange fortgesetzt werden. Es besteht die Gefahr, daß man sich an das Medikament gewöhnt, an seinen angenehmen Wirkungen Gefallen findet und der Versuchung, die Dosen zu vergrößern, erliegt. Ich habe bereits Gelegenheit gehabt, einen solchen Fall von Pervitin-Manie zu behandeln und dabei festgestellt, wie langwierig, mühsam und unangenehm die Entwöhnungskur für den Patienten ist.

Nur soviel über die medizinische Seite. Wie steht es mit den Gesunden? Geistig Schaffenden kann das Pervitin gute Dienste leisten, unter der Voraussetzung, daß es nur in Ausnahmefällen verwendet wird. Sagen wir, um präzise zu sein, an 3 Tagen im Jahr, in einem Zeitpunkt, da es gilt, eine besondere gedankliche Arbeitsleistung zu vollbringen. So kann eine Dosis Pervitin am Examenstage zum Beispiel gute Dienste leisten. Aber während der Vorbereitungszeit auf ein Examen hin regelmäßig genommen, kann es katastrophale Folgen haben. Gewiß, es erleichtert die Arbeit, ganze Nächte können schwierigen Aufgaben geopfert werden, bis die unterdrückte Müdigkeit einen dann gerade im ungeeignetsten Augenblick überfällt. Ueberdies stört Pervitin den Zusammenhang der Gedankenverbindungen. Ein Vortragender kann den Gewinn einer Aufpulverung durch Pervitin mit einer Ablenkung von der leitenden Idee und mit einer Verirrung in Details bezahlen.

Für Sportler sollte der Gebrauch von Pervitin am besten untersagt sein. Das Einnehmen von Pervitin vor einem Wettkampf würde eine mit dem Ehrbegriff unvereinbare Täuschung bedeuten. Wohl ermöglicht die Droge einen größeren und längeren Kraftaufwand, aber

gerade darin besteht die Gefahr: in Wirklichkeit steigert das Pervitin die Kräfte nicht, sondern unterdrückt nur die warnenden Ermüdungserscheinungen und verleitet dadurch zu einer Ueberanstrengung der Muskeln, des Herzens und des Nervensystems. Die letzten Kraftreserven werden aufgebraucht, in den Zellgeweben häufen sich die Abfallstoffe und führen, ohne daß der Betreffende sich dessen bewußt wird, zu einem Zustand der Erschöpfung und der Selbstvergiftung, der zum Tode führen kann.

Warum stellt sich unsere Frage für den Alpinisten denn überhaupt? Ganz einfach deshalb, weil er sich in Lagen versetzt sehen kann, die der Sportler, der sich von den üblichen gangbaren Routen nicht entfernt, gar nicht kennt.

Zwei Beispiele für viele:

Drei Touristen kehren abgekämpft von einer schweren Partie abends in die Hütte zurück. Der Hüttenwart teilt ihnen mit, daß er Notsignale einer anderen Seilschaft gehört hat. Den Verunglückten ist so rasch wie möglich Hilfe zu bringen. Eine möglichst kräftige Nahrung – einige Tassen gut gezuckerten Kaffee und drei Pervitin-Tabletten – und unsere drei Touristen fühlen ihre Müdigkeit nicht mehr, sondern sind imstande, während einer ganzen langen Nacht ihre anstrengende Pflicht zu erfüllen.

Auf 4000 m sind einige Alpinisten von einem Sturm überrascht worden. Einem von ihnen wurde durch Steinschlag der Arm zerschmettert, was zu einem Bluterguß führte. Die Nacht bricht herein. Den Verletzten zurücklassen, um Hilfe zu holen, hieße, ihn dem sicheren Tode preisgeben. Bei ihm bleiben, würde seine Lage nicht verbessern und seine Kameraden tödlicher Gefahr aussetzen. Da heißt es, durch Pervitin den Verunfallten und sich selber soweit aufpulvern, daß der Abstieg bis zur Hütte oder wenigstens bis zu einer tiefer gelegenen, sturmgeschützten Stelle bewältigt werden kann.

Mit Ausnahme von derartigen Fällen äußerster Notwendigkeit darf der Alpinist unter keinen Umständen Pervitin einnehmen. Die Gefahr wäre besonders groß für einen Nichttrainierten, der mit einer geschulten Seilmannschaft Schritt halten wollte. Sie würde sogar noch größer sein für einen älteren Jahrgang, der auf diese Weise Jugendkräfte zu wecken gedächte.

KAUKASUS-FAHRT 1929

von *Ugo di Vallepiana*

Lebendig sehe ich sie vor mir, meine treuen Kameraden, meine tapferen Bergfreunde und Seilgefährten, mit denen ich jene unvergeßlichen Stunden durchlebt habe. Zu viert sind wir in jenen Juli-Tagen sehnsuchtsvoll und abenteuerlustig ausgezogen: ein Deutscher Rolf Singer, ein Nord-Amerikaner Ralph Herron und zwei Italiener: Leopoldo Gasparotto und ich.

Von den vier wagemutigen und lebensfreudigen Gesellen ist einer in heldenhafter, der andere in tragischer Weise umgekommen. Der Dritte ist verschollen. ¹⁾

Der Glanz der Erinnerung an diese Fahrt wird nie verblassen. Er schwingt in der sagenumwobenen heroischen Landschaft des Kaukasus, in jener hellen Luft einer weltverlorenen Einsamkeit.

Jeder von uns, der dem Zauber der Berge verfallen ist, bleibt nicht nur bis ins hohe Alter, wie der unvergeßliche Kugy es gezeigt hat,

1) Leopoldo Gasparotto aus Mailand, der mit Slezak und Tomascheck die Erstbesteigung des Elbruz auf Ski durchgeführt hat, der unvergeßliche Begleiter unzählbarer Sommer- und Wintertouren ist als Vorkämpfer für die Freiheit Italiens und die Freiheit der Welt im Sommer 1944 von der Gestapo gefoltert und beim Abtransport in ein Konzentrationslager ermordet worden.

Ralph Herron aus USA. ist auf der Rückreise von einer Himalaja-Tour bei Besteigung der Cheops-Pyramide vom Tod ereilt worden, das Herz hat nach den übermenschlichen Anstrengungen der vorhergegangenen Monate das Wüstenklima nicht ertragen können. Rolf Singer aus Schliersee (München), der Botaniker und Mykologe, der mit seinen Pilzsammlungen unserer winzigen Expedition einen wissenschaftlichen Glanz verlieh, hat sich nach der Machtergreifung der Nazi aus seiner Heimat in ein unbekanntes Schicksal flüchten müssen.

ein Kind der Natur und der Sehnsucht, sondern auch ein Wesen der Einsamkeit, ein Liebhaber dieser großen Stille, in der er sich selber ganz findet und fühlt. «Sei allein und du wirst dir selber gänzlich gehören.» In unseren Bergen, in den Alpen, ist man mit sehr wenigen Ausnahmen nie einsam: Bist du bei einer schweren Kletterstelle auf irgend einem Kalkberg, siehst du unten im Tal einen Motorwagen zwischen deinen gespreizten Beinen hindurchsauen. Biwakierst du irgendwo auf einem Viertausender, vielleicht durchnäßt, halb erfroren und ausgehungert, so siehst du unter dir, zum Greifen nahe (höchstens 10 Minuten Gleitflug) die Lichter von Grand Hotels, und die eiskalte Bise bringt dir zum Hohn vielleicht die Nachklänge des Jazz aus einem «Palace». Dann erlebst du eine Stunde des Zweifels, dich bedrängt die Frage: Wer von uns ist der Narr?

Im Kaukasus, in den Anatolischen Bergen ist es ganz anders: alle Brücken sind hinter einem abgebrochen, alle Fäden mit der Umwelt zerschnitten. Man kann sich in die Zeit der Jugend unserer Welt zurückdenken, und eines Tages durchstößt einen mit der Plötzlichkeit einer Offenbarung etwas Neues, etwas Unvorhergesehenes. Man weiß hiefür zunächst keinen Namen und keine Ursache, aber nach und nach geht es uns auf: Es ist die Luft! Der große Atem einer Landschaft ist es, der, auf Hunderte von Kilometern im Umkreis nicht durch Fabrikrauch und Stadtqualm verdorben, heute so jungfräulich, urbelebend und lebenssteigernd weht, wie vor Jahrtausenden. Lassen wir von irgend einem Gipfel oder einem abgelegenen Paß den Blick in die weite Ferne bis zu den Steppen nach Norden oder nach Osten schweifen, erwacht in uns der abenteuerliche Nomadengeist der Ur-ahnen wieder, der Geist, der nur noch in alten Liedern lebt, wie in jenem provençalischen Sang: «Suivons, suivons le vol des hirondelles!»

Das ist der wirkliche tiefe Reiz der außereuropäischen Bergfahrten: diese Gebirgslandschaften sind unberührt von aller Technik der Zivilisation. Man erlebt diese Urnatur wie man das Weltmeer und die Wüste erlebt und hat Teil an ihrem Geheimnis.

Wer im Zentralkaukasus, dem interessantesten Teil der ganzen Bergkette, Touren machen will, kommt am besten und schnellsten über

Naltschik¹⁾ zum Ziel. Naltschik ist eine kleine, typisch russische Stadt mit einigen Tausend Einwohnern, die sich verhältnismäßig sehr weit ausdehnt, und sich um den Fuß der letzten, niedrigsten und nördlichsten Ausläufer des Kaukasus schmiegt. Damals gab es hier noch kein Hotel, sondern nur eine Art sowjetischen proletarischen Alpenclub, «Basa» genannt.

Von Naltschik aus winkte uns eine wundervolle Bergpyramide zu, die uns bis hieher gelockt hatte, und die Freshfield mit dem geflügelten Wort bezeichnet hatte: «The noble peak of Giulchi». Bei ihrem unvergleichlichen Anblick fragten wir uns, warum dieser Berg trotz seiner verhältnismäßig nicht zu großen Höhe noch nicht bestiegen worden sei. Barg diese Pyramide mit ihren eisgepanzerten Flanken ihren steil in die Tiefe abfallenden Gräten, die mit der Dent Blanche und dem Weißhorn eine entfernte Aehnlichkeit hatte, unüberwindbare Schwierigkeiten in sich?

In Naltschik hielten wir uns ein paar Tage auf, bis uns ein Fuhrmann mit unserem Gepäck, das trotz aller Einschränkungen immerhin zusammen 350 kg ausmachte, nach Kunium bringen konnte. Das Gepäck bestand aus unserer persönlichen alpinen Ausrüstung, die dieselbe war wie für eine mehrwöchige hochalpine Bergtour, aus einem größeren Zelt für das Hauptlager, zwei sehr kleinen für die höher vorgeschobenen Sturmlager, und Proviant für einen knappen Monat, wobei wir doch hofften, ab und zu etwas wie Schaffleisch oder ähnliches an Ort und Stelle kaufen zu können.

Als endlich alles bereit war, brachen wir eines Tages im Morgenrauen auf und kamen am dritten Tage in Kunium an. Kunium ist ein typisches nordkaukasisches Dorf: niedrige, graue einstöckige Häuser mit flachen Dächern, von den kahlen Berghängen fast nicht zu unterscheiden. Der einzige moderne Bau war die Schule, die mit ihren gefünchten Wänden aus dem allgemeinen Grau hervorstach. Charakteristisch war auch die gemeinsame Empfangsantenne, die in

1) Von Mailand aus sind wir nach Naltschik mit dem Zug über Wien, Warschau, Schepetowka (damalige polnisch-russische Grenzstation), Kiew, Rostow und Mineralienwode gefahren. Einen Tag Aufenthalt in Warschau und einen in Kiew eingerechnet, hat die Reise damals, wenn ich mich richtig erinnere, 7 Tage gedauert. Jetzt oder bald wird man wenigstens bis Mineralienwode, einem großen Badeort mit Heilquellen, fliegen können, von wo aus wahrscheinlich ein lokaler Luftverkehr mit Naltschik organisiert werden dürfte. Statt Tage wird die Reise nur noch Stunden dauern.

keinem, noch so kleinen und weltvergessenen sowjetischen Dorf fehlt und den Kontakt mit dem Zentrum des Riesenstaates aufrecht hält. Auffallend war ferner die Unmenge äußerst primitiver Wassermühlen. Diese Wassermühlen machten mir Kopfzerbrechen: obwohl sie nicht besonders leistungsfähig aussahen, mochten sie zusammen doch eine recht ansehnliche Masse Getreide bewältigen. Aber weit und breit war kein bebautes Feld zu sehen, nur einige ganz winzige Gemüsegärten. Wozu die Kuniumer Wassermühlen dienten, blieb also ein Rätsel.

In Ermangelung eines Gasthauses wurden wir vom Vorstand des örtlichen Sowjet in sehr entgegenkommender Weise im Schulhaus, das der Sommerferien wegen frei war, einquartiert.

Die Männer, schöne stramme Gestalten mit blitzenden schwarzen Augen, die Frauen von ausgeprägtem orientalischem Typus, trugen eine Art Nationaltracht, für welche bei den Frauen ein breiter Gürtel aus gehämmertem Silber, bei den Männern silberne Patronentaschen kennzeichnend waren. Die Taschen waren freilich leer, denn nur das Militär darf noch Waffen tragen.

Unter den 700 bis 800 Einwohnern waren drei Glaubensbekenntnisse vertreten: es gab Orthodoxe, Mohammedaner und Juden. Diese kaukasischen Bergjuden, deren Vorfahren in uralten Zeiten hierher geflüchtet sind und sich hier, ihre religiösen Bräuche wahrend, angesiedelt haben, sind ein Bergvolk von Hirten, wie ihre Urahnen in Kanaan.

In Kunium mußten wir einige Esel für unser Gepäck auftreiben. Nach langem orientalischem Feilschen erwarben wir zwei Esel und eine Eselin, die uns später auf der Reise einen «strammen Stammhalter» gebar.

Da Traggestelle hier kaum bekannt und daher unerschwinglich sind, empfiehlt es sich dringend, wenn möglich zusammenklappbare mitzubringen.

Von Kunium aus gelangten wir nach Ueberwindung der Talsperre ins Urziwachi-Tal und in die Bergeinsamkeit hinein. Mit den bockenden Eseln hatten wir manchen Strauß auszufechten, bis wir den einheimischen «Hü-Ruf» richtig gelernt hatten.

Am Abend der zweiten Tages kamen wir zu einer kleinen Wiese, in deren Nähe eine Quelle war: vor und über uns glühte im Abend-

rot der himmelragende Giulchì. Hier schlugen wir unser Hauptlager auf, von dem aus die Besteigung beginnen sollte.

Die nächsten Tage galten Erkundungsausflügen, um die beste Aufstiegsroute ausfindig zu machen. Dabei wurden der Urziwachi-Paß, ein leichter am Talende gelegener Gletscherübergang, und verschiedene kleinere Spitzen und Scharten betreten. Bei einer dieser Wanderungen, in der Nähe des N.-Grates des Giulchì, fanden wir die frischen Spuren eines Biwaks. Sie wiesen auf einen Ersteigungsversuch der Herren F. Bechtold, W. Merkl und W. Raechl, ungefähr 14 Tage vor uns, der aber wegen schlechten Wetters aufgegeben worden war.

Unsere Erkundung ergab folgendes Bild: Der Südteil der Giulchì-Ostwand, die eine entfernte Aehnlichkeit mit der Monte Rosa-Ostwand aufweist, zeigte in ihrem rechts begrenzenden Grate eine große Lücke, von uns Colle Giulchì getauft, nach welcher sich der Grat wieder zu einem mächtigen Felsbollwerk aufschwang. Diese Spitze, die von der Forcella Sugan (Sugan-Lücke) aus an das Matterhorn erinnerte, nannten wir später Punta Ronchetti, zu Ehren des Italieners Prof. Ronchetti, der vor vielen Jahren schon den Urziwachipaß traversiert hatte.

Bald einigten wir uns auf die folgende Aufstiegsroute: von einem Biwak am Colle Giulchì aus direkt in die Ostwand!

Am 24. Juli brachen wir vor der Morgendämmerung auf. Obschon wir bei einem Erkundungsausflug bis zum Giulchì-Paß gestiegen waren, wußten wir nicht genau, wie viel Zeit die eigentliche Tour in Anspruch nehmen würde, und belasteten daher unsere Rucksäcke recht schwer.

Trotz der frühen Stunde führte der Wildbach Hochwasser. Um einen Umweg bis zur Urziwachigletscherzunge zu sparen, wateten wir angeseilt, um nicht vom eisigen Wasser mitgerissen zu werden, hinüber.

Die Hitze der letzten Tage hatte den ohnehin zerklüfteten und zerschundeten Gletscher, der sich zum Giulchì-Paß hinaufzieht, und der von uns noch vor kurzem ohne besondere Schwierigkeiten begangen wurde, sehr in Mitleidenschaft gezogen: mehrere Brücken waren eingestürzt, andere unheimlich kühn und luftig geworden, besonders

der Bergschlund unterhalb des Plateaus, wo sich der Col öffnet, gab uns zu schaffen. Eine oder höchstens zwei Wochen später mochte der Gletscher überhaupt nicht mehr passierbar sein.

Von unserer Anstiegroute aus hatte die links ragende Punta Ronchetti eine unglaubliche Ähnlichkeit mit der Crast'agüzza, von der Schweizerseite aus gesehen, und vom gleichen Standpunkte aus erinnerte uns die Giulchì an die Bernina, wir konnten uns, von den Proportionen abgesehen, ins «Loch» oder «Labyrinth» versetzt denken. Doch hier erwartete uns keine traute, gemütliche Marco-Rosahütte und kein Veltliner. Aber wenn erst nachts auf dem weltvergessenen Col die leuchtenden Sterne auf uns niederstrahlen, werden wir froh sein, hier und gerade hier zu sein, und unserer Bergsteigerseele werden Flügel wachsen!

Den von der südlichen Sonne aufgeweichten Schnee mühsam stampfend, kamen wir in Schweiß gebadet auf den ersehnten Col, auf dessen entgegengesetzter Seite ein steiles aber anscheinend leichtes «Couloir» hinunterführte. Hier, auf einem breiten Geröllstreifen, schlugen wir unsere zwei kleinen Zelte auf, und ein göttlicher Nachmittag war allzusehr vorbei.

Am 25. Juli verließen wir um 3 Uhr morgens unsere trauten Zelte, und, in zwei getrennten Partien angeseilt, sodaß jeder von uns vorausgehen konnte, nahmen wir sofort den immer steiler werdenden Eishang in Angriff. Das Eis war fast überall mit einer dünnen Schicht hartgefrorenen Schnees bedeckt, was unser Vorwärtskommen sehr erleichterte. Unsere «Eckensteiner» halten tadellos, und obwohl eine innere Stimme uns mahnend zuflüstert, Stufen zu schlagen, um sie im Abstieg benützen zu können, leisten wir dieser stummen Mahnung keine Folge. Die morgendliche Welt um uns war kristallen schön, das Gefühl frisch, die Stimmung munter und siegesgewiß. Der Gipfel lag zum Greifen nahe, und wir kamen unglaublich rasch vorwärts. Im Geiste sahen wir uns in ein paar Stunden auf dem Gipfel und noch vor der großen Hitze bereits zurück, so ging es weiter im Eilschritt, fast im Sturmtempo: ein Wettrennen mit der Sonne, die schon anfang, uns den Rücken zu wärmen.

«Immerzu, immerzu, ohne Rast und Ruh!»

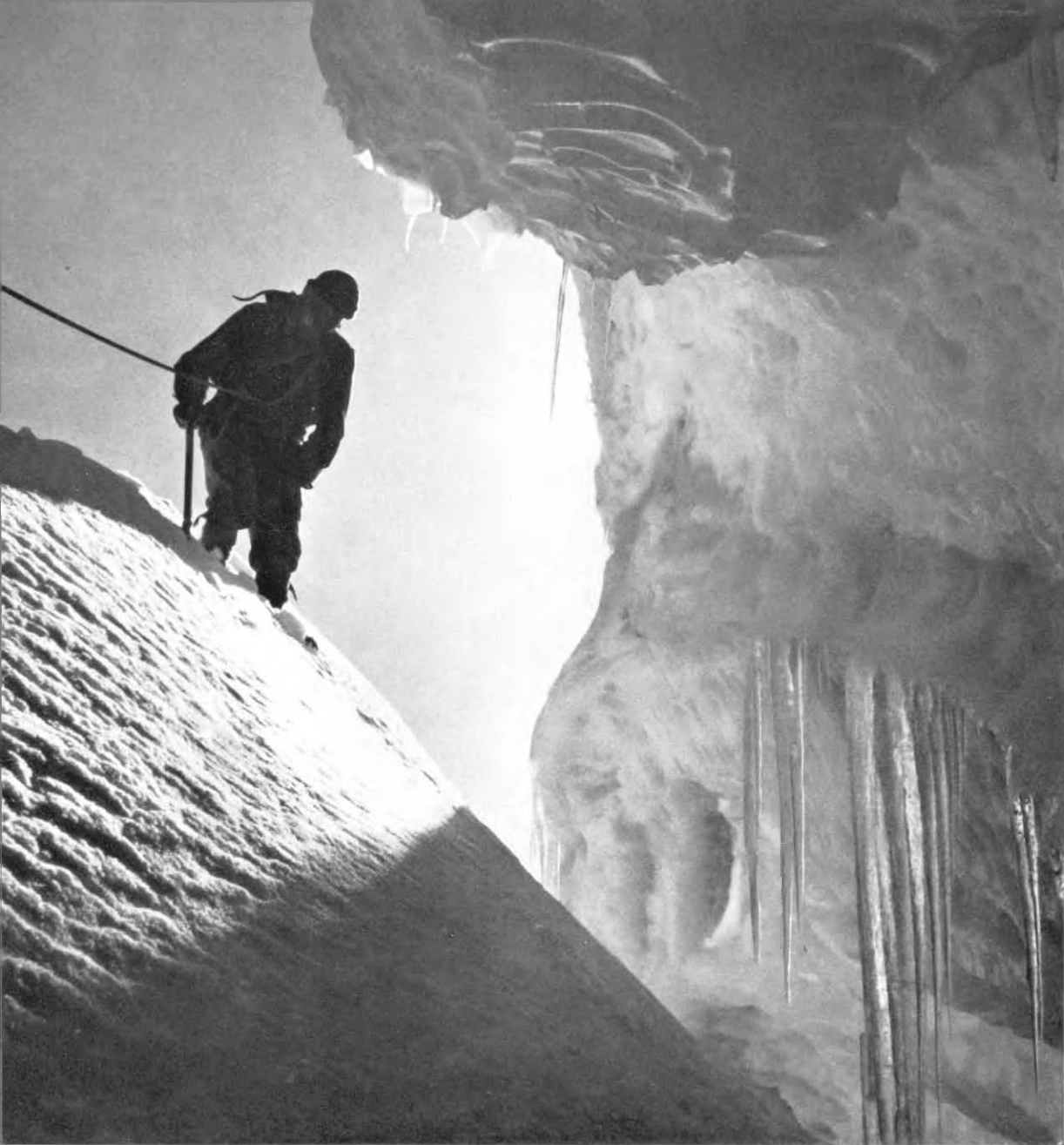
Die Punta Ronchetti ist schon längst unter uns, die Aussicht weitet sich ins Unermessene, unsere verlassenen Zelte winken uns nur noch



Wenn es gilt.....
dann



Dr. A. WANDER A. G. BERN



Am Biancograt

Photo E. A. Heiniger

Hellste Lichter
Tiefste Schatten
Feinste Zwischentöne
Stärkste Bildwirkung

Cliché-Anstalt Interverlag AG.

Dufourstraße 31

Zürich 8



Photo E. A. Heiniger

Auf Schritt und Tritt versichert bei der



ZÜRICH* ALLGEMEINE UNFALL- UND HAFTPFLICHT-VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT
GENER. ALDIREKTION: ZÜRICH, MYTHENQUAI 2

*Mitten in die Hochwelt
der Viertausender*



führt in bequemer Fahrt

von Lauterbrunnen und Grindelwald über Wengen und Alpigen nach Kleine Scheidegg (2061 m) die Wengernalpbahn und von hier über Eigergletscher – Eigerwand – Eismeer nach Jungfraujoch (3454 m) die Jungfrauabahn.

Prospekte und Auskünfte
erhalten Sie bereitwillig von
der Direktion der



**WENGERNALP + JUNGFRAU
BAHN**

INTERLAKEN · HÖHEWEG 12 · TEL. 102

wie Pünktchen vom Giulchì-Paß zu. Allmählich wird der Hang sanfter und mündet in ein kleines Hochplateau: unser Gipfel ist verschwunden, statt dessen ragen mit einem Male zwei getrennte Gipfel vor uns auf – rechts eine felsige Spitze, links eine Eispyramide. Welcher ist der richtige Giulchì? Die Erfahrung lehrt, daß bei einem Grat mit mehreren Gipfeln immer der entlegenste und schwierigste auch der höchste ist. Nach dieser Regel mußte die Eispyramide der wirkliche Giulchì sein; anderseits aber scheint die Spitze rechts, deren Felsen ihre wirkliche Höhe meßbar machen, die höchste Erhebung zu sein. Um jeden Zweifel zu beseitigen, erstiegen wir sie beide, und als wir uns auf dem felsigen Gipfel vergewissert hatten, daß dieser der wirkliche Gipfel des Giulchì ist, drückten wir einander beglückwünschend die Hand. Die Freude sollte aber auch sonst zu ihrem Ausdruck kommen. Aus einem Rucksack rückte einer eine Schachtel kandierter Früchte heraus, die er von Mailand mitgebracht und für diese Gipfelstunde aufgespart hatte. Er hatte sie hartnäckig und tapfer nicht nur vor den Überredungskünsten der Kameraden verteidigt, sondern, was viel schwerer wog, vor sich selber und der eigenen Begehrlichkeit.

Die Pioniere unserer Alpen mußten die Flasche Fendant vor den Kameraden und Trägern retten und für die große Stunde aufsparen, und in den Tourenbeschreibungen der klassischen Zeit gab diese Flasche zu unzähligen Witzen und ulkigen Erzählungen Anlaß. Daher erschienen mir jungem Bergbeflissenen seinerzeit die Javelle, Whymper, Coolidge, Sella nicht nur als große Bergsteiger und Erforscher, sondern nebenbei auch als recht gute Zecher. Ich verstand damals jene Weltweisheit, die man nicht erst aus Lin Yutangs Buch «Weisheit des lächelnden Lebens» lernen muß, noch nicht, jene Weisheit, alles Schöne und Gute auch zu genießen: sei es eine glückliche Idee oder eine Melodie, sei es eine gute Flasche Fendant oder ein Gericht von Schwalbennestern!

Unsere Gipfelstunde brauchte aber nicht der versüßten Früchte, um gefeiert zu werden. Sie feierte sich selbst durch die Herrlichkeiten der Gottesnatur, die Offenbarungen der Landschaft, die sie uns schenkte. Wir konnten uns fast nicht satt sehen an dem Rund- und Weitblick über das kaukasische Land, dieses Märchen in Grün und Silber mit funkelnden Lichtern.

Schweren Herzens trennten wir uns vom unvergeßlichen Panorama, um den Abstieg zu beginnen. Die Partie bis zum Plateau hinunter und dessen Ueberquerung waren fast ein Kinderspiel. Als wir aber kurz nach Mittag in glühendster Hitze den Rand der eigentlichen Wand erreichten, durch welche wir uns vor wenigen Stunden ohne besondere Schwierigkeiten emporgewunden hatten, standen wir plötzlich einer schier unüberwindlichen Schwierigkeit gegenüber. Die morgendliche Schneekruste auf dem steil in die Tiefe stürzenden Hang war weggeschmolzen, das blanke, glitzernde, gefährlich schlüpfrige Eis kam zum Vorschein, so angeschmolzen und aufgeweicht, daß es nicht nur den Steigeisen keinen Halt geboten hätte, sondern unter unserem Gewicht in Bewegung geraten wäre, uns mit in die donnernde Tiefe reißend.

Wir hielten Kriegsrat: «*tot capita, tot sententiae*»; jeder hatte einen andern Plan; der eine wollte dem Felsengrat rechts folgen und so direkt zum Giulchì-Paß absteigen; der andere meinte, irgendwie durch die Wand hinunter zu kommen; der Verwegenste schlug vor, wieder auf die Eispypamide zu steigen und, dem Nordgrat folgend, direkt das Hauptlager zu erreichen. Wir hätten dabei wohl auch die Erstüberschreitung gemacht, aber auch im besten Falle wenigstens noch weitere drei bis vier Tage gebraucht, um unsere Habseligkeiten vom Giulchì-Paß abzuholen und die Punta Ronchetti zu ersteigen.

Die Phantasiepläne mußten der nüchternsten Erwägung weichen: wir begannen den Abstieg durch die Wand, um womöglich hin und wieder die Aufstiegsspur zu erkennen und ihr zu folgen. Die Aufgabe erforderte allen Mut und alle Vorsicht. Stufe für Stufe schlagend, wo das Eis nicht zu steil war, uns auf die Zacken der Steigeisen verlassend und uns an den gefährlichsten Stellen mit Hilfe der 60 Meter langen Rebschnur abseilend, bewältigten wir in mehreren Stunden harter Arbeit den waghalsigen Abstieg. «Und setzest du nicht das Leben ein, nie wird dir das Leben gewonnen sein.» Das erfuhren wir, das durchfuhr uns viel mehr, als wir unsere Zelte erreichten und festen Boden unter den Füßen hatten. Rücklings lagen wir zum Abendbrot auf den lauwarmen Steinen, den Himmel und die stolze Giulchì über uns. Und doch mischte sich schon ein wenig Wehmut in dieses abendliche Erleben. Ein schöner Traum war vorüber, hatte sich verwirklicht und war schon Vergangenheit geworden.

Als wir uns am nächsten Morgen für die Punta Ronchetti, für den östlich des Giulchi-Passes gelegenen Felsgipfel rüsteten, mußten wir leider feststellen, daß nur zwei von uns die Tour unternehmen würden. Herron hatte sich nämlich beim Abstieg im gleißenden Firnlicht eine schwere Augenentzündung zugezogen. Singer, der ein feinfühlerndes Herz unter einem robusten Aeußern verbarg, wollte ihm, unter dem Vorwand, in wissenschaftlichem Interesse Felsflechten sammeln zu wollen, wohl Samariterdienste leisten.

Zu zweit zogen wir also los, Gasparotto und ich. Zuerst den gänzlich verwischten Aufstiegs Spuren zum Col folgend, stiegen wir etwas nach Norden hinunter, um abzubiegen, sobald wir den Fuß der Nordwand unseres Gipfel erreicht hatten. Dann, zwischen ungeheuren Spalten am Fuße der Wand, einen unsicheren und aufregenden Weg bahndend, erreichten wir einen steilen Schnees hang, der zu einem Col führte, einem Einschnitt im entgegengesetzten Ostgrat. Stufen schlagend den Hang empor, saßen wir bald auf den warmen sonnigen Felsen des Col. Von hier aus war unser Weg klar und übersichtlich: man brauchte nur dem Grat zu folgen, der rechts, d. h. nach Norden, dem Gletscher zu zwar senkrecht abfiel, links aber durch eine leichte und gut gestufte Wand für den Notfall genügend Ausweichmöglichkeiten bot. Die Kletterei war ausgesprochen leicht, ein moderner «Felsakrobat» hätte sie gewiß als unter seiner Würde bezeichnet und ihr in der Schwierigkeitstabelle vielleicht gar keinen Grad zugeteilt. Trotzdem hatte nicht nur ich, sondern auch der im Felsklettern viel raffiniertere Gasparotto an dieser Partie die größte Freude. War es der Gegensatz zur gestrigen, mühsamen und nervenanspannenden Eisarbeit? Nicht wahrscheinlich: auf Eisarbeit war ich damals ja besonders eingestellt und trainiert, und die Befriedigung an der gelungenen Tour hatte sicherlich jede Erinnerung an Mühe und Anspannung ausgelöscht. Oder war es die elektrisierende Wirkung waghalsiger Stellen, bei deren Ueberwindung die Stunden im Nu vergehen? Wer will das entscheiden? Es war wohl letztlich die Jungfräulichkeit des Kaukasus, die uns diesen Schwung lieh. Wäre der gleiche Gipfel bei uns gelegen, so würde er als berühmter Mode-Aussichtspunkt und -Kletterberg den Reiz des Neuen längst hinter sich haben, unzählige Anstiegsrouten und Varianten bieten und von verstreuten leeren Sardinien-Büchsen wimmeln.

Im Atem der urwüchsigen Landschaft liegt ja der Reiz der außer-alpinen Fahrten: um Befriedigung zu schenken, braucht hier eine Tour nicht unbedingt halsbrecherisch zu sein.

Als wir die Punta Ronchetti erreichten, war es erst gegen 10 Uhr morgens. Trotzdem aber die Aussicht auf die gegenüberliegende, tags zuvor erstiegene Wand zu einer längeren Gipfelrast verlocken konnte, war unseres Bleibens doch nicht lange. Wir machten noch einige Photos, da Punta Ronchetti (wie etwa der Corno Bianco für die Monte Rosa-Ostwand) den berufenen Aussichtspunkt auf den Giulchì darstellt, und schon beeilten wir uns, um noch am gleichen Abend im Hauptlager zu sein, den Rückweg zu unseren Kameraden anzutreten.

Diese waren nicht müßig gewesen: sie hatten alles aufgeräumt, die Zelte zusammengelegt, die Rucksäcke gepackt, sodaß wir uns nach einer kurzen Pause zusammen dem Abstieg zuwenden konnten.

Hier erst warteten unser die größten Schwierigkeiten. Es war die heißeste Tageszeit. Auf uns brannte glühendes Feuer. Wir befanden uns gleichsam im Fokus eines riesigen Brennspiegels und mußten uns durch tiefen weichen Schnee kämpfen, über immer dünner und unsicherer werdende Brücken schwanken. Alles schien sich verschworen zu haben, uns diese Talfahrt für die Freuden der zwei geglückten Touren entgelten zu lassen. Umsonst: selbst unter den Gefahren des Abstieges konnten sich unsere Augen an der Aussicht nicht genug satt sehen. Unermüdlich schweiften sie vom Giulchì zur Punta Ronchetti, um uns dann, auf die entgegengesetzte Flanke des Urziwachitals überspringend, auf den mächtigen, von Vittorio Sella schon bestiegenen Suga Tau zu locken. Während oben diese unvergeßlichen Schönheiten gleißelten, drohten unten, diese Schätze gleichsam hütend, klaffende Eisspalten und weichender Schneegrund.

Herron, unser schneebinder Freund, stolperte mit verbundenen Augen mutig vorwärts, um bei den heikelsten Stellen seine Binde für einen flüchtigen Augenblick zu lüften. Seine Berggewandtheit und seine Trittsicherheit bestanden diese harte Probe mit unglaublicher Leichtigkeit.

Spätabends trafen wir im Hauptlager ein. Die Tat war vollbracht. Zur Feier des Tages wurden Büchsen mit leckeren Bissen geöffnet und

bis spät in die Nacht herrschte eine «Fastnachtstimmung», wie touristische Taten sie in besonderer Eigenprägung hervorzuzaubern pflegen.

Aber Traum und Tat, Tat und Traum sind Zwillingsbrüder. Jeder Bergsteiger, mag er sonst der nüchternste Mensch sein, ist auch ein Träumer. Bevor er zu den Gräten emporklimmt, schickt er seine Sehnsucht voraus. Und seine Phantasie zaubert die unglaublichsten Gratwanderungen und Wanddurchsteigungen in verlockender Fata Morgana vor sein geistiges Auge.

In den wenigen Stunden, die wir auf dem Giulchi-Paß verbracht hatten, mischte sich in die unvergeßliche Schau der Unermeßlichkeit kaukasischer Gebirgswelt eine Art Alpdruck, geboren aus der Sehnsucht nach den unzähligen Firnen und Eisburgen, die zu besteigen uns wohl nie gegönnt sein würde. Besonders lockten uns zwei Gipfel: ein westlich des Sugan Tau vorgelagerter kleiner, aber kühner Felsenhort, der aus seiner stolzen Höhe in das fast unbekannte Psegan-Tal hinunterblickt. Daneben, aus dem Psegan-Tal sich erhebend, eine fast symmetrische und doch wilde Eis- und Felspyramide, von der keine unserer Karten etwas wußte.

Wir beschlossen, die kleine Felsburg, die sich immerhin fast als Viertausender erwies, zu erklimmen, um uns das Psegan-Tal aus der Vogelschau anzusehen, dann aber mutig den Sugan Tau anzupacken, bevor wir dieser Zauberlandschaft Valet sagten.

Am 28. Juli stiegen wir wieder das Urziwachi-Tal hinauf, das uns jetzt ja bereits bekannt war. An einigen Stellen begann sich auf der Talsohle etwas, das einer Pfadspur ähnlich sah, abzuzeichnen. Bäche, selbst manche Blöcke, die wir als Merkmal benutzt hatten, bekamen von uns nun schon eigene Namen; wir fingen an, uns schier heimisch zu fühlen und das Tal fast als eine Art Privateigentum zu betrachten, und sei es auch nur als ein «chateau en Espagne». Die Sowjets kennen ja keine Rittergüter und haben sie abgeschafft. Noch vor wenigen Jahren war es allerdings anders. Ich erinnere mich, wie mir Altmeister und Freund Hans Pfann ulkig und selbstironisch erzählt hat, nach seiner ersten Ushba-Uebersteigung, die er und seine Begleiter in dreitägigem Kampf gemeistert hatten, habe der lokale Fürst, der damals im Namen des Zaren über Svanetien und die anliegenden

Gebiete herrschte, von ihrem Unternehmen begeistert, ihnen den ganzen Uschbastock samt Gletscher, Felsen und totem Inventar als Privateigentum geschenkt. Also ein Walhall für eine begeisterten Alpinisten und ein Firnenthrone in Gestalt des doppelgipfligen Uschba, eines wagemutigen Bergfexen würdig!

Für uns gab es allerdings keine Hoffnung, zu Großfürsten des Giulchì ernannt zu werden! Aber es gibt ja auch eine Fürstlichkeit ohne Krone und Purpur, die des wahren Tatmenschen.

Bald verließen wir die Talsohle, um über den steilen, orographisch-rechten Hang aufsteigend die uns schon bekannte Sugan-Scharte zu erreichen.

Jenseits eines flachen, ungefährlichen Gletschers, der vom Sugan Tau herabfließt und den wir schnell überquerten, erhob sich unser Gipfel. Nach ein paar Stunden luftiger Kletterei waren wir oben.

Der Kleine Sugan, so taufen wir unsere Eroberung, erwies sich als ein erstklassiger Aussichtsberg, aber er öffnete den Blick nicht auf das wilde Psegan-Tal und die unbekanntete Pyramide, die wir vom Giulchì-Paß aus gesichtet hatten, nicht auf die äußerst steil ragende, zerklüftete Bogkobaschi-Kette, die mit dem Nord-Grat des Sugan Tau und des Suganbaschi das Psegan-Talende umschloß.

Gasparotto und ich ließen uns nicht foppen. Ein Blick der Verständigung! und schon waren wir einig, dem Psegan-Tal und der unbekannteten Pyramide einen Besuch abzustatten. Die beiden andern waren noch unentschlossen: Singer war von seinen Pilzfunden gar nicht befriedigt, im Urziwachi-Tal hatte sich, zu unserem Erstaunen, das Tier- und Pflanzenleben der Nord-Hänge des Kaukasus als kärglich erwiesen; man merkte aus irgend einem uns unbekanntem Grunde von einem Tierleben sozusagen nichts. Wohl fanden wir ein paar sehr alte Jäger-Schießstände, aber kein Tier, nicht einmal eine Fährte, weder Gamsen noch wilde Ziegen, Schneehasen oder Singvögel, nichts von alledem, außerhalb der Dörfer nicht einmal Mücken! Ein für uns unlösbares Rätsel. Mit der Pflanzenwelt und besonders mit der ruhmreichen Familie der Pilze, für welche unser Wissenschaftler eine ganz besondere Vorliebe hatte und von der er stolz sprach, wie wenn er selbst die Ehre hätte, zu dieser zu gehören, stand es nicht viel besser. Die vielen Schachteln, Dosen und Albums, die Singer trotz unserer Proteste immer mitschleppte, blieben daher, zu seiner Ent-

täuschung und zum Glück für unsere Marschzeiten, fast leer. Da er aber von seiner Universität nicht des Bergsteigens, sondern der Forschungen wegen in den Kaukasus beordert und hiefür auch ausgestattet worden war, wollte er nun unbedingt die Zentralkette überschreiten, um sich nach Svanetien zu begeben, wo eine bekannt üppige Flora für reiche Beute bürgte. Auch Herron lockte Svanetien mit seinen alten Schlössern und Sitten.

Einstweilen wollten wir aber auf den Sugan Tau, womöglich auf einer neuen Route.

Am linken Ufer des Gletschers, der sich vom Sugan Tau westlich zieht, schlugen wir unsere Zelte auf. Obwohl das Barometer in den letzten zwei Tagen ständig gefallen war, hofften wir auf einen letzten schönen Tag, der uns die Ausführung der Tour noch erlauben würde. Komme nachher was wolle! Aber das Schicksal wollte es anders. Schon in der Nacht klopften Regentropfen auf die Leinwand unserer Zelte, eine Musik, die uns in Schlaf und Träume lullte. Erst des Morgens merkten wir recht, daß der Himmel seine Schleusen geöffnet hatte, und nur unserem festgenähten Gummiboden hatten wir es zu verdanken, daß wir nicht in einem Sitzbad steckten. Das Barometer war noch weiter gesunken, ein unheimlicher S.W.-Wind – eine regenbringende Urgewalt mit unbeschränktem Wirkungsraum – brauste, und alle Zeichen sprachen für eine andauernde Schlechtwetterperiode.

Da hieß es, der höheren Gewalt weichen. Die einen von uns sehnten sich nach Svanetien, dem sonnigen Süden, dem Land, das ihnen wie Mignons gesegnetes Land der Orangen und Zitronen zulächelte, den andern gelüstete nach dem fetten Hammelfleisch im Hauptlager, von dort aus war ja auch das Schlaraffenland Kunium, wo unsere kleinen Freunde uns sicherlich wieder schöne rundliche Hühner und frische Eier verschafften, in nicht zu vielen Stunden erreichbar. Dort, im Schulhaus vor allen Unbilden des Wetters geschützt, ließe sich diese Sintflut leicht überdauern, um zu künftigen Unternehmungen auszuholen.

Und so geschah es: in aller Eile wurden unsere Säcke gepackt, im Laufschrift ging es über die Sugan-Scharte, das Hauptlager wurde erreicht. Mit den Eseln, die mit ihrer Ladung talabwärts fast eine

Art Trab anstellten, hielten wir in später Nacht müde und pudelnaß unsern nicht sehr feierlichen Einzug in Kuniu.

Was uns am Fuße des Suga Tau als das gelobte Land vorschwebte, wo fette, echt «poulardes de Bresse» auf unseren Tisch geflogen kommen sollten, erwies sich als eine Art Fieberphantasie. Die «poulardes de Bresse» schrumpften zu zwei alten, wetterfesten, kampferprobten Hühnern zusammen, die, nach der Zähigkeit ihrer Glieder zu urteilen, langen und ruhmreichen Leibesübungen obgelegen haben müssen, bis ihre Beinmuskeln so hart wie die von Marathon-siegern waren. Die Eier ließen an Frische alles zu wünschen übrig. Kuniu besaß offenbar noch keine Kühllhäuser. Und was der saure Wein kostete, dafür hätte man sich in Italien einen halben Keller voll kaufen können.

So war die Lockung dieses Capua nicht dazu angetan, uns festzuhalten. Schon am nächsten Tage brachen wir wieder auf. Herron und Singer nach Svanetien, Gasparotto und ich ins Psegan-Tal.

Esel und Proviant wurden verteilt, jede Partie bekam ein kleines Zelt, das große, das Gasparotto und ich auf der Rückreise nach Naltschik hätten mitbringen sollen, blieb in Kuniu.

Am 1. August steuerten wir bei tief verhangenem Himmel los, jede Partie in ihrer Richtung. Als wir uns die Hände drückten, ahnte ich nicht, Herron zum letzten Male begrüßt zu haben und auch Singer nicht wieder zu sehen.

Um von Kuniu aus das Psegan-Tal zu erreichen, das seine Wasser viel nördlicher in die Ebene gießt, muß man eine Art langgezogenen hochplateauartigen Col überschreiten: dieses Hochplateau ist nord-westlich von einer dolomitenähnlichen Kalkgebirgskette begrenzt, die schätzungsweise mehr als 3000 m hoch ist. Ab und zu hätte man sich in König Laurins Garten im Herzen der Dolomiten versetzt glauben können. Auch von dieser Formation findet sich auf keiner der mir bekannten Karten auch nur eine Spur. So schlage ich denn vor, sie Kuniuer Dolomiten zu nennen. Wer weiß, ob sie nicht eines Tages mit der Entwicklung der Luftfahrt zum Klettergarten der Moskauer Jugend werden. Da überdies das Südplateau mit seinen nach Norden gerichteten Hängen wunderbare Skigelegenheiten bie-

tet, könnte es einen ganzjährigen Hüttenbetrieb gestatten. Bekommt der SAS. nicht Lust, dort eine Skihütte zu bauen und Pionierarbeit zu leisten?

Von diesem Paßübergang stiegen wir langsam, Pfadspuren folgend, und hin und wieder von einsetzenden Regengüssen bis auf die Knochen durchnäßt, ins Psegan-Tal, dem wir flußaufwärts folgten. Die Talsohle war mit ihren weiten üppigen Wiesen viel breiter und fruchtbarer als die des benachbarten Urziwachi-Tals; daher war es auch nicht unbewohnt, während man im Urziwachi-Tal keiner Menschenseele begegnet. Zuerst kreuzten wir eine große Herde wandernder Schafe, die von Hirten begleitet war. Wir glaubten biblische Gestalten vor uns zu haben: sie trugen, wie die «guten Hirten» der Evangelien, die Lämmlein, die zu schwach waren, um mit eigenen Kräften weiterzukommen, auf den Schultern und schritten in einer erhabenen Art und ohne sich um uns überhaupt zu kümmern, weiter und an uns vorbei, obschon Begegnungen mit Landfremden in dieser Weltabgelegenheit sicher nicht alltäglich sind. Hielten sie uns vielleicht für Fiskalbeamte aus der Hauptstadt, die hier Amtsobliegenheiten nachzugehen hatten? So wäre ihr befremdendes Verhalten erklärlich, denn Steuerbeamte erfreuen sich wohl auf der ganzen Welt derselben Beliebtheit, und auch Hirten im Kaukasus lassen die genaue Zahl ihrer Schafe wohl nicht gern vom fiskalischen Argusauge ausspionieren.

Schließlich stießen wir auf eine armselige Hirtenhütte, die gleichfalls von prähistorischer Primitivität war. Hier begegnete uns eine fast biblische Gastfreundschaft und ein Hauch jener Zeit, da Gastrecht heilig war. Besagt doch noch heute ein slavisches Sprichwort: «Ein Gast im Hause, Gott im Hause.» Man bat uns in die Hütte, setzte uns ans Feuer, das nach der nassen Kälte sehr wohl tat, und bot uns das traditionelle Brot und Salz in Form einer Art Kuchen und dazu saure Milch. Zu unserem Erstaunen holte unser Gastgeber vom Feld zwei besondere Blumen, deren langer Stiel hohl war, und schnitt uns daraus Trinkhalme: eine sehr begrüßenswerte hygienische Maßnahme! Ein Gespräch kam leider nicht zustande, da sie in anderer Zunge redeten. Nur durch Gesten konnten wir uns für die gebotene Gastfreundschaft bedanken und zogen weiter.

Je mehr wir uns dem Talende näherten – schon hatten wir rechts den uns bekannten Kleinen Sugan hinter uns gelassen – desto schöner, romantischer und wild-imposanter wurde der Anblick. Während im Urziwachi-Tal ein sanft ansteigender Gletscher ohne Schwierigkeiten zum Paß empor führt, der einen leichten Uebergang zum jenseitsliegenden Tal bietet und selbst von einer großen Karawane benützt werden könnte (wie es seinerzeit der Italiener Dr. Ronchetti getan hatte), läuft hier im Psegan das Talende in einen Fels- und Gletscher-Zirkus aus, dessen äußerst steile, fast senkrechte Wände vom Bogkobaschi links bis zum Sugan rechts ein einziges Naturbollwerk bilden. Es erinnerte mich an den Tschierwa-Zirkus, bei dem die Fuorcla Scerscen-Roseg (Güßfeld Sattel) gleichfalls keinen sichtbaren Uebergang bietet.

Vom kleinen Sugan aus hatten wir aber bemerkt, daß sich nordwestlich der Pyramide, derentwegen wir diese Route nahmen, im Grat ein Col öffnete, dem ein Tälchen direkt zustrebte. Dies schien uns der natürliche und gangbarste Weg zum Gipfel, und wir beschlossen, an der unteren Mündung dieses Tälchens unser Lager aufzuschlagen. Wir hätten uns keinen besseren Platz wünschen können: ein kleiner, von großen Blöcken umstandener Wiesenhang, und unter einem dieser Blöcke eine natürliche Höhle, geräumig genug, darin unser Zelt aufzuschlagen und daneben im Trockenen noch kochen zu können. «Hic manebimus optime!»

Am folgenden Tag – das Wetter war noch recht trüb – bummelten wir ein paar Stunden Weges durch das von Geröll und altem Lawinenschnee erfüllte Tälchen zum Col hinauf, um uns über den weiteren Weg zum Gipfel zu orientieren. Doch über uns wallender Nebel machte hier eine weitere Orientierung unmöglich. Die allgemeine Beschaffenheit des Berges, die Struktur der Felsen und des jenseits anscheinend sanft ansteigenden Gletschers ließen aber keine allzu großen Schwierigkeiten erwarten. Wir hätten wahrscheinlich trotz des Nebels am gleichen Tage den Gipfel erreichen können. Aber wir legten besonderen Wert auf die richtige Erforschung dieser Bergwelt. Deshalb zogen wir es vor, zu unserem Zelte hinabzusteigen und besseres Wetter abzuwarten.

Da wir für den zu erklimmenden Gipfel schon zum voraus den Namen «Punta degli Italiani» gewählt hatten, benannten wir auch den erstiegenen Paß, für den uns das Barometer eine Höhe von ca. 3900 m angab, «Colle degli Italiani», unbekümmert, ob diese Bezeichnungen auf einer künftigen offiziellen russischen Karte erscheinen werden oder nicht. Jedenfalls war das ganze Massiv auf keiner der damals vorhandenen Karten, nicht einmal auf der russischen Militärkarte, eingezeichnet, geschweige denn benannt. Wir waren also zweifellos zur Taufe berechtigt.

Am folgenden Morgen, dem 3. August, begannen wir unter einem sternenklaren Morgenhimmel den Anstieg zum Paß, den wir in wenigen Stunden erreichten. Unter uns lagen unzählige Kämme, Kuppeln, Pässe, Hochebenen, Täler, doch nirgends war, selbst mit Fernglas, irgend ein Lebewesen zu entdecken. Wie eine Mondlandschaft dehnte sich die Unermeßlichkeit der wildzerklüfteten Felsenwelt vor unseren Augen aus. In dieser endlosen Weite lag etwas von der apokalyptischen Mystik, den welterschütternden Umwälzungs- und Erneuerungsträumen der russischen Seele. Die kontinentweiten Unermeßlichkeiten des Raumes inspirieren den russischen Menschen, in Zeitspannen zu denken und zu handeln, die uns Europäern unbegreiflich sind, da die Angst vor der Zukunft uns hetzt und unser Denken einengt.

Vom Col stiegen wir ein wenig auf dem jenseits liegenden Gletscher hinunter, dann über die nach Süden sanft ansteigenden Hänge und das ziemlich ausgebreitete Gipfelplateau zum Gipfel empor (ca. 4200 m).

Die Aussicht war einzigartig. Als Eckpfeiler stand unser Gipfel da. Das darunter liegende, enge Psegan-Tal umschlang seine südlichen Flanken, die dank ihrer Steilheit und den abschüssigen Schroffen, die vor uns sich türmenden und hinschreitenden Bergketten, den Sugan, besonders aber den Bogkobaschi, zum Greifen nahe erschienen ließen. Wie gut, daß wir nicht tags vorher im Nebel aufgestiegen waren!

Lange, glückliche Gipfelstunden gingen traumhaft schnell vorüber. Seit jeher ist der Bogkobaschi für mich zum Sinnbild des Kaukasus geworden, noch mehr als der stolze Giulchì und der mächtige Sugan Tau, mehr als der schwer bezwingbare und darum von vielen Seiten

angegangene Uschba, selbst noch mehr als die bekannten und umwobenen «Fünftausender». Diese wilde Kette, die sonst fast von nirgends her sichtbar ist, und die man wie ein verborgenes Kleinod aufspüren muß, ist für mich von besonderem Reiz und heimlichem Zauber. Dieser Winkel hat es mir angetan, seiner gedenke ich besonders intensiv, seinetwegen hatte ich vor, wieder in den Kaukasus zu reisen. Wie jeder Bergsteiger in den Alpen seinen Lieblingsort hat, wohin es ihn stets zieht, so kann ich mit dem Schlierseer Liedchen singen: «Ja, im Kaukasus, da kenn i a Platzerl!»

Solange es nur irgend möglich war, blieben wir oben, um jede Einzelheit der ergreifenden Landschaft unserem Gedächtnis einzuprägen. Endlich schlug die Stunde, den Rückweg anzutreten. Unseren Spuren folgend, stiegen wir langsam und zögernd zu Tal.

Einen geliebten Gipfel der heimischen Alpen zu verlassen, bedeutet kein Adieu für immer, hegen wir doch meistens die Hoffnung, wiederzukehren. Anders bei außeralpinen Fahrten: hier verknüpft sich mit jeder Besteigung, selbst mit der leichtesten, ein ganz besonderes Erlebnis: ein Blatt im Buch deines Lebens wird umgewendet, für immer, und du fühlst, daß du älter geworden bist. Hier ist der Abschied von der Höhe begleitet vom Gefühl des Unwiderruflichen und Endgültigen.

Unseres Verweilens im märchenschönen Psegan-Tal war nicht länger. Gasparotto mußte nach Naltschik zurück, um die von Svanetanien zurückkehrenden Gefährten Herron und Singer zu treffen und mit ihnen den Elbruz zu besteigen. Aus irgend einem Grunde haben sich allerdings die Gefährten verspätet und Gasparotto hatte das Glück, dank diesem Zufall Slezak und Tomascheck zu begegnen und mit diesen die erste Besteigung des Elbruz mit Skiern machen zu können. Mich selbst drängte keine Abmachung, und so beschloß ich, nach dem Kaukasus nun das ebenso geheimnisvolle Rußland etwas kennen zu lernen.

So trennten sich in Naltschik unsere Wege: Gasparotto wandte sich wieder den Bergen zu, ich fuhr nach Moskau, an Erlebnissen reicher und zugleich aufgeschlossener für das Wesen der östlichen Seele.

Siehe auch «Mountaineering in the Caucasus, 1929», Alpine Journal 42, 1930, vom selben Verfasser.

Bibliographisches

Max Senger, «Wie die Schweizer Alpen erobert wurden»

Büchergilde Gutenberg, Zürich

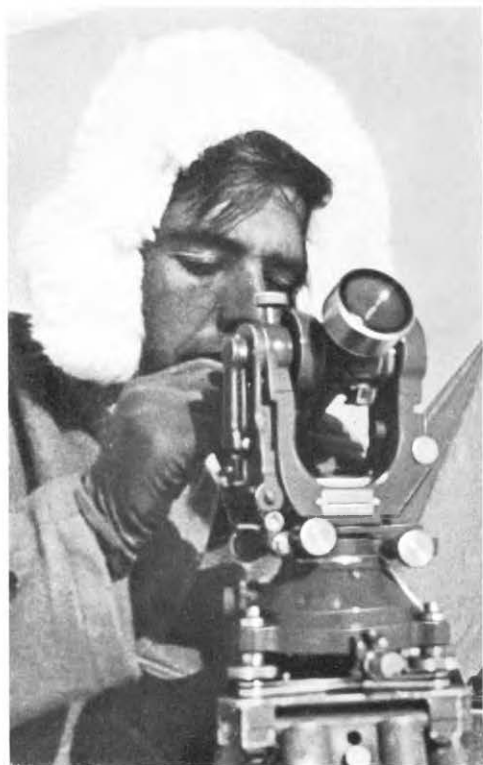
Max Senger hat es unternommen, eine Geschichte des Alpinismus, unter besonderer Berücksichtigung der Schweiz, zu schreiben. Er gliedert die Epochen sehr geschickt und erzählt lebhaft und unkonventionell. Daß er dabei ein paar Mal fast ins Burschikose abgleitet, sei schnell am Rande vermerkt. Senger unterscheidet die psychische Eroberung der Alpen, der sich dann die physische erst anschließt. Von Petrarca, einem der ersten Kündler der Bergschönheit, den man freilich noch nicht als «Bergsteiger» ansprechen kann, leitet er zu Vadian, Konrad Geßner, Josias Simler über, denen Scheuchzer als «Praktiker» und Albrecht von Haller als Dichter der Alpen folgen. Damit ist die geistige Eroberung der Alpen, die bisher stets als Ort des Schreckens und der Dämonen betrachtet wurden, soweit in die Wege geleitet, daß der Angriff auf die Gipfel selbst erfolgen kann. Die Besteigung des Montblanc durch Michel-Gabriel Paccard und Jacques Balmat im Jahre 1786 bezeichnet den Beginn dieser neuen Aera. Der geistige Vater des Gedankens, den «Weißen Berg» zu besteigen, der Genfer Naturforscher de Saussure, erreicht die höchste Kuppe Europas ein Jahr später. Dem 19. Jahrhundert blieb sodann die Eroberung aller Alpengipfel vorbehalten. — Max Senger folgt der Entwicklung bis in die Gegenwart, die Zeit der «Nordwände», da die «letzten Probleme» gelöst werden.

Zum Schlusse regt der Autor seine Leser an, nun selber in der reichen alpinen Literatur zu forschen und zu lesen; er stellt zu diesem Zwecke eine «Kleine alpine Bibliothek» zusammen. Dieses Literaturverzeichnis ist nur leider weder zeitlich noch alphabetisch geordnet.

Man vermißt darunter Namen wie Henry Hoek, Carl Egger, Samuel Plietz, um nur einige zu nennen, vor allem aber fehlen zwei für die modernste Entwicklung des Bergsteigens typische und wichtige Bücher: Leo Maduschka, «Junger Mensch im Gebirg» und Domenico Rudatis, «Das Letzte im Fels», das Buch des modernen Sportkletterers, vom Erfinder der sechs möglichen Schwierigkeitsgrade der Felstechnik.

Ich möchte aber die Betrachtung dieses so positiven und frischen Buches nicht mit ein paar negativen Einwänden schließen, die sich auf Details beziehen, sondern ich will nochmals betonen, daß es Max Senger gelungen ist, eine mitreißende Geschichte des Bergsteigens in der Schweiz zu schreiben.

Alfred Graber.



Die **WILD** Vermessungsinstrumente
Theodolite
Nivellierinstrumente

haben ihre hohe Qualität auf Forschungsreisen bewiesen (u. a. Expédition Française Transgroenland 1936, schweizerische Grönlandexpedition 1938, schweizerische Himalayaexpedition 1939). Sie sind absolut zuverlässig in der Handhabung, leicht im Gewicht und unempfindlich gegen äußere Einflüsse. Jedes Instrument wird vor Verlassen der Fabrik einer Kälte- und Schüttelprobe unterworfen. Heute arbeiten Ingenieure in fast allen Ländern der Erde mit WILD-Instrumenten.

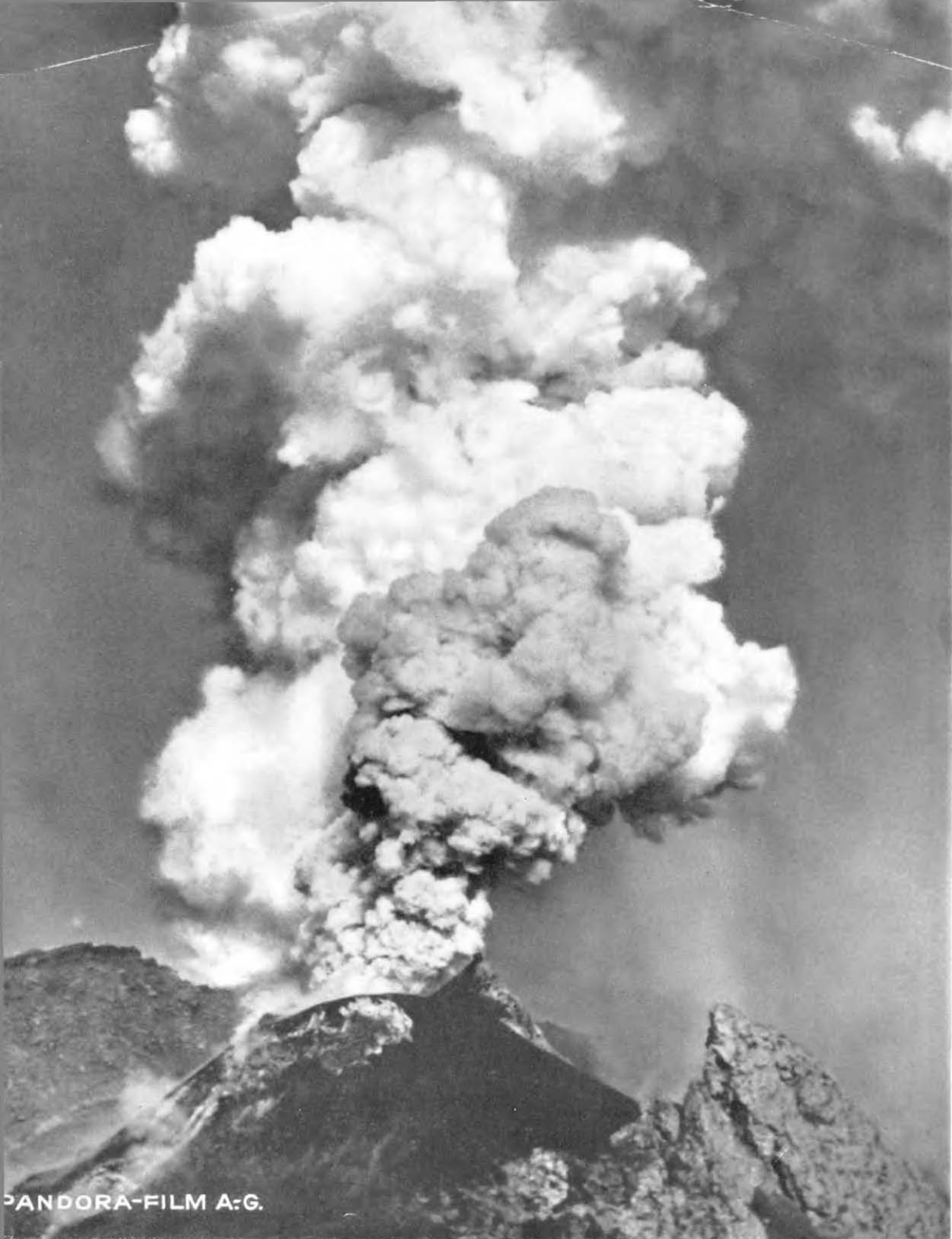
Verlangen Sie Prospekte und Offerten!

Verkaufs-AG.

H. Wilds geodätische Instrumente
Heerbrugg (Tel. 071) 7 24 33

Schweizer Feldstecher

Kern
AARAU



PANDORA-FILM A-G.

Ein Film sagt mehr als 1000 Worte!
Unsere Dokumentarfilme bereichern das Wissen
Unsere technischen Filme werben für Industrie und Handel

Pandora-Film AG. Zürich

Löwenstraße 59

Kraft - Mut - Kühnheit

sind nichts ohne
Vorsicht
in den Bergen

Gebrauchen Sie
deswegen nur Artikel mit Marke

TRICOUNI

GENÈVE - SCHWEIZ

Kataloge
Werbe-Prospekte
Broschüren
Bücher



GUTENBERGHAUS DAVOS-PLATZ
TEL. 3 51 17

liefert die



Buchdruckerei Davos AG.

Leistungsfähiger und modern eingerichteter Akzidenz-Betrieb
Setzmaschinen Eigene Buchbinderei Verlag der Davoser Zeitung



65 000 Volt Uebertragungsleitung der Bernischen Kraftwerke AG. von Chippis-Turtmann über die Gemmi nach Wimmis
Stützpunkt an der Gemmi-Südwand mit den Walliser-Hochalpen im Hintergrund

Hoch- und Niederspannungsleitungen, Orts-Verteilungsnetze, Kabel-Verlegungen

Bahn- und Trolleybus-Fahrleitungen

werden erstellt durch

AG. KUMMLER & MATTER

Leitungsbau

ZÜRICH

LAUSANNE